P.o.germ. Wieland
1594 no 8 - 47

GESCHENK
FRESENIUS

<36625095580011

<36625095580011

Bayer. Staatsbibliothek

Ramberg del.

M. E. Klug sc.

(Aus dem 14 Bande)

Triton und Schatulliöse.

Amadis IV. Gesang X.

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Sieben und vierzigster Band.

Herausgegeben

von

J. G. Gruber.

Miscellaneen.

Zweiter Theil.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen 1826.

Staatsbibliothek München

GESCHENK
FRESENIUS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

B.

1. Le Barbier's Kupfer zu Geßners Werken.
2. Der Belials-Prozeß.
3. Bibliothek des Marquis de Paulmy.
4. Bibliothek der Romane.
5. Blondel und Richard Löwenherz.
6. Bolduci.
7. Borussias von Jenisch.
8. Brants Narrenschiff und Geilers Weltspiegel.
9. Frau von Buchwald.

C.

1. Der Chor in der Tragödie.
2. Cicero.

3. Charlotte Corday.

4. Cordière, la belle, s. Labé.

5. Cousine, la, s. Guillet.

6. Die Cyklopen-Filosofie, und das Cyklopen-Recht in Nuce.

D.

1. Demetrius.

2. Demokritus von Abdera.

3. Diagoras der Melier.

E.

1. Enthusiasmus und Schwärmerey.

2. Erasmus von Rotterdam.

3. Eukleria, s. Schurmann.

4. Euripides.

a. Sprüche aus einem Sokratischen Dichter.

b. Ueber des Euripides Alcestis.

c. Wielands Uebersetzungen Euripideischer Tragödien.

d. Einzelne Bemerkungen.

F.

1. Jacob le Fevre von Etaples.

2. Johann Fihard.

3. Fracastor.

G.

1. Galiani.

2. Angelinus Gazey.

3. D. Johannes Geiler von Kaisersberg.

4. Anna Mallet de Graville.

5. Griechen.

6. Pernette du Guillet.

H.

1. Haller.

2. Heloise.

3. Hermes.
Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.
4. Homer.
Ob er ein Bastard gewesen?
5. Horaz.
6. Ulrich von Hutten.

Miscellaneen.

Zweiter Theil.

B.

Le Barbier's Kupfer

zu

der neuen prächtigen Ausgabe der Geßnerschen Werke, von Huber ins Französische übersetzt. *)

In wiefern Herr le Barbier die Lobsprüche verdiene, die ihm das Journal de Paris über die sinnreiche und geschmackvolle Komposizion und sehr fleißige Ausführung dieser Blätter (der ersten Lieferung) macht, überlassen wir Kennern und Künstlern zu entscheiden. Auch maßen wir uns nicht an, Maler und Kupferstecher in ihrem althergebrachten Rechte, Süjets

*) Oeuvres de Gessner, avec de très belles Gravures, d' après M. le Barbier, Peintre du Roi, erschienen in 15 Lieferungen mit 74 Kupfern.

zu Gemälden und Kupferstichen aus Dichtern zu nehmen, beeinträchtigen zu wollen. Nur wünschen wir, daß sie nie aus der Acht lassen möchten, was sie selbst am besten wissen sollten — daß sehr oft, was in dem Dichter ein sehr herrliches poetisches Gemälde ist, durch die pittoreske Behandlung zu einem sehr frostigen und unbedeutenden wird; und daß ein Künstler, der über einen guten Dichter arbeiten will, nicht darstellen wollen sollte, was der Dichter gemalt hat, sondern gerade das, was er nicht gemalt hat, und mit seinen Farben, seinem Pinsel nicht malen konnte — oder doch zur unmittelbaren Erweckung einer bestimmten sinnlichen Vorbildung in einem bestimmten wichtigen Augenblick nicht so gut malen konnte, als der Künstler. Von dieser letzten Art ist z. B. das über alle Beschreibung schöne Bild der verlaßnen Olympia, zum 10ten Gesang des Orlando Furioso, zu dem Augenblick, da der Dichter sie ausrufen läßt:

Che debbo far? che poss' io far qui sola?
Chi mi dà ajuto? oimè, chi mi consola? *)

Die Künstler, Cipriano und Bartolozzi, ließen sich zwar nicht einfallen im Ausdruck des Affekts mit

---

*) Was soll ich thun? was kann ich, so allein?
Wer giebt mir Hülf' und Trost in meiner Pein?
Streckfuß.

dem Dichter ringen zu wollen; denn dieß ist gerade wo der Dichter triumfirt: aber sie stellen uns diese Olympia, für die der Dichter seine Zuhörer so sehr einzunehmen gewußt hat, wirklich vor die Augen, und just hierin setzt ihre Kunst sie in den Stand, in Einem Augenblick eine unendlichmal bestimmtere Wirkung hervorzubringen als Ariosto mit seiner ganzen langen, wiewohl in ihrer Art sehr schönen, Rezension der Schönheiten der Olympia in der 67sten bis 72sten Stanze des eilften Gesanges. Man braucht ihre Olympia nur anzusehen, um den Mann, der sie verlassen konnte, zu verabscheuen, und man glaubt nun gerne, wenn der Dichter sagt:

Jo non credo che mai Bireno nudo
Vedesse quel bel corpo, ch' io son certo
Che stato non saria mai cosi crudo
Che l' avesse lasciata in quel deserto. *)

Aber daß der Augenblick, wo eine Schäferin zu ihrem Schäfer sagt: „süßer ist mir dein Kuß als Honig, so lieblich rauscht mir nicht der Bach," ein Kupfer vonnöthen haben, oder werth seyn sollte,

---

*) Nie hatte wohl Biren sie nackt erblickt,
Er hätte nimmer sonst sich von ihr trennen,
Und nie unmenschlich grausam und verrückt
In jener Wüste sie verlassen können.
Streckfuß.

oder wie es der Künstler machen könnte, um dem Mädchen eine Miene zu geben, die ihrem Liebhaber sagt, wie süß ihr sein Kuß sey — oder wie der Hirt Dafnis dastehen und aussehen, und wie er die Meise (die der Kupferstecher schwerlich für eine Meise wird kenntlich machen können) in der Hand halten müßte, um zu sagen: wie wird sie dich pflegen, weil du von mir kömmst! — Kurz, wie Chodowiecky selbst, so ein großer Meister in der Kunst kleinen Figuren eine bestimmte Bedeutung zu geben er ist, dergleichen zarte leichtschwebende Nüancen sanfter Empfindungen aus einem idealischen Arkadien auf eine unzweideutige Art sichtbar machen könnte. — dieß, ich gestehe es, geht über meinen Begriff; und Herr le Barbier müßte Wunder gethan haben, wenn der Dichter nicht durch ihn verlieren sollte.

Indessen muß man gestehen, daß dieß selbst in den kostbarsten Kupferwerken dieser Art fast immer der Fall ist. Es scheint aber auch, daß die Liebhaber von dergleichen schönen Ausgaben ihre Forderung an die Künstler nicht so hoch spannen. Sie sind doch wenigstens ein Artikel mehr in dem aufs äußerste getriebnen Luxus unsrer Zeit; und wenn die Kupfer nur, für sich betrachtet, mit Verstand komponirt, gut gezeichnet und mit Geschmack ausgeführt sind, (wiewohl man auch hierin oft mit weniger vorlieb nimmt) so ist der Liebhaber schon zufrieden. Warum sollte es also der Kunstrichter, dessen Stimme in Modesachen

ohnehin nie gezählt wird, nicht auch seyn? Denn, wenn er den Leuten auch noch so scharf bewiese, daß die besten Dichter gerade die sind, die der Kupfer am wenigsten nöthig haben — was geht dieß den Liebhaber an? Wer will jemanden wehren, seinen Hering mit Salz zu essen, wenn er Lust dazu hat? Oder vielmehr, da die Kupfer jetzt bei einem Modebuch das sind, was vor 300 Jahren die vergoldeten oder kostbar gemalten Anfangsbuchstaben und übrige Zierathen, Schnörkel und Grotesken waren: warum sollte den Leuten, die zu viel Geld haben, nicht auch dieser Weg, ihren Ueberfluß dem industriösen Theil der Nazion zufließen zu lassen, offen erhalten werden? Die unerschöpfliche Erfindsamkeit und unermüdete Geschäftigkeit der letztern, um die eingebildeten Bedürfnisse der erstern zu befriedigen und täglich zu vermehren, ist doch beinahe das einzige Mittel, wodurch dem Unheil der übermäßigen Ungleichheit gesteuert und das große Rad im Gang erhalten wird, von dessen beständigem Umwälzen das Leben der politischen Körper abhängt.

2.

Der Belial'sprozeß.

Unter den seltsamsten Produkten der finstern Zeiten und denjenigen, die den Geist derselben am stärksten charakterisiren, gehört eine der ersten Stellen dem Prozeß Lucifers gegen Jesus Christus, womit ein gewisser Jacobus de Ancharano sich im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts um die christliche Welt verdient zu machen suchte. Die Narrheiten der Menschen in allen Zeiten haben einander im Grunde nicht viel vorzuwerfen: und wenn unser mit allen Arten von Schellen reichlich behangenes achtzehntes Jahrhundert sich über irgend eines seiner Vorgänger lustig macht, so ist's immer der Premier-Minister, der sich über die Dame mockirt, die vor einer Spinne in Ohnmacht fallen wollte. Ei, Madam, wer wird um einer elenden Spinne willen einen solchen Lärm anfangen? — „Aber Sie liefen ja selbst so stark, daß sie mich zu Boden rennten?" — Ach das glaub' ich wohl, Madam, ich dachte auch es wäre

eine Fledermaus. — *) Bei allem dem, wird man in unsern Tagen kaum begreifen können, wie ein so abgeschmacktes Werk, als dieser Belialsprozeß, jemals eine so starke Sensazion habe machen können, als er wirklich einst gemacht hat.

Der Verfasser wird von einigen Jacobus de Ancharano, von andern Jacobus de Teramo genannt. Er qualifizirt sich selbst in der Zueignungsschrift an Papst Urban VI. als Priester, Archidiakon und Kanonikus zu Aversa, (unweit Neapel) wie auch Canonicus Aprucinus, das ist, Chorherr zu Teramo. Denn Teramo, eine Stadt in der Neapolitanischen Landschaft Abruzzo Ultra, wurde ehemals auch Abruzzo oder Apruzzo genennt; und so ist klar, woher er den Beinamen de Teramo hatte. Auch findet sich am Schluß des Buchs das Datum 1368, als die Zeit, worin er es zu Stande gebracht. Die erste lateinische Ausgabe, Consolatio Peccatorum, sive Liber Belial. Processus Luciferi contra Jesum, ist vom Jahr

---

*) Die Anekdote ist aus einem bekannten Buche, das vor zwanzig Jahren in ganz Europa gelesen wurde, und, weil es seine Wirkung nun einmal gethan hat, jetzt, außer Frankreich, wenig Leser mehr findet, wiewohl das viele Gute, das es enthält, mehr nützen, als das Falsche, Schiefe und Unrichtige, das ihm einen bösen Namen gemacht hat, Schaden thun könnte.

1482. *) Es existirte aber um diese Zeit schon eine teutsche Uebersetzung, das Buch Belial genannt, ein hochgründt und lobesam Werk (wie es am Schluß genennt wird) bei Johannes Bämler in Augsburg im Jahr 1473 **) gedruckt. Es ist mit vielen Holzschnitten geziert. Der Verfasser ist unbekannt; man kann ihn aber, wenigstens so gut als aus der besten Silhouette, aus dem Anfang seiner Vorrede kennen lernen, welche also lautet: „In dem Namen der allmächtigen und ungeteylten Trivältikeyt und marie der ewigen maget zu lob und zu ehren aller himmlischen höre. Ich hab gedacht ich wölle mich versuchen ob ich ze tewtsch mág pringen das buch das da trachtet ob Jhesus marie sun des recht hab gehebt daß er die helle und die tewfel hab beraubet an dem Tag da Got für alle Menschen gelyten hat mit dem bitern Tod des krewzes, und davon ist gesetzt ein lands und ein kriegisch recht, und daß han ich mir darum fürgesetzt in tewtsch ze pringen u. s. w." ***)

---

*) Fabric. Bibl. Med. et Inf. Latinit. L. IX, p. 7.

**) Fabricius l. c. giebt das Jahr 1493 an.

***) Dieß Buch, welches unter die seltnen gehört, war ehmals in der Bibliothek des berühmten Altdorfischen Polyhistors Chr. Gottl. Schwarz; und was wir davon angezogen, ist aus der Parte II. Bibl. Schwarz. sive Catalogo etc. p. 129 genommen.

Der Verfasser der Französischen Uebersetzung war, nach Fabricius, ein Doktor der Sorbonne, Namens Peter Ferget; der Herausgeber der Melanges tirés nennt ihn P. Julian Ferget, Augustiner-Ordens. Seine Uebersetzung erschien, nach Jenem im Jahr 1585, nach Diesem im Jahr 1482 zu Lyon, und wurde 1584 wieder aufgelegt. Sie ist, wie die Teutsche, mit Holzschnitten geziert, welche in sehr possirlichen, aber überaus netten Figuren den ganzen Gang der gerichtlichen Prozedur darstellen. Man sieht da die Teufel, als Gerichtsdiener, Waibel, Prokuratoren, Advokaten, Aktuarien und Notarien der Hölle, nach damaliger Französischer Weise gekleidet. Salomon ist Oberrichter, und Moses der Sachwalter auf Seiten Christi. Der Teufel, als Kläger, fühlt sich in der Schikane stark genug, um seine Sache selbst vorzutragen. David, Jesaias, Ezechiel und Johannes der Täufer werden nebst mehr andern als Zeugen abgehört. Ihr Zeugniß fällt zu Gunsten des Beklagten aus; aber Kläger Belial wehrt sich wie — ein Teufel. Der Prozeß wird in Possessorio und Petitorio geführt; endlich spricht Richter Salomon zu Gunsten des Beklagten. Aber der böse Widersacher hat die Unverschämtheit an den höchsten Richter zu appelliren. Da dieß kein andrer als Gott Vater selbst seyn kann, so scheint der Umstand, daß derselbe so nahe mit seinem Gegentheil

verwandt ist, Anfangs einige Schwierigkeiten zu machen. Belial untersteht sich zwar nicht, Gott Vater deßwegen geradezu zu perhorresciren; jedoch schlägt er ein Kompromiß vor, welches vom andern Theil angenommen wird. Aristoteles wird auf Seiten Christi, Jeremias auf Seiten des Teufels, und Jesaias, um den Ausschlag zu geben, von Beiden als Schiedsrichter genehmiget. Man kann leicht denken, daß Belial endlich den Prozeß mit allen Kosten und Schäden verliert. Die Juden und Heiden, die auf Anstiften des höllischen Wurms interveniendo eingekommen waren, fallen in die gleiche Verdammniß; ja es würde selbst den christlichen Sündern von allen Ständen nicht viel besser ergangen seyn, wenn die heilige Jungfrau nicht eine sehr ernstliche Fürbitte für sie eingelegt hätte.

Außer den vielen Ausgaben und den Uebersetzungen, die von diesem abenteuerlichen Buche gemacht worden, ist als ein Beweis der großen Achtung, worin es stand, anzusehen, daß der Teutsche Rechtsgelehrte Jacob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan hat, es mit eignen Zusätzen und Anmerkungen, und mit des berühmten Bartolus de Saxoferrato Prozeß des Satans gegen die heilige Jungfrau vor dem Richter Jesus, zu Hanau von neuem herauszugeben. *) Dieses Werk

*) Fabricius l. c. Catalog. Biblioth. Bodlej. p. 27.

des Fürsten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu seiner Zeit genannt wurde) hat, aller Wahrscheinlichkeit nach, dasjenige des Jakob de Ancharano veranlaßt, und, in so fern die Idee einer solchen Erfindung Ehre machen kann, ist jener als Erfinder, dieser bloß als Nachahmer zu betrachten; *) wiewohl der Nachahmer sowohl in Kühnheit des Plans als Subtilität der Ausführung sein Urbild zu verdunkeln gesucht hat.

So finster ehmals die Zeiten seyn mochten, d. i. so groß die Unwissenheit und Dumpfheit der Leute, die darin lebten, war, und so sehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfassung den Menschenverstand dieser guten Leute zusammen drückten; so blieb ihnen doch von diesem unverlierbaren Erbgut der Menschheit noch immer so viel übrig, daß man mit bestem Fug annehmen kann: daß sie, nach ihrer Vorstellungsart, (die sich auf ihre Lage und Bedürfnisse gründete) immer eben so gute Ursache etwas zu thun oder zu lassen, etwas hochzuschätzen oder zu verachten, gehabt haben, als die Menschen in den aufgeklärtesten Zeiten nach ihren Bedürfnissen und ihrer Weise. Das Buch des ehr-

---

*) Bartolus starb im Jahre 1356, also dreißig Jahre zuvor, ehe der Kanonikus von Teramo mit seinem Belialsprozeß fertig war.

lichen Jakob von Ancharano, das uns so abgeschmackt vorkommt, hätte dem Publikum des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich interessant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für sie wirklich interessant und lehrreich gewesen wäre.

Und wie war das möglich? fragt vielleicht jemand, der sich nicht gerne die Mühe nimmt, sich solche Fragen selbst zu beantworten.

Das war sehr möglich! Der Belialsprozeß war eine Art von poetischer Komposizion, eine nach damaliger Weise sinnreiche Art von Einkleidung der Christlichen Glaubenslehre, welche für das äußerst unwissende Volk einen desto anziehendern Reiz der Neuheit hatte, weil es so lange fast allein auf Mirakel und Marterbücher, mechanische Gebetsformeln, und äußerliche Uebung eines mit Schaugepräng und mystischen Vorbildungen überladenen Gottesdienstes eingeschränkt gewesen war. Man weiß, wie sehr die sogenannten Mysterien, oder religiöse Schauspiele von Erschaffung der Welt, vom Sündenfall, von der Geburt und dem Leiden Christi u. s. w. in diesen Zeiten durch die ganze Christenheit im Schwange gingen. Der Belialsprozeß war ein Drama dieser Art, aber von einer reichern Komposizion, und eben darum für die armen Laien lehrreicher als hundert andere dieses Schlages. Ich denke aber, es kam noch ein andrer Grund dazu, der in der Justizverfassung dieser Zeiten lag. Denn da

das Römische Recht damals in Teutschland und Frankreich je mehr und mehr in Ansehen kam, und zu Entscheidung der vorkommenden verwickeltern und subtilern Rechtsfragen zu Hülfe genommen wurde; auch überhaupt die Prozeßordnung nach und nach große Veränderungen erlitten hatte: so mußte in diesen Zeiten der Unwissenheit, da es dem Volke noch so sehr an Hülfsmitteln, sich über die angelegensten Dinge zu unterrichten, mangelte, ein Buch, worin das damalige Verfahren im Civilprozeß auf eine populare Art eingekleidet und auf ein so allgemein bekanntes und interessantes Faktum angewandt war, nothwendig mit der größten Begierde aufgenommen werden.

3.

Bibliothek des Marquis de Paulmy.

1780.

Der Marquis de Paulmy, ehmaliger Französischer Staatsminister, *) ist der Besitzer einer der größten und reichsten Büchersammlungen, die jemals ein Privatmann zusammengebracht hat. Er besitzt sie aber nicht wie etwa ein alter morgenländischer Monarch seinen Harem; er weiß sie auch zu genießen. Sie ist der Kreis seiner liebsten Beschäftigungen, und die Quelle seines angenehmsten Zeitvertreibs; kurz er lebt und webt in seinen Büchersälen. Unter der Menge von kostbaren und seltnen Büchern und Handschriften, womit sie prangen, sind, wo nicht die kostbarsten, doch gewiß die seltensten in ihrer Art, eine erstaunliche Anzahl geschriebener Hefte von seiner eigenen Hand, welche die Beweise enthalten, wie lange und genau er mit seinen literarischen Schätzen bekannt sey. Diese Hefte enthalten vornehmlich Auszüge aus

*) Gest. 1787.

seltnen und interessanten Werken, und Nachrichten von einer Menge von Büchern, die, nach Herrn Dorville's Versicherung, der Aufmerksamkeit und Nachforschung der berühmtesten Bibliografen entgangen sind. Sie breiten sich über alle Zweige der Gelehrsamkeit, hauptsächlich aber die sogenannten Belles-Lettres, über die Geschichte überhaupt und besonders über die Litterärgeschichte aus; und sind so zahlreich, daß besagter Herr Contant d'Orville (dem der Herr Marquis de P. erlaubt hat, diese verborgenen Schätze nach und nach den Liebhabern der Litteratür durch öffentlichen Druck mitzutheilen) versichert: sie böten ihm, bei bloßer Auswahl des besten, Materialien genug dar, 24 große Oktavbände anzufüllen. *)

Der erste Band oder der Buchstabe A. dieser Melanges besteht aus einem einzigen großen Memoire des Herrn Marquis von P. an eine Dame, enthaltend einen Vorschlag zu einer historischen Bibliothek zum Gebrauch der Damen, oder einen räsonnirten Katalog aller Bücher, welche nöthig sind um einen vollständigen Kursus der Geschichte in Französischer

*) André Guillaume Contant d'Orville, der als homme de lettres zu Paris lebte, gab heraus: Mélanges tirés d' une grande Bibliotheque, T. 1—60. 1779—87. 8. S. Ersch gelehrtes Frankreich d'Orville.

Sprache zu machen; nebst zwo Beilagen von Auszügen aus einem Paar merkwürdiger Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts. Der Herr Marquis will die Dame, zu deren Wegweiser im Studium der Geschichte er sich anbietet, gründlich anführen. Er verschont sie zwar, wie billig, mit der fürchterlichen Galeerenarbeit, alle Bücher, die in einer großen Bibliothek die historischen Fächer ausfüllen, durchzulesen; zumal die gute Dame die Lebenslänge der Kumäischen Sybille nöthig haben würde, um damit fertig zu werden, und sich alsdann gleichwohl noch ein neues Leben à conto nuovo ausbitten müßte, um nun auch von ihrer so sauer erworbenen Weisheit einigen Gebrauch zu machen: aber er erlaubt ihr doch nicht, nach Art und Weise der meisten gens du monde und besonders der Damen, alles ohne Wahl und Ordnung unter und über einander wegzulesen, und sich dann einzubilden, daß ihnen dieß nun ein vollständiges Recht gebe, von Geografie und Weltgeschichte, vom Ursprung, Dauer und Fall der Völker und Reiche, von ihren Kriegen, ihrer Stärke und Schwäche, ihren Verfassungen, Gesetzen, Sitten und Gebräuchen u. s. w. in Gesellschaften mit entscheidendem Ton zu sprechen, und sich dadurch in den Ruf vorzüglicher Kenntnisse und Einsichten zu setzen. Er giebt also seiner Dame nicht nur den Leitfaden in die Hand, der sie sicher durch den ungeheuren und verworrenen Labyrinth der Geschichte des menschlichen

Geschlechts leiten könne; sondern nennt und charakterisirt ihr auch, der Ordnung nach, alle die allgemeinen und besondern historischen Werke, Memoiren, Lebensbeschreibungen und Anekdoten aus allen Zweigen der Geschichtskunde, und von allen Völkern und Zeiten, welche sie wirklich lesen soll. Diese machen nun freilich nur eine mäßige Lektüre aus in Vergleichung mit derjenigen, die der Abbé Lenglot du Fresnoy in seiner Methode pour étudier l'Histoire (wiewohl nicht den Damen) vorschlägt: gleichwohl beträgt dieß Verzeichniß noch immer mehr als 520 Werke, und überhaupt etliche tausend Bände in Quart, Oktav und Duodez; und wenn man bedenkt, daß einer Parisischen Dame, (man müßte denn nur eine Leidenschaft für die Geschichtskunde bei ihr voraussetzen, welche alle andre kleine Leidenschaften für Gesellschaft, öffentliche und Privat-Schauspiele, Soupées, Kartenspiel, Ball, Colissée, Vauxhall, Boulevards, Koncert spirituel ꝛc., die geheimen Herzensangelegenheiten, den Putz und den Schlaf nicht zu vergessen, zu verdrängen fähig wäre), ich sage, wenn man bedenkt, daß einer Parisischen Dame, die der Welt noch nicht abgesagt hat, zu diesem historischen Studium nicht viel mehr Zeit übrig bleibt als diejenige, wo sie unter den Händen des Friseurs ist — denn die täglichen, wöchentlichen und monatlichen Feuilles, Journale, und die Brochures du jour, wollen doch auch überlesen, oder doch wenigstens durch-

blättert seyn: so hat man Mühe zu begreifen, wie das Leben einer Dame — wenn sie auch in einem Alter zu lesen anfinge, wo z. B. Fleury's Kirchengeschichte in 20 Bänden, oder des Pere Lafiteau's Geschichte der Bulle des Unigenitus nicht halb so anlockend sind als die Historie des Prinzen Titi und der Prinzessin Bibi — zureichen sollte, mit einem so weitläuftigen Cours d'Histoire glücklich zu Ende zu kommen.

Doch wie dem auch seyn mag, die Anzahl der Teutschen Damen, die sich der Hülfe des Herrn Marquis de P. zur Anlegung einer historischen Handbibliothek vielleicht bedienen möchten, ist zur Zeit noch so klein, daß man sicher darauf rechnen kann, diese Wenigen werden den Anfang damit machen, sich den Katalogen des Herrn Marquis selbst anzuschaffen, und wir überheben uns also um so eher mehr davon zu sagen, als die Werke, wovon die Rede ist, selbst, größtentheils sehr bekannt, die Urtheile des Herrn von P. aber nicht immer die zuverlässigsten, und oft ein wenig kavalierisch, wie man zu sagen pflegt, ausgesprochen sind. So sagt er z. B. von Kämpfers Beschreibung des Japanischen Reichs, sie sey trocken und gehe zu sehr ins Kleine, wiewohl er gesteht, daß sie in einigen Stücken küriös und sehr schätzbar sey. Ueberhaupt bedient er sich des curieux, fort curieux, tout à fait curieux, sehr häufig, um

Bücher zu charakterisiren, die er zum Lesen empfehlen will; wir gestehen aber, daß wir keinen bestimmten Begriff damit zu verbinden wissen, wenn er z. B. von des Abbé Irail Geschichte der Vereinigung von Bretagne mit der Krone Frankreichs weiter nichts sagt, als: curieuse. Im Vorbeigehen bemerken wir nur noch, daß er von unsers verdienstvollen Büschings Erdbeschreibung mit ganz besonderer Hochachtung spricht; und bei Gelegenheit der Teutschen Geschichte aufrichtig gesteht, daß es der Französischen Litteratur an einem guten Original-Werke in diesem Fache noch gänzlich mangle. Wenn man bedenkt, wie nahe Nachbarn beide Nazionen sind, und wie sie, seit Jahrhunderten, wiewohl fast immer zu Teutschlands Unglück, mit einander zu thun gehabt haben! so ist wirklich nichts Seltsameres als die äußerst gleichgültige Unwissenheit der meisten Französischen Gelehrten in unsrer Verfassung, Geschichte, Sprache und Litteratur, die so völlig das Ansehen hat, als scheine es ihnen nicht der Mühe werth, von Teutschland nur so gut unterrichtet zu seyn, als sie es von Lappland oder Kamtschatka sind. Noch ganz neulich hat sich ein berühmter Schriftsteller in einem Werke, wo die Natur seiner Untersuchungen und Behauptungen nothwendig einige Bekanntschaft mit den Nordischen Sprachen voraussetzte, nicht geschämt, auf eine sehr handgreifliche Art zu verrathen, daß das Wort Berg

das einzige Teutsche Wort ist, von dem er weiß was es auf Französisch heißt. *)

Die zweite Lieferung, oder der Theil B der Mélanges führt den besondern Titel, Manuel des Chateaux, (comme qui dirait Handbuch für den Adel auf dem Lande) oder Vorschläge eine Bibliothek von Romanen zu formiren, ein Liebhaber-Theater einzurichten, und die Ergötzlichkeiten eines Gesellschafts-Saals ergötzlicher zu machen; in Briefen an eine Dame. Man sieht schon aus dem Titel, daß sich dieses Handbuch wieder in drei verschiedne Abhandlungen theilt.

Die erste besteht aus einem sogenannten Catalogue raisonné von 600 Stück alter und neuer Romane, welche in dem Boudoir der Frau von *** Platz bekommen sollen.

Die Frau von *** hatte nämlich dem Herrn Marquis geschrieben, (und ihr Brief macht wirklich das kuriöseste Stück in diesem Theile der Mélanges aus,) sie hätte seinen Catalogue raisonné über alle historischen Bücher, welche er den Französischen Damen zu lesen anrathe, mit vielem Vergnügen gesehen; und wäre sehr entschlossen, ihre Winter-Lek-

---

*) Bailly in seinen Lettres sur l'Atlantide.

türes, oder, welches eben so viel sey, ihre ernsthaften Lektüres nach dem Plane des Herrn Marquis einzurichten. Jetzt aber sey die Rede von einem andern Dienste, den sie sich von ihm ausbitten müsse; nämlich, nun auch für ihre Sommer- und Herbst-Lektüren zu sorgen; das heißt, für Lektüren auf dem Lande, der Jahrszeit angemessen, die den Promenaden und der Zerstreuung gewidmet sey — bei welchen das sentiment (vulgo das Herz) zwar jusqu' à un certain point interessirt wäre, der Verstand aber nie ernsthaft attaschirt würde; mit einem Wort (sagt Madame de ***) für Lektüren, wie sie sich für die Lebensart schicken, welche ich in der scharmanten *) Maison de Campagne zu führen ge-

*) Wir bitten alle patriotischen Eiferer für die Reinigkeit unsrer Sprache (die uns gewiß nicht weniger als irgend einem unter ihnen am Herzen liegt) an diesem etwas kauderwelsch tönenden Mischmasch von Teutsch und Französisch kein unzeitiges Aergerniß zu nehmen. Da wir bei allen unsern Lesern (beiderlei Geschlechts) so viel Französisch voraussetzen dürfen, um ohne Sorge zu seyn, Ihnen durch die hier beibehaltenen Französischen Worte unverständlich zu werden: so glaubten wir, gerade um desto besser verstanden zu werden, gewisse Französische Worte, die sich nicht so übersetzen lassen, daß man bei den Teutschen Worten, die man für jene geben könnte, völlig das nämliche denke, was eine Parisische Dame

denke, die mein Mann und ich zu *** gekauft haben.

Wenn es erlaubt seyn könnte, an eine Französische Dame eine indiskrete Allemannische Frage zu thun, so möchte man hier wohl (ohne just ein Schach Baham zu seyn) fragen dürfen: wie weit allenfalls das sentiment einer eleganten und liebenswürdigen Parisischen Dame

---

bei den Französischen denkt, lieber als eine Art von Kunstwörtern, die zur Terminologie des Französischen guten Tons gehören, beibehalten zu müssen. So wäre es z. B. leicht gewesen, une maison de campagne charmante, in der gemeinen Uebersetzungs-Fabrikmanier, durch ein allerliebstes Landhaus zu dollmetschen! Aber fürs erste hätte man demungeachtet bei weitem in dem größten Theile von Teutschland keinen rechten Begriff von der Sache, weil es in dem größten Theile von Teutschland keine allerliebste Landhäuser giebt; und zweitens wäre zwischen einer maison de campagne charmante, so wie es deren zehn Meilen in der Runde um Paris eine Menge giebt, und zwischen einem allerliebsten, oder reizenden, oder wunderartigen Teutschen Landhause noch immer ein großer Unterschied; und, wenn es auch in der Gegend von einigen Hauptstädten des heil. Röm. Reichs Teutscher Lande hie und da (welches wir nicht zu leugnen begehren) ein nach dem neuesten Französischen Geschmack gebautes, distribuirtes, und möblirtes Landhaus giebt: so ist das doch, eben deßwegen, kein Teutsches Landhaus, sondern eine scharmante maison de campagne. Eben so verhält es sich mit dem se-

in der schönen Jahrszeit interessirt werden dürfe, um nur jusqu' à un certain point und nicht etwa, unglücklicher Weise, ein Paar Linien Pariser Maß weiter, interessirt zu werden? Denn, wo das sentiment so genau und haarscharf, wie an einem Englischen Barometer, abgemessen werden muß, da könnten ein Paar Linien über den gewissen Punkt großes Unheil anrichten. Ueberhaupt scheint Madame de *** diesen Brief wenigstens im Anfang der schönen Jahrs-

---

rieusement attacher l'Esprit und mit dem interesse jusqu' à un certain point. — Solche Gallizismen können nicht ganz und rein verteutscht werden; und ich glaube auch nicht, daß wir viel dabei gewinnen würden, wenn wir unsre Sprache damit, als mit einer unsern alten bösen Nachbarn abgejagten Beute, bereichern wollten. Wir Teutsche lesen entweder ohne alles attachement (wie gemeiniglich; daher uns auch meistens Besseres und Schlechteres gleichviel, oder wenigstens in Ermanglung des Vortrefflichen, alles was uns in die Hände fällt, willkommen ist) oder wir attaschiren uns serieusement an das was wir lesen; und werden daher, ordentlicher Weise, von einer Lektüre entweder gar nicht oder mit Leib und Seele, und nie jusqu' à un certaint point interessirt; kurz, ächte Teutsche Biedermänner und Biederweiber denken sich bei einem attachement, das nicht ernsthaft attaschirt, und bei einem Interesse bis auf einen gewissen Punkt so viel als Nichts! und wohl Ihnen und Ihren Kindern, wenn sie diesen Nazionalzug noch lange beibehalten!

W.

zeit geschrieben, und also nicht ernsthaft genug überlegt zu haben, wie mißlich es sey, sich in der Sommerzeit, als der eigentlichen saison de l'amour, wo alles was lebt und webt, sich liebt und lockt und schnäbelt und paart — und noch dazu auf dem Lande, wo dieß allgemeine Beispiel der ganzen Natur desto gefährlicher ist, weil man ihm dort gar nicht ausweichen kann — kurz, in einer Jahrszeit, wo alles bis auf die Luft Liebe athmet — sich mit keiner andern Lektüre als Romanen, Feenmährchen und galanten Novellen unterhalten zu wollen. Freilich will Madame de *** als eine vorsichtige Frau, nur jusqu' à un certain point interessirt werden; aber — schönste Madame de***! wo sind die Romane, die, ohne eine Dame d' une certaine sensibilité vor Langerweile vergehen zu machen, nur genau bis auf den oftbelobten gewissen Punkt, welcher, mit Dero Erlaubniß, ein sehr ungewisser Punkt ist, interessiren dürften? Es ist eine höchst kitzliche Sache; und ich möchte nicht derjenige seyn, der Ihnen Ihre Sommer-Lektüren vorschlagen, und noch weniger derjenige, der einen Roman für Sie schreiben müßte; das kann ich Ew. Gnaden versichern. — In ganzem Ernste! Die Sache ist um so weniger leichtsinnig zu nehmen, weil Madame von *** alle Hoffnung in der Welt hat, sehr interessante Gesellschaft in ihrem Landhause zu sehen. Denn, wir haben (sagt sie dem Herrn Marquis von P.)

zwanzig Betten für Herrschaften; wir loschiren unsre Gäste; und zwei Meilen in die Runde liegen zwanzig artige Häuser, aus deren Bewohnern wir uns eine deliziöse Gesellschaft bilden können. Wir werden (fährt sie fort) einen sehr großen und schön bepflanzten Park haben, anmuthige Gärten, schönes springendes Wasser, prächtige (superbes) Küchengärten, Basse-Conrs, eine Menagerie, und eine Jagd von ziemlichem Umfang. Alles dieß betrifft und interessirt den Herrn von *** (schon wieder etwas, das sich nicht recht auf Teutsch geben läßt; denn eine Teutsche Frau würde gesagt haben: meinen Mann; in Frankreich sagen die Bauerweiber so.) Aber was mir am Herzen liegt, das sind die drei Pieçen in meinem Appartement, auf die ich meine größten Belustigungen *) gründe. — Madame de *** läßt sich in eine ziemlich umständliche Beschreibung dieser drei Pieçen ein, wovon die eine ihr Gesellschafts-Saal, die andre ihre Bibliothek, und die dritte ein Schauspiel-Saal ist. Von diesen nun ist die Bibliothek ihr Lieblingszimmer; es ist (nach ihrem Ausdruck) ein scharmantes Boudoir; und außer einer Menge Tabletten, die zum Empfang der Bücher, welche Herr von P. vorschlagen soll,

---

*) Amusemens eigentlich; aber nicht einmal für amusement haben wir ein Wort; denn der Teutsche amüsirt sich nicht.

bereit sind, mit einer wohlgepolsterten Ottomane versehen, auf welcher Madame de*** ihre Sommer-Lektüren zu machen, ja wo sie sogar mit denjenigen räsonniren will, (nur ihrer immer aufs wenigste zweien — denn in einem so scharmanten Boudoir, in dem elegantesten Deshabillé von der Welt, mit einem interessanten Roman in der Hand, und in einer so gefährlichen Jahrszeit, Madame, möchte es auch wohl nur jusqu' à un certain point zu räsonniren rathsam seyn —) welche sie hoch genug schätzen wird, um ihnen ihre Betrachtungen (über den besagten Roman) mitzutheilen.

Die Frage ist also, womit Madame de *** die Tabletten ihres Boudoirs ausfüllen soll? oder vielmehr, dieß ist keine Frage: „denn womit könnte man sie ausfüllen, sagt sie, als mit Romanen?“ — Die Frage ist also nur, mit was für Romanen? Und dieß ist's, worin ihr der Herr Marquis von P., dessen unendliche Belesenheit auch in diesem Fache ihr angerühmt worden, mit seinem guten Rathe an die Hand gehen soll. Vermöge einer sehr exakten Ausmessung und Berechnung, welche sie von ihrem Valet de Chambre-Tapissier erhalten hat, hat sie, wenn man auf jeden Band in 8vo. und 12mo. (denn mit Folio's und Quarto's will sie nichts zu thun haben) einen in den andern acht Daumen Höhe und anderthalb Daumen Dicke rechnet, in ihrem besagten Bou-

doir just für 600 Bände Platz; und bittet also den Herrn Marquis, ihr unvorzüglich das Verzeichniß derselben zu schicken, damit sie sogleich gekauft und eingebunden werden können, und sie auf Pfingsten alles schon an seinem Platze finden möge.

Natürlicher Weise fällt ihr bei dieser Gelegenheit ein Histörchen ein, das ehmals auf Unkosten eines gewissen Generalpachters, Namens Bourvalais, erzählt wurde. Dieser wackere Mann hatte sich, in Kraft der Millionen, die er im Dienste des Königs und der Nazion gewann, ein prächtiges Haus gebaut, und der Baumeister hatte nicht ermangelt, l'Appartement de Monsieur auch mit einem sehr schönen Büchersaal zu versehen. Einen Büchersaal? sagte Herr von Bourvalais: was will der Herr, daß ich mit einem Büchersaal anfange? Um Vergebung, antwortete der Baumeister; ein Büchersaal ist eine eben so nothwendige Pieçe in dem Hôtel eines Mannes wie Sie, als ein Boudoir in dem Appartement einer Dame. Sie werden sehen, was für eine prächtige Tapisserie diese Tabletten machen werden, wenn sie mit schön eingebundenen Büchern angefüllt sind. Gegen dieses Argument war nichts einzuwenden. Herr v. Bourvalais ließ also seinen Tapezierer herbeikommen. „Meß' er die Höhe und Länge dieser Tabletten, sagte er, und bestell' er mir so viel Ellen Bücher als er nöthig hat; aber daß sie alle aufs magnifikste und nach der neuesten Mode eingebunden sind! Ver-

steht er mich?" — Der Tapezierer nahm sein Maß, ging zum nächsten Buchhändler und verlangte für die Bibliothek des Herrn General-Pachters so und so viel hundert Ellen Bücher von allen Formaten. Der Buchhändler sah sogleich, mit wem er's zu thun hatte; und weil er eben mit einer neuen Auflage der Andachtsübungen für die heil. Charwoche, (la semaine sainte genannt) die keinen sonderlichen Abzug hatten, beladen war; so lieferte er dem Tapezierer, unter andern, auch ein Paar Schock Ellen semaines saintes ab. Die Bücher machten in ihrem vergoldeten Band eine so gute Figur, daß Herr von Bourvalais ganz stolz auf seine Bibliothek war, und nichts angelegners hatte, als jedermann in seine Bibliothek zu führen. Der Buchbinder wurde sehr bewundert; wie man aber genauer nachsah, so waren die Oktav-Fächer mit lauter heiligen Wochen angefüllt. — Madame von *** erklärt sich also, zu Verhütung alles Mißverständnisses, daß sie, nach der Berechnung ihres Tapezierers, zwar 600 Stück Romane nöthig habe: aber daß sie sich ausdrücklich von jedem Roman nur ein Exemplar ausgebeten haben wolle; auch sollten es lauter solche seyn, die entweder durch die Schönheit der sentimens ihr Herz (jusqu' à un certain point) interessiren, oder durch die Kunst der Komposizion und das Sonderbare der Begebenheiten ihren Geist (nicht serieusement) attaschiren, oder durch

die Eleganz der Schreibart ihren Geschmack befriedigen, oder sie wenigstens zu lachen machen könnten.

Der Herr v. P. ist zwar keiner von den jüngsten Rittern mehr; aber doch viel zu loyal und galant, um sich im Dienst einer schönen und tugendhaften Dame de par le monde (wie der alte Brantome spricht) irgend eine Mühe dauren zu lassen. Er übersendet also der Frau von *** ungesäumt das verlangte Verzeichniß der 600 Stück Französischer Romane; mit der Versicherung, daß er solche aus mehr als 6000 Stücken ditto ausgelesen; und, weil Eins ins Andre höchstens einen kleinen Thaler Einkauf kosten kann, so werden Ew. Gnaden, sagt er, Band und Provision des Kommissionärs mit eingerechnet, für hundert Louis die interessanteste Garnitur für Ihr Boudoir — und wenn Sie auch, die schöne Jahrszeit durch, jährlich 50 Bände lesen, für 12 Jahre genug und satt zu lesen haben. Und da unter den 5400 Romanen, welche in der Frau von *** Boudoir keinen Platz finden konnten, noch manche sind, die so viel Recht gelesen zu werden haben als andere; überdieß auch zu hoffen steht, daß die Herren Gens de Lettres und Beaux-Esprits, in Paris und in den Provinzen, es binnen der 12 nächsten Jahre an neuen Produkten in diesem beliebten Fache nicht fehlen lassen werden: so zweifelt er nicht, daß er überflüssig im Stande seyn werde, sie, nach Verfluß dieser Zeit, mit einer neuen Garnitur versehen zu können.

Das Verzeichniß selbst ist nach dem Plan der ersten Jahrgänge der Bibliotheque Universelle des Romans eingerichtet, von welcher der Herr v. P. gewissermaßen der Stifter war, und welche einige Jahre lang unter seiner Oberaufsicht fabrizirt wurde. *)

Es enthält also I. übersetzte Griechische und Lateinische Romane. II. Ritterromane, und zwar von allen drei Klassen, die von der Tafelrunde, die von der Ritterschaft Karls des Großen, und die ganze Familie der Amadise. Anhangsweise fügt er noch eine hübsche Anzahl Ritterromane und Rittermährchen bei, die zu keiner von diesen Hauptklassen gerechnet werden können, als z. B. die Geschichte von Robert le Diable und seinem Sohn Richard ohne Furcht, die von der schönen Melusine und von Gottfried mit dem großen Zahn, ihrem Sohne; von Peter von Provence und der schönen

---

*) Von dieser Bibliothek, an welcher der Graf Tressan, de Bastide, Cardonne, Coupé, Mayer u. A. Mitarbeiter waren, erschienen zu Paris von 1775 — 1789, 224 Theile in 112 Bänden. 12. S. Ersch. gel. Frankr. 2ter Nachtr. S. 402., und Eberts Bibliogr. Wörterb. S. 194. Nach einer Unterbrechung von neun Jahren erschien als Fortsetzung die Nouvelle Bibl. d. R. von 1798 — 1805, jährlich 8 Bände.

Magellone; von Gerhard von Nevers und der schönen Euriant von Savoyen, seinem Liebchen; vom kleinen Johann von Saintrè; und der Dame aux belles Cousines u. s. w. Von den drei letztern hat der Graf von Tressan seitdem in der Bibliotheque des Romans überaus angenehme Auszüge, oder vielmehr Umschmelzungen (wenn man so sagen darf) gegeben. III. Historische Romane, vom Triomphe des neuf Preux bis zu Marmontels Belisaire, besonders die Romane, die sich auf die Französische Geschichte gründen, und deren eine ungeheure Menge sind; sodann auch die kleinere Anzahl derjenigen, die in die Geschichte der übrigen Völker einschlagen. Von allen, deren der Herr v. P. erwähnt, giebt die Bibliotheque des Romans Nachricht und Auszüge. IV. Liebesromane, zweihundert an der Zahl; wovon ein beträchtlicher Theil in den großen Sammlungen, die den Namen der Landbibliotheken (Bibliotheques de Campagne) führen, Platz gefunden haben. V. Geistliche, Moralische und Politische Romane — von dem ziemlich abgeschmackten alten Barlaam bis zum vortrefflichen Telemach des in seiner Art und in seinem Stande einzigen Fenelon; von Gusman d'Alfarasche bis zum Sethos des Abts Terrasson; und vom Wahrheitsbrunnen des Dúfresny bis zum Ewigen Juden (Juif errant) der Bibliotheque bleue. VI. Komische und Sa-

tyrische Romane, vom Petron bis zum Eulenspiegel, oder Tiel l' Espiegle, der dem Teutschen Originalgeist so viel Ehre macht und unter den Händen seines neuesten Verschönerers so viel gewonnen hat! VII. Novellen und Erzählungen, ein unermeßliches Feld! VIII. Romans merveilleux, eine Klasse, unter welche in der Bibliotheque des Romans alle Morgenländische Geistererzählungen, Feenmährchen und Reisen im Lande der Ideen gebracht sind. Endlich IX. Ausländische Romane. Unter diesen neun Rubriken rezensirt Herr von P. nicht nur alle Romane, womit Madame de *** ihre Tabletten garniren soll; sondern auch noch eine Menge anderer, die sich, seiner Meinung nach, in den Auszügen, so die Bibl. des Rom. davon giebt, besser lesen als im Original; und von jenen liefert er, zu Ende seines Catalogue raisonné, noch ein simples Verzeichniß, worin blos Titel, Ausgabe, Format, und Anzahl der Theile angegeben sind. Seine Urtheile sind größtentheils ziemlich zuverläßig, wiewohl meistens zu unbestimmt, und oft, bei wahren Meisterstücken des Genies, bis auf den Gefrierpunkt kalt; doch kann seine Arbeit überhaupt Allen, die sich in dem Romanesken-Fache das Beste, was die Französische Sprache aufzuweisen hat, anschaffen wollten, nützlich seyn. Wir bemerken nur noch, daß Er auf der 75sten Seite auch der Contes des jüngern Crebillon erwähnt, unter denen er dem Ecu-

moire (Schaumlöffel) oder Tanzai und Neadarne (so im Jahr 1734 zum ersten Mal erschien) den Vorzug zu geben scheint. Er gesteht, daß diese sogenannte Japanische Geschichte zu frei sey; meint aber doch, man könne nicht umhin anzuerkennen, es sey sehr viel Witz und viel Imaginazion in allen ihren Details. Indessen ist er so weit entfernt, weder diesem witzigen Schaumlöffel, noch dem Sofa, oder der Nacht und dem Augenblick, oder dem Ah! quel Conte eben desselben Verfassers — der unstreitig nicht für junge Damen geschrieben hat — einen Platz in dem Boudoir der Frau von *** einzuräumen: daß er sogar Bedenken trägt, Ihr, auch nur im Vorbeigehen, von diesen allzumuthwilligen Jeux d' Esprit eines Mannes zu sprechen, der mit sehr großen Talenten das Unglück gehabt zu haben scheint, nicht in der besten Gesellschaft zu leben. Vielleicht könnte uns die Zurückhaltung über das jusqu' à un certain point, bis zu welchem Madame de *** sich durch Romane interessiren lassen will, einigen Aufschluß geben.

Die Frau von *** hat aber auch einen Schauspielsaal in ihrem Schlosse, und ist sehr entschlossen, ihn nicht unbenutzt zu lassen; zumal da ihre Nachbarn und Nachbarinnen auf dem Lande Verstand

und Witz (man weiß selten, welches von diesen beiden nicht ganz gleichbedeutenden Wörtern man nehmen soll, wenn im Französischen von Leuten qui ont de l'Esprit die Rede ist,) und Talente, und Welt, und eben so wie Madame de *** große Lust zum Komödiespielen haben. Das Einzige, was sie ein wenig verlegen macht, ist die Wahl der Stücke. Sie erwartet also von der unerschöpflichen Gefälligkeit des Herrn von P., daß er sie auch mit einem dramatischen Repertorio versehen werde. Zu gutem Glück hat der Herr Marquis schon so etwas fertig liegen, welches er vor einiger Zeit unter dem Titel: Etrennes dramatiques de Societé zum Gebrauch der Liebhaber hatte drucken lassen wollen. Er versichert, daß es nicht ganz seine eigene Arbeit, sondern daß der Fonds aus einer Handschrift, die vor mehr als 20 Jahren in einem Landhause gefunden worden, gezogen sey; wiewohl er gesteht, daß er vieles daran habe ändern müssen, um es für gegenwärtige Zeit und Umstände brauchbar zu machen. Dieses Werk macht also unter dem Titel: „Räsonnirtes Verzeichniß aller Tragödien und Komödien des Französischen und Italienischen Theaters zu Paris, wie auch aller Actes d'Opera, Komischen Opern, Schauspielen mit Gesang und Proverben (in dramatische Handlung gesetzte Sprüchwörter), welche sich dazu schicken, auf kleinen Gesellschafts-Schaubühnen vorgestellt zu werden," den zweiten Theil des Ma-

nuel des Châteaux aus; und enthält ein Repertorium von 200 Trauerspielen, 24 Lustspielen und Dramen in fünf Aufzügen, 22 dito in dreien, 1 in zweien, und 12 in einem Aufzuge, sämmtlich aus dem Theâtre - Français; 6 dito von drei, und einem Dutzend von einem Aufzug, aus dem Theâtre-Italien; eben so viel Actes d'Opera, 7 Komische Opern, 17 Stücke mit Arietten, 7 Sprüchwörter, und zu allem Ueberfluß auch eine Parade. Jeder dieser Gattungen so wohl als dem Ganzen sind einige Vorerinnerungen vorangeschickt. Zur Probe, wie der Herr von P. dieses Repertorium eingerichtet, wird folgendes mehr als genug seyn.

Iphigenie, von Racine.

„In diesem Stücke sind fünf schöne Rollen, zwei Männerrollen, nämlich Agamemnon und Achill, und drei Frauenzimmerrollen, Klytemnestra, Iphigenie und Eriphile. Diese letztere scheint beim ersten Anblick wenig interessant; aber mit Talenten kann es nicht fehlen Beifall darin zu erhalten. Des Ulysses Rolle ist mehr schwer als schimmernd; sie erfordert eine gewisse Herbe (Austerität) und viel Kunst; aber wie gut ein Akteur sie auch machen mag, auf großen Beifall darf er niemals rechnen. Jede Aktrice, die sich zur Klytemnestra entschließt, muß in ihr Gedächtniß zurück rufen, wie Mademoiselle Dümesnil sie

spielte. Zur Iphigenie ist eine junge und hübsche Person vonnöthen, die eine zärtliche Seele, ein ungekünsteltes Spiel und einen rührenden Ton der Stimme hat. Eben diese Eigenschaften sind auch zur Eriphile nöthig; ja es bedarf noch mehr Seele und Talent, um solche geltend zu machen. Ueberhaupt fünf Mannspersonen und zwei Frauenzimmer."

Le Cercle, von Poinsinet.

„Dieses Stück (in zwei Aufzügen) ist ein leicht hingeworfenes Gemälde der Sitten und gewisser Ridikülen unsrer Zeit. Die Rollen des Lisidor, des Marquis und des Barons sind ziemlich artig; die des Arztes, des Abbé und des Schöngeists sind pikant, wiewohl kurz. Unter den Frauenzimmerrollen ist Araminthens die vornehmste. Diese kleine Komödie wird immer gut gespielt werden, wenn die Akteurs dasjenige erwischen können, was man das Ensemble nennt, etwas, das nur durch viele Repetizionen (oder Proben, wenn man will, wiewohl Eins so Teutsch ist als das Andre) zu erhalten steht. In allem sechs Manns- und fünf Frauenspersonen."

Viele unsrer Leser, denen es ganz und gar keine Schande ist nicht zu wissen, was eine Parade für ein Ding sey, möchten's doch vielleicht nicht ungerne sehen, wenn sie es bei dieser Gelegenheit erführen. Eine Parade also ist eine Art von Possenspiel, wie man sie auf den Boulevards zu Paris zu sehen bekommt, kalkulirt für eine Art von Zuschauern, welche gewöhnlich nicht zur guten Gesellschaft gerechnet werden, woran sich aber doch auch zuweilen die gute Gesellschaft zu belustigen geruht. Weil es bloß darum zu thun ist, die Lungen und Zwerchfelle der Badauds de Paris zu erschüttern, so ist gesunde Vernunft, Wahrscheinlichkeit und Anständigkeit ordentlicher Weise gänzlich aus dieser Art von Possen verbannt, und alle Arten von gröberm Witz (Zweideutigkeiten und Zoten nicht ausgenommen) sind da willkommen; je ungereimter und leichtfertiger je besser; kurz, Herr von P. versichert selbst, daß in der ganzen Sammlung, le Theâtre des Boulevards genannt, nicht ein einziges Stück sey, das man vor Damen spielen könnte. Indessen kann sich doch (wie er hinzusetzt) das Theâtre-Italien rühmen, ein Stück zu besitzen, das zwar weder mehr noch weniger als eine Parade, aber doch, von Seiten der Decenz wenigstens erträglich ist; und dieß ist: das redende Gemälde, welches, wenn ich nicht irre, auch in Teutschland Beifall gefunden hat. Herr von P. meint, mit gutem Fug, es ließen sich dergleichen Fazezien noch

darstellen, und giebt folgendes zu einem kleinen Beispiel.

Isabelle Haubenstock.

Eine Parade.

Personen:

Isabelle, Leander, die Tante, und Nachbar Till, (in Oberteutschland kann er auch Sepp oder Lipperl heißen.)

Canevas des Stücks.

Isabelle, im Begriff, mit Einwilligung ihrer Tante, Leandern zu heirathen, muß noch vorher mit besagter Tante eine Reise machen; trägt also Nachbar Tillen auf, während ihrer Abwesenheit Leandern zu beobachten, und ihr von der Treue, so er ihr beim Abschied geschworen, Rechenschaft zu geben. Bei ihrer Rückkunft ist das erste, was sie zu thun hat, sich bei Nachbar Tillen nach der Beständigkeit ihres Liebhabers zu erkundigen. Die Nachrichten, so sie von ihm erhält, lauten nicht zum Besten. Leander ist zwar selten aus seinem Zimmer gekommen; man hat ihn aber alle Morgen und Abende mit einer Unbekannten, die er seine Allerschönste, seine Allerliebste nannte, in großer Konversazion gehört; man konnte

zwar nicht alles, aber doch so viel davon verstehen, daß er ihr die zärtlichsten Dinge von der Welt vorsagte; und was bei dieser geheimen Intrigue das Wunderbarste ist, man hat gleichwohl weder Mann noch Frau bei ihm ein- oder ausgehen gesehen. Isabelle fängt über diese Nachricht Feuer; die Tante bestärkt sie in ihrem Argwohn; man macht einen Anschlag den Ungetreuen zu überraschen; die beiden Frauenzimmer verstecken sich; und Nachbar Till soll ihnen heimlich Nachricht geben, wenn Leander wieder zu Hause seyn wird. Isabelle macht sich, in der Wuth ihrer Eifersucht, ein rechtes Fest daraus, ihn bei ihrer Nebenbuhlerin zu überfallen. Leander kommt nach Hause, geht in sein Zimmer, verschließt sich; bald darauf hört man ihn sehr zärtlich und feurig mit einem Frauenzimmer sprechen, welches keine Antwort giebt. Die Sache wird immer verdächtiger. Isabelle und die Tante stürmen wie zwei rasende Medeen hervor, sprengen die Thür ein, und finden den getreuen Schäfer Leander auf den Knieen vor einem — Haubenstock, den er auf ein Tischchen gestellt und mit einer von Isabellens abgetragenen schmutzigen Nachthauben koeffirt hat. Diese Entwicklung befestigt, wie billig, das gute Vernehmen der beiden Verliebten, und sie können nun, der Zuschauer halber, Hochzeit machen, wenn sie wollen. — Man sieht, daß eine Parade in diesem Geschmack, eine kleine dramatische Schnurre ist, deren Werth von

Ort und Augenblick, einem guten Einfall und einer lebhaften Ausführung abhängt; und derjenige, der Witz und Laune genug hätte, etliche Dutzend dergleichen Dinge zu erfinden, würde sich um die kleinen Theâtres de Campagne, die auch in Teutschland immer mehr Mode werden, kein geringes Verdienst machen.

Doch, wir wollen dieß unsern theatralischen Journalen und Almanachen, so wie die Anecdotes dramatiques de Societé, par un Acteur, ancien amateur de ce genre d' Amusement (ohne Zweifel der Herr Marquis von P. selbst) gerne überlassen, welche dem vorbesagten Répertoire angehängt sind. Sie sind meistens, was man ein wenig platt nennen möchte. Das Beste davon ist eine Beschreibung einer ziemlich artigen feenmäßigen Fête, die der Frau Marquisin von *** während ihrem Wochenbette auf einem schönen Landhause nicht weit von Paris, von ihrem Gemal, und einer auserlesenen Gesellschaft von Freunden und Verwandten gegeben wurde, und wobei Demogorgon, der König der Genien, und die Fee Carabosse, sich mächtig viel zu thun machen. Vermuthlich war der ancien amateur selbst eine Hauptperson in diesem romantischen Wochenstuben-Feste; doch muß man gestehen, daß es lustiger ist, bei dergleichen Gelegenheiten Akteur oder Zuschauer, als geneigter Leser zu seyn.

4.

Bibliothek der Romane. *)

1780.

So ein frivoles Ding ein Roman in den Augen der meisten ernsthaften Leute ist, so gehören doch sehr ernsthafte, gescheidte und gelehrte Männer dazu, uns eine Bibliothek der Romane zu geben, durch welche die Litteratur und die Menschenkenntniß gewinne. Man kann sich von den ungenannten Verfassern der gegenwärtigen, nach diesem ersten Bande zu urtheilen, vieles versprechen — wiewohl wir nicht bergen, daß die Stelle in der Vorrede, wo man uns sagt: „von den ältesten und wenig bekanntesten der Inländischen Romane, und den interessantesten und neuesten der Ausländischen die Skizzen oder den

*) Bei Gelegenheit der Bibliothek der Romane, welche der Gothaische Rath und Bibliothekar Reichard (anonym) mit Beihülfe von Mylius u. A. seit 1778 bei Himburg in Berlin herausgab.

Geist zu geben, und gleichsam ihre Miniaturgemälde aufzustellen, ist eine Sache, die dem Leser die beste und anziehendste Unterhaltung gewährt," uns ein wenig aufgefallen ist. Denn entweder hat der Verf. hier seine Feder einen Augenblick allein gehen lassen, oder wir müssen glauben, daß er eine Skizze von einem Werk geben, und den Geist davon geben, und ein Miniaturgemälde davon aufstellen, für Ausdrücke halte, deren einer den andern erläutert, und die im Grunde einerlei sagen wollen. Unsers wenigen Ermessens ist die Skizze eines guten Dichterwerkes, ein bloßes Gerippe, höchstens dem Kenner brauchbar, aber sehr wenig anziehend für den Liebhaber, der dieß Gerippe mit Fleisch und Blut bekleidet und belebt, und mit Geist beseelt sehen will, um Genuß davon zu haben. Der Geist eines Werks ohne den Leib ist ein zu feines flüchtiges Wesen, und verduftet gewöhnlich unter der Operazion des Ausziehens. Und Miniaturgemälde von großen Romanen erinnern uns an die kleinen zwei oder drei Daumen breiten Bildchen, worin man uns unlängst von den Meisterstücken der Galerie zu Düsseldorf eine Idee hat geben wollen. Bei einem Roman, wie bei allen andern Gedichten, machen die eigene Art der Ausführung und Behandlung, die lebendige Darstellung, die Kraft und Wahrheit des Kolorits, die Schönheiten des Detail, und der Effekt, den dieß alles wieder im Ganzen zusam-

men thut, gerade den Werth des Werks aus; der Geist lebt und webt in dem allen. Ihn davon abzuziehen, ist unmöglich; ihr würdet einen todten Leichnam übrig behalten, und der Geist wäre euch unter den Händen entschlüpft. Der Graf von Tressan, von dem einige weitläuftige Auszüge aus den Ritterromanen, Gyron le Courtois, Tristan de Lionnois u. A. in der Französischen Bibliotheque des Romans stehen, hat daher, ungeachtet der ungemeinen Gabe, die er hat, einen Auszug durch die Lebhaftigkeit und das Geistreiche seines Styls interessant zu machen, für nöthig befunden, oft mit den eigenen Worten seines eigenen Originals zu sprechen, oft ziemlich große Stellen von etlichen Seiten wörtlich daraus abzuschreiben, und gerade diese Fragmente der Originale sind das Interessanteste in seinen Auszügen. Da nun diese in den Auszügen seiner Auszüge, die man uns hier unter der Rubrik Ritterromane verspricht, verloren gehen, so geht just alles verloren. Ist die Absicht der Verfasser dieser B. ein Werk zu unternehmen, das wirklich für Gelehrte und Liebhaber zugleich interessant seyn soll: so möchten wir ihnen rathen, uns z. B. Auszüge aus den alten Teutschen Romanen und Gedichten von der Tafelrunde zu liefern, die in einigen Bibliotheken, z. B. zu Wolfenbüttel, Dresden, Insprugg u. s. w. noch in Handschriften liegen, und den weisen König, den Theuerdank, und ihres gleichen

nicht aus ihrem Plan auszuschließen. Dagegen möchten sie bei den Vätern und Müttern unter ihren Lesern und Leserinnen mehr Dank verdienen, wenn sie aus der Rubrik, Episoden und kleine Geschichtchen, solche Werkchen ausschlößen, wie die Schäferstunde, *) die freilich, wie sie sagen, pikant, aber nur gar zu pikant geschrieben ist. Die Herausgeber gestehen, sie sey etwas frei: aber (setzen sie hinzu) wir glaubten, was in einem Journal für Damen stehen könnte, würde sich eben so gut für eine Bibliothek der Romane schicken. Und hierin haben sie sich unstreitig geirrt; denn in Paris und in dem Zirkel, worin Herr Dorat lebt, sind unter dem Worte Dames auch etliche tausend hohe und niedrige Catins begriffen. So weit aber ist's mit uns Deutschen noch nicht gekommen. Unsre Schwestern, Weiber und Töchter, auf welche es doch wohl mit dieser Bibliothek am meisten gemünzt ist, sind — wenigstens a priori — keine Doratsche Dames, sondern ehrliche Mädchen und Weiber, an denen noch was zu verderben ist.

---

*) Von Dorat, aus dem Journal des Dames übersetzt.

5.

Blondel und Richard Löwenherz.

Eine Anekdote aus der alten Geschichte der provenzalischen Dichter. 1777.

Richard, genannt Löwenherz, Coeur de Lion) dritter König von England aus dem Hause Plantagenet oder Anjou, und zweiter Sohn König Heinrichs des Zweiten, bestieg den Englischen Thron im Jahre 1189. Kurz zuvor hatte der edelmüthige Sultan Saladin Jerusalem und das heilige Grab (das durch den abenteuerlichen Fanatismus der Ritterzeit das Grab etlicher hundert tausend Europäischer Christen wurde) nach der berühmten Schlacht bei Tiberias wieder eingenommen, und dadurch Europa von neuem mit allgemeinem Eifer entflammt, die durch diesen Verlust, nach damaliger Vorstellungsart, auf die ganze Christenheit gefallene Schmach wieder zu tilgen und zu rächen. König Richard, der tapferste und ritterlichste Fürst seiner Zeit, war

auch der, bei welchem dieser Eifer zur heftigsten Leidenschaft aufloderte. Um in jenen geldarmen Zeiten die zu seinem vorhabenden Kreuzzuge nothwendigen Summen aufzubringen, veräußerte er von den Domänen, Einkünften und Regalien der Krone so viel er nur immer konnte. Ich wollte London selbst verkaufen, sagte er, wenn ich nur einen Käufer dazu finden könnte. König Filipp August von Frankreich vereinigte sich mit ihm zu diesem Abenteuer: aber, so wie Er, seinem persönlichen Charakter und seinem Rang nach, ein Recht zu haben glaubte, den Agamemnon unter dem vereinigten Heere der Kruziaten vorzustellen, so hatte Richard hingegen alle persönlichen Tugenden und Fehler, um die Rolle des Achills zu spielen. Seine bis zum Romantischen getriebene Unerschrockenheit und Liebe zu Abenteuern erwarb ihm den Beinamen Löwenherz, und machte ihn zum Helden eines der berühmtesten Ritterbücher des dreizehnten Jahrhunderts. *) Sein Name ward so furchtbar unter den Sarazenen und Türken, daß die Mütter, um ihre kleinen Kinder zum Schweigen zu bringen, sie mit dem König Richard bedräuten. Joinville, der in seinem Leben des heiligen Ludwigs diesen Umstand erzählt, setzt noch einen andern hinzu: Wenn die Araber rit-

*) S. Wartons History of English Poetry. Vol. I. 3 und 4.

ten, und ihre Pferde von irgend einem ungewöhnlichen Gegenstande stutzig wurden, so pflegten sie, indem sie ihnen den Sporn gaben, zu sagen: Wie? meinst du, du sehest den König Richard? Ich weiß nicht ob sich ein stärker zeichnender Zug denken läßt. Die Romanciers dieser Zeiten fanden etwas so wundervolles in den ritterlichen Thaten dieses Prinzen, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als vorzugeben, er sey im Besitz des in der fabelhaften Geschichte des Königs Artus so berühmten magischen Schwertes, Kaliburn oder Eskalibor genannt, gewesen; wiewohl der Roman von König Artus sagt, sein Schildknappe habe solches auf Befehl seines Herrn nach dessen Tod in die See geworfen.

Indessen blieben doch alle Großthaten dieses Helden und seiner Mitverbundenen ohne den abgezielten Erfolg. Eine fatale Eifersucht trennte die christlichen Fürsten, und entkräftete eine Macht, die durch Eintracht den Sarazenen hätte verderblich seyn können. König Richard selbst war zu stolz und zu heftig in seinen Leidenschaften, um die übrigen seine persönliche Ueberlegenheit nicht zuweilen stärker fühlen zu lassen, als die Klugheit es erlaubte. Der König von Frankreich, der Herzog von Burgund, Leopold Herzog von Oesterreich, (der nach dem unglücklichen Tode des Kaisers Friedrich Rothbarts und seines Sohnes an der Spitze der Teutschen Kruziaten ge-

blieben war) trennten sich von ihm gerade zu einer Zeit, da man die größte Hoffnung hatte, Jerusalem den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen.

Richard blieb allein; und die Frucht aller seiner Heldenthaten war, nebst der Eroberung von Askalon, ein Waffenstillstand, wodurch den Christen der Besitz des Wenigen, was sie mit so großem Aufwand wieder gewonnen hatten, und die Freiheit das heilige Grab zu Jerusalem ungehindert zu besuchen, auf drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden versichert wurde.

Unternehmungen, wie diese, wo große Monarchen ihre Erbländer verlassen und an Menschen und Geld erschöpfen, um in einem entlegenen Welttheil ohne Plan und festen Zweck Abenteuer zu bestehen; wo mit ungeheuern Kräften am Ende — Nichts geschafft, und die ganze Unternehmung, sogar im Moment der Gewißheit eines vollständigen Erfolgs, mit eben dem Schwindelgeiste, womit sie begonnen worden, wieder aufgegeben wird: eine solche Art zu verfahren, muß uns, nach den Grundsätzen einer gesunden Politik beurtheilt, unsinnig vorkommen. Aber die Kreuzzüge, und besonders König Richards seiner, müssen aus dem damals in ganz Europa herrschenden Taumel der irrenden Ritterschaft erklärt werden. Richarden war es bloß darum zu thun, in die entlegensten Länder auf ritterliche Abenteuer zu ziehen, sich mit Sarazenen und Riesen und Löwen herum zu schla-

gen, und den Minstrels, die ihn begleiteten, Stoff zu Romanzen und Ritterbüchern zu geben. Diesen Zweck hatte er erreicht, und das Uebrige bekümmerte ihn wenig. Entwürfe auf bleibende Eroberungen, Unternehmungen, von welchen eine dauerhafte Ruhe die Frucht wäre, kamen damals nicht in die Köpfe der Helden. Man trieb und taumelte sich herum, ohne einen andern Zweck dabei zu haben, als sich herum zu treiben; man lebte, so zu sagen, von den Abenteuern des Tages; und man wollte sich selbst und andern immer noch Arbeit für den folgenden übrig lassen. Dieß war der Geist der Ritterzeit!

Richard hatte bei der Belagerung von Askalon und bei andern Gelegenheiten den Herzog oder Markgrafen von Oesterreich, Leopold, auf eine sehr empfindliche Art beleidigt, und Leopold, dem es an Muth fehlte sich die Genugthuung eines Ritters zu verschaffen, (die ihm Richard nicht verweigert haben würde) hatte sich mit dem verschlossenen Grimm einer ohnmächtigen Nachbegierde nach Hause begeben. Aber, was er wahrscheinlicher Weise nicht hoffen konnte — eine Gelegenheit, Rache an seinem Feinde zu nehmen, ohne seine eigne Person in Gefahr zu setzen — spielte ihm das Schicksal und Richards Unvorsichtigkeit ganz unvermuthet in die Hände. König Richard, durch die einheimischen Unruhen seines Reichs und den unedeln Einfall des Königs Filipp in seine Französischen Erbländer zur Rückkehr gezwungen, hatte bei Aqui-

leja Schiffbruch erlitten, und an diesem Orte die Kleidung eines Pilgrims angelegt, um unerkannt seinen Weg durch Teutschland zu nehmen, weil er in Frankreich nicht sicher zu seyn glaubte. Um den Nachstellungen des Gouverneurs von Istrien zu entgehen, nahm er einen Umweg über Wien; und hier verrieth er sich durch einen Aufwand und Freigebigkeiten, die an einem Pilgrim um so mehr Aufmerksamkeit erregten, da er zu sehr das Air eines Helden hatte, um für das angesehen zu werden, was seine schlechte Kleidung ankündigte. Kurz Richard wurde entdeckt, angehalten, und nach Linz in ein enges, der königlichen Würde höchst unanständiges Gefängniß gebracht. Und hier soll ihm die Avantüre begegnet seyn, welche der Stoff der gegenwärtigen Erzählung ist.

Richard hatte seine Jugend meistens in seinen Französischen Erbländern, und einen ziemlichen Theil derselben in der Provence gelebt, wo die Kunst des Gesangs um diese Zeit in der höchsten Blüthe stand, und nicht nur eine der gemeinsten Ergötzlichkeiten der Großen bei Gastmählern und Festivitäten ausmachte, sondern auch von vielen unter ihnen selbst mit Ruhm getrieben wurde, — wie es im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte bei uns Teutschen auch war. Hier sog Richard die sonderbare Liebe zu der Kunst der Trubadurs oder Minstrels ein, die ihn sein ganzes Leben durch nie verließ. Ja

die Liebe, welche von jeher so viel Sänger gemacht hat, machte auch ihn zum provenzalischen Dichter; denn das Provenzalische wurde damals für angenehmer und singbarer als das Französische, und für die eigentliche Sprache der zärtlichen Leidenschaften gehalten. In der Folge war sein Hof, wie der des Landgrafen Hermann von Thüringen, ein Sammelplatz der berühmtesten Minstrels seiner Zeit, unter welchen Fouquet von Marseille, Anselm Faydit und Blondel de Nesle als seine Lieblinge genannt werden.

Der letzte hatte auf dem vorerwähnten Kreuzzuge (wohin dem Französischen Adel, nach Massieus Ausdruck, ganze Legionen Dichter folgten) sich besonders dem König Richard gewidmet, und war ein Augenzeuge, ohne Zweifel auch ein Sänger seiner vornehmsten Thaten gewesen — wiewohl um diese Zeit die Bestimmung der Dichter von der Würde, die sie in den ältern Zeiten der Barden und Skalder behauptet hatte, schon ziemlich herab gesunken war. Denn ehemals wurden die Barden als von den Göttern begeisterte Männer angesehen, und ihr Amt war ein heiliges und öffentliches Amt. Es war für sie Pflicht, die Kriegsmänner ihres Volkes auf ihren Heerzügen zu begleiten, ihnen den Schlachtgesang zu singen, Beobachter und Richter ihrer Heldenthaten zu seyn, und nach geendigter Schlacht den Tapfern durch Siegesgesänge zu belohnen, den Feigen

hingegen durch Verachtung und Spott zu brandmarken. Diese Bestimmung bezog sich unmittelbar auf die Verfassung der alten Celtischen, Germanischen und Nordischen Völker — roher, wenig zahlreicher, von Jagd, Raub und Krieg lebender Haufen, in denen das Gefühl der Freiheit, mit dem Drang der gemeinsamen Noth verbunden, diesen Gemeinheitsgeist, dieses für Einen Mann Stehen hervorbrachte, wovon große polizirte Nazionen, vermöge ihrer bürgerlichen und militärischen Verfassung, keinen Begriff mehr haben; wo jeder allen und alle jedem angehörten; wo eines Mannes persönliche Tugend als ein Eigenthum und gemeines Gut seiner Kaste oder seines Gaus angesehen wurde, und Verachtung des Lebens, wenns die gemeine Sache galt, die erste aller Tugenden war, und es, wofern die kleine Nazion sollte bestehen können, seyn mußte.

Aber all dieß fand, bei so sehr veränderten Umständen, unter den Nachkommen dieser Völker in den Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge nicht mehr Statt. Die Feudalverfassung hatte, durch ganz natürliche Folgen, jenen Gemeinheitsgeist beinahe ganz ausgelöscht. Die Vasallen waren mehr oder minder mächtige, und die mächtigsten unter ihnen beinahe ganz unabhängige Herren geworden. Jeder bekümmerte sich nur um sich selbst, dachte nur auf seine eigne Erhaltung und Vergrößerung, und hielt seinen eigenen Hof. Die

zufälligen Verbindungen der Noth oder des Eigennutzes, die der Moment knüpfte, löste der Moment wieder auf; persönliche Freundschaften unter den Rittern, und (wiewohl höchst selten) persönliche Treue gegen den Oberlehnsherrn, waren noch die einzigen Bande, welche Stärke genug hatten Probe zu halten, und wohl gar das ganze Leben auszudauern. In solchen Umständen konnten die Musenkünste nicht mehr die Wunder thun, die sie ehemals gewirkt hatten. Sie waren nicht mehr unentbehrliche Triebfedern, nicht mehr Zunder und Nahrung des Gemeingeistes; der Dichter und Sänger war nicht mehr ein Diener des Staats. Stufenweise, so wie die Verfassung, Umstände und Sitten der Staaten selbst sich änderten, sanken sie zu bloßen Künsten des Vergnügens herab, und machten einen Theil des Luxus ihrer Zeit aus. Die Trubadurs und Minstrels wurden eine Art von Hofdienern, die man zur Pracht und zum Zeitvertreib hielt; man liebte, man ehrte sie sogar noch: aber weniger um ihrer wirklichen Verdienste willen, als weil sie sich zur Belustigung der Großen unentbehrlich zu machen wußten; weil man ihre Lays und Fabliaux liebte, und weil Poesie, Musik und pantomimische Kunst, die sich in der Folge wieder von einander trennten, damals nur eine einzige Profession ausmachten und von einerlei Meistern getrieben wurden. Die Großen mochtens zwar noch immer

(wie natürlich) wohl leiden, wenn sie von ihren Dichtern besungen wurden: aber das Lob, das sie erhielten, war weniger der verdiente Preis ihrer Tugenden, als Kitzelung ihrer Eitelkeit, und konnte auch nicht wohl mehr seyn, da doch am Ende der am meisten gelobt wurde, der am besten bewirthete und die reichsten Geschenke gab. — Doch dieß ist ein Nebenpfad, dessen Verfolg uns zu weit von unserm Gegenstande führen würde.

Blondel hatte den König Richard auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande begleitet; aber durch den Sturm, der den König an die Küste von Istrien warf, war das Schiff, worauf dieser Minstrel sich befand, in die Lagunen von Venedig getrieben worden. Blondel verfolgte seine Reise durch Teutschland und die Niederlande, und forschte allenthalben fruchtlos nach dem König, seinem Herrn und Freunde. Er kam endlich nach England: aber auch da wußte man nicht, was aus Richarden geworden seyn könnte; denn seine Gefangenschaft blieb ein ganzes Jahr lang ein Geheimniß. Der Minstrel beschloß seinen geliebten Herrn auszufinden, und wenn er ihn auch in der ganzen Welt suchen müßte. Er reiste lange vergebens, bis endlich ein dumpfes Gerücht, oder eine Vermuthung, die durch die ihm wohlbekannte Erbitterung zwischen Richard und Leopold wahrscheinlich gemacht wurde, ihn in die Staaten des letztern leitete.

Nachdem er sie viele Tage lang durchwandert hatte, ohne auf eine nähere Spur zu kommen, langte er zuletzt bei einem alten Schloß an, in dessen Thurm ein Gefangener (wie er ausforschte) scharf bewacht wurde. Wiewohl ihm niemand etwas näheres sagen konnte, so schlug ihm doch gleich das Herz, daß es sein Herr seyn könnte. Da es aber unmöglich war, sich auf irgend eine gewöhnliche Art, ohne verdächtig zu werden, davon gewiß zu machen; so versuchte ers folgender Maßen. Er fand Mittel, spät in der Nacht so nahe an den Thurm und unter das Fenster des Gefangenen zu kommen, daß seine Stimme von diesem gehört werden konnte; und nun, nachdem er auf seiner Cither eine Weile präludirt hatte, fing er ein Lied an, welches Richard selbst in Palästina zu einer Zeit gemacht hatte, da er seiner Liebe zu der schönen Margarite Gräfin von Hennegau am stärksten nachzuhangen Gelegenheit gehabt. Denn die Gräfin hatte, nach dem Beispiel der meisten Damen dieser Zeit, sich auch mit dem Kreuz bezeichnen lassen, und war ihrem Gemal nach dem heiligen Lande gefolgt. Da es unsern Lesern wenig Trost geben möchte, wenn wir ihnen (falls wirs auch könnten) dieses Lay in der provenzalischen Sprache, worin Richard es gesetzt, vorsingen ließen; so haben wir versucht, es, so gut es gelingen wollte, in unsre Muttersprache überzutragen — herzlich wünschend, daß es wenigstens mehr von der Kraft und Treuher-

zigkeit des Originals in sich haben möchte, als die galantisirte Uebersetzung der Mselle l'Heritier. *)

Blondel also fing zu singen an, wie folget:

Brennend tobt' in mir das Fieber,
Sengte jedes Lebensband,
Meiner Augen Licht ward trüber,
Und herüber
Aus dem finstern Schattenland
Streckte schon der Tod nach mir die kalte Hand.
Da kam mein Lieb mit holdem Blick
Und Tod und Fieber wich zurück.

Hier hielt der Minstrel ein; denn das Lied hatte bei jeder Stanze einen Refrein; und er zweifelte nicht, wenn der Gefangene derjenige wäre, den er suchte, so würde er sich bei dieser Gelegenheit verrathen.

Seine Erwartung betrog ihn nicht. Eine dumpfe, aber, wie er wohl hörte, des Gesangs gewohnte Stimme aus dem Innern des Thurms hervor, vollendete die Stanze mit folgendem Refrein:

---

*) In einem kleinen, wenig bekannten Roman, der den Titel führt: La tour tenebreuse et les jours lumineux Contes Anglois, tirés d'anciens Manuscrits, contenant la Chronique, les Fabliaux et autres Poesies de Richard I. surnommé Coeur de Lion. Paris 1705. 12.

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Blondel fuhr fort:

Ringsum mit Gefahr umfangen
Focht ich in der wilden Schlacht;
Dicht, wie Gottes Hagel, drangen
Spieß' und Stangen
Auf mich ein mit aller Macht;
Schon ersank mein Arm und um mich her ward's Nacht:
Da rief ich meine Dame an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan.

Die nämliche Stimme antwortete:

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Blondel beschloß mit der letzten Stanze des Liedes:

Laßt das Feldgeschrei erschallen,
Wie im ungestümen Meer
Winde brausen, Donner knallen,
Alles fallen,

Alles splittern um mich her,
Hohes Muthes wird mein Herz doch nimmer
leer:
Kein Schicksal mich zu Boden fällt,
So lang' die Lieb' empor mich hält.

Die Stimme antwortete abermal:

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Groß war Blondels Freude; denn er konnte nun kaum zweifeln, daß es König Richard sey, der ihm geantwortet: aber um sich gleichwohl noch völliger zu überzeugen, setzte er aus dem Stegreif die vierte Stanze in der nämlichen Weise hinzu:

Neid und feige Rachgier lauern,
Nachts im Wald dem Löwen auf,
Zwingen ihn in finstern Mauern
Auszudauern;
Treue leitet Blondels Lauf:
Harre, Löwenherz! bald springt dein Kerker auf!

Und alsobald antwortete die Stimme, gleichfalls aus dem Stegreif:

O wäre Margot nur bei mir,
Der Himmel, spräch' ich, wäre hier!

Denn — sollt' ich deß erröthen?
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Nun glaubte der getreue Blondel seiner Sache völlig gewiß zu seyn; aber seinem Herrn unmittelbare Hülfe zu leisten, war ihm unmöglich. Indessen hatte Richard wenigstens die Stimme seines geliebten Minstrels erkannt, und er mochte nun glauben, daß es Blondel selbst oder sein Geist gewesen sey, immer mußt' es ihm Trost und Muth geben, nach einer so langen Todesstille und Verlassenheit von allem was ihm lieb war, eine Freundesstimme gehört zu haben, die ihm Befreiung versprach.

Blondel flog nach England zurück, machte den Baronen des Reichs den Ort bekannt, wo ihr König gefangen gehalten würde, und beförderte dadurch dessen Befreiung, welche einige Monate darauf — wiewohl mit vieler Mühe und Umständen, die dem Kaiser Heinrich dem Sechsten, und dem Herzog Leopold wenig Ehre machen — auch wirklich erfolgte. S. Fauchet Recueil de l' origine de la Langue et Poesie Françoise p. 93.

6.

B o l d u c i.

1 7 9 0.

Wenn Sie etwa den ehrwürdigen Pater Bolduci, Kapuziner, und seinen Stammbaum des Mönchegeschlechtes, von Erschaffung der Welt an, noch nicht kennen, so rathe ich Ihnen mit diesem außerordentlichen Kopfe Bekanntschaft zu machen, sobald Sie fühlen, daß Ihnen eine nachdrückliche Erschütterung der Hypochondrien heilsam seyn dürfte. Doch da dieß ziemlich oft Ihr Fall ist, warum sollte ich nicht das gute Werk an Ihnen thun, und Sie zum Voraus mit der Medizin versehen, die ich Ihnen anrathe, da ich sicher genug vermuthen kann, daß Ihnen die Existenz des guten Kapuziners Bolduci etwas eben so Neues ist, als sie es mir noch vor wenigen Tagen war, und das Buch, dem ich seine Bekanntschaft zu danken habe, wiewohl es vielleicht schon (unverdienter Weise) unter den Händen eines unsrer zehentausend unermüdlichen Uebersetzer seufzet, Ihnen

demungeachtet noch lange unbekannt geblieben seyn könnte.

Kapuzinerwitz steht, wie Sie wissen, schon lange nicht im besten Geruche: aber wie beträchtlich auch die Anzahl der schwerleibigen Serafinen seyn mag, die den Witz ihrer Brüder in einen so schlimmen Ruf gebracht haben, so ist es doch ungerecht, den ganzen Orden entgelten zu lassen, was einige verschuldet haben. Wohin versteckt sich zuweilen die Weisheit? dachte ich mehr als einmal in meinem Leben, da ich sie sogar in einer Kapuzinerkutte fand. Und wundern Sie sich nicht darüber. Die Kapuziner verdienen mehr als irgend ein andrer Mönchsorden, den Namen der modernen oder christlichen Cyniker: warum sollte es, unter mehr als fünf und zwanzig tausend Kapuzinern, womit die christliche Welt beseligt ist, nicht auch, wie ehemals unter den zahlreichen Bocksbärten des Cynosarges zu Athen, einen Demetrius oder Demonax *) gegeben haben, oder noch geben?

Um also — ohne uns irgend einen höhnischen Seitenblick, der ein ehrwürdiges Individuum von den spitzkapuzigen Zweigen der Familie des heil. Paters Franz von Assisi kränken könnte, zu erlauben — auf obbesagten P. Bolducius zurückzukommen, so scheint

*) S. diese Artikel.

dieser wackere Mann von der Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit des Mönchsstandes so tief durchdrungen zu seyn, daß er ihn sogleich mit Erschaffung der Welt entstehen läßt; ja man sollte, seiner Vorstellungsart nach, denken, die Welt sey endlich bloß der Mönche wegen erschaffen worden, und die übrigen Söhne und Töchter von Adam und Eva wären zu keinem andern Ende da, als dafür zu sorgen, daß es dem Erdboden nie an Klosterbrüdern, und den Klosterbrüdern nie an Hülle und Fülle gebreche. Wundern Sie Sich also nicht, mein lieber S., zu hören, daß Enos, Adams Enkel, der Stifter des berühmten Ordens der Enossäer, der einige tausend Jahre später den Namen der Essäer oder Essener trug, und überhaupt der Patriarch aller Mönche, so wie sein Sohn Kenan der Erzvater aller Mindern Brüder (Minoriten) und Bettelmönche war.

Nach Verlauf einiger Jahrhunderte erlebten diese heiligen Väter an ihren Kindern, was der gute Serafische Vater Franz an den seinigen erleben mußte, wiewohl er es nicht höher, als bis auf fünf und vierzig Jahre brachte. Sie relaxirten sich, und St. Henoch, Groß-Urenkelsohn von St. Enos, sah sich genöthigt, eine große Reformazion mit den Antediluvianischen Mönchen vorzunehmen; konnte aber dennoch nicht verhindern, daß das Dichten und Trachten der Menschen in dem nächstfolgenden Jahrtausend

immer böser wurde. Die Kinder Gottes (die Mönche) beschliefen die Töchter der Menschen, und zeugten gewaltige Leute in der Welt mit ihnen, die es zuletzt so arg trieben, daß es den lieben Gott endlich gereuete und in seinem Herzen bekümmerte, die Menschen gemacht zu haben, und er bei sich beschloß, alles was Odem hatte, vom Menschen an bis auf das Vieh, und bis auf das Gewürm, und bis auf die Vögel unter dem Himmel von der Erde zu vertilgen. Bekanntermaßen wurde der einzige Noah mit seinen drei Söhnen, und ihren Weibern, und einem Paar von jeder Gattung der vierfüßigen Thiere, der Vögel und der Gewürme, in der Arche aus der Sündfluth gerettet, die eine Folge dieses furchtbaren Entschlusses war: aber, was wir ohne den ehrwürdigen P. Bolduci nicht wüßten, ist, daß es Bruder Japhet, Noahs dritter Sohn war, der, nach Wiederherstellung der Sachen auf dem Erdboden, unter dem Namen Saturnus (der von dem Hebräischen Worte Satar, sich verbergen, abstammen soll) sich ins Latium zurückzog, und seinen Sohn Pikus den Kureten zur Erziehung übergab, einer Art von Mönchen, wie (nach unserm scharfsinnigen Kapuziner) schon ihr bloßer Name beweist; es sey nun, daß er von dem Griechischen Worte Kura, Tonsur, oder (was ihm noch wahrscheinlicher ist) von dem Hebräischen Rapha abgeleitet wird, von welchem die Mönche dieser uralten Zeiten den Namen

Raphaim (Therapeuten) erhielten; so daß die Filiation dieser Kureten von dem ältesten Mönchsorden des heil. Vaters Enos — außer allem Zweifel ist.

Pikus zeugte mit der andächtigen Schwester Pika, seiner Gemalin, in seinem zwanzigsten Jahre einen Sohn, Namens Faunus, und begab sich bald darauf in ein Kloster, wo er bei seiner Einkleidung den Namen Jupiter oder Jovis erhielt, welcher, da er von Jehovah abstammt, augenscheinlich bezeugt (sagt mein Kapuziner), daß der ehemalige Pikus dadurch, daß er Gemal und Vater wurde, das Gelübde der Keuschheit nicht gebrochen, und der junge Faunus sein Daseyn vielmehr dem eifrigen Gebet seiner Aeltern als der gewöhnlichen Art, wie die Menschen in die Welt kommen, zu danken hatte. Bruder Jupiter brachte sein Leben in einem Kloster auf der Insel Kreta zu, starb, trotz aller Leichtfertigkeiten, die ihm die blinden heidnischen Dichter instigante Diabolo nachsagten, im Geruch der Heiligkeit, und seine Reliquien wurden in hohen Ehren gehalten.

Faunus, weit entfernt aus der Art so religiöser Voraltern zu schlagen, ging, sobald er konnte, in eine Wildniß, und stiftete unter dem Namen Merkurius einen Orden, der in der Folge zu einem lächerlichen quiproquo Anlaß gab. Er und seine Jünger lebten nach einer sehr strengen Regel. Ihr Kloster war ein Wald, ein hohler Baum ihre Zelle;

sie nährten sich von Kräutern und Wurzeln, und kleideten sich in ungegerbte Ziegenfelle. In diesem etwas wilden Ordenshabit sahen sie zwar den Einsiedlern, welche in spätern Zeiten die Thebaische Wüste bevölkerten, ziemlich ähnlich: aber die Nachwelt, die sich nicht einfallen ließ, hinter diesen Waldmenschen in behaarten Ziegenfellen Morgenländische Mönche zu suchen, verwandelte den ehrwürdigen Pater Abt Merkur und seine geistlichen Brüder in eine Art von Waldteufel oder Bockmenschen, und den Hebräischen Namen Sairim, den sie vermuthlich ihres ziegenböckischen Ansehens wegen geführt hatten, in Satyri.

Ich erlasse Ihnen, wie billig, das Mährchen vom Melchisedech, dem König von Salem, welches P. Bolduci aus dem heil. Athanasius anführt, und begnüge mich nur zu sagen, daß dieser Melchisedech, nachdem er sieben Jahre auf dem Berge Tabor ganz allein, bis auf den Gürtel nackend, und von wilden Früchten lebend, in Beschaulichkeit und Abtödtung seines Fleisches zugebracht hatte, wieder herabstieg und zu Salem eine Art von regulirter Chorherren stiftete, deren Vorsteher nach ihm Heber, der Großurältervater Abrahams, war. Dieses Stift war eine Zeit lang in sehr blühenden Umständen, und das allgemeine Noviziathaus aller jungen Raphaim oder Therapeuten in Palästina; bis sich die Jebusiter von Jerusalem Meister machten, und die Religiosen des heil. Melchisedech nöthigten, ihren Sitz

im Thale Raphaim aufzuschlagen. Diese bewiesen sich hier so mächtig in Worten und Werken, daß sie den Namen Gibborim, die Starken, oder die Riesen erhielten. Nimrod und sein Sohn Ninus waren Mönche dieses Ordens. Der erste, der deßwegen ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn heißt, starb im Geruch der Heiligkeit, und sein Sohn ließ ihm ein Grabmahl errichten, worauf seine Bildsäule in kolossalischer Größe, unter dem Namen St. Baal (so viel als der Titel Vestra Dominatio, oder Vestra Reverentia, den die Mönche ihren Obern zu geben pflegen) noch lange hernach ein Gegenstand der öffentlichen Verehrung war.

Auch der ehrwürdige Bruder Job (Hiob) zog sich in seinen alten Tagen in eines von den Klöstern dieses Thales zurück; und Dom Abraham, außer dem, daß er ihr Kloster-Vater (père temporel) war, und sich die Beförderung ihres Zeitlichen sehr angelegen seyn ließ, machte sich auch durch Stiftung eines eigenen Ordens von Hospitalier-Rittern verdient, deren viertes Gelübde war, alle Bedrängte, vornämlich Wittwen und Waisen, in ihren Schutz zu nehmen. Er hatte eben dreihundert und achtzehn Knappen dieses Ordens bei sich, als er seinen Brudersohn Loth aus den Händen der vier Könige, oder Kaziken, rettete, die ihn, nach der Niederlage des Königs von Sodom und seiner vier Bundesgenossen, mit aller seiner Habe gefangen davon führten. Denn

daß die 318 junge Männer, mit deren Hülfe Abraham diese That verrichtete, weder seine Söhne noch seine Knechte, sondern Religiosen seines Ordens, die aber noch im Noviziat standen, gewesen seyen, ist unter andern auch daraus klar (sagt P. Bolduci), weil sie in der Vulgata ausdrücklich Novitii genennt werden. Sein Enkel Joseph erhielt das große Kreuz dieses Ordens aus den Händen des Königs Pharao, der damals Großmeister war, vermuthlich weil Abraham dem Könige Abimelich, seinem Vorfahren, diese Würde erblich aufgetragen hatte. Unter den folgenden Großmeistern zeichneten sich Moses und Josua vorzüglich aus, und der Orden stieg unter ihnen zu seinem größten Glanz. Das Haus der Wittwe zu Sarepta, der Teich zu Siloa, u. s. w. waren nichts anders als Ordenshäuser dieser Abkömmlinge von Henoch, die unter den verschiedenen, aber immer ebendenselben heiligen Orden bedeutenden Namen der Nephilim, Raphaim, Gibborim, mit Riesenschritten zur (mönchischen) Vollkommenheit emporstiegen. Bei allem dem kann uns doch der ehrliche Pater Bolduci nicht verhalten, daß diese Religiosen nach Moses und Josuas Zeiten, ziemlich schnell dermaßen aus der Art schlugen, daß der Zorn Gottes endlich auf eine schreckliche Art über sie ausbrach, und die Israeliten Befehl erhielten, den ganzen Orden (bis auf einige gesunde Schößlinge, die auf den Berg Karmel verpflanzt und in der Folge

von Elias wieder reformirt wurden) mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Dank dem Himmel! — höre ich sie rufen — und in der That besorge ich, Ihnen zu viel auf einmal von dem Klosterwitz meines ehrlichen Kapuziners vorgesetzt zu haben. Ich setze also nichts weiter hinzu, als daß P. Bolduci dieß alles wenigstens mit eben so viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Gründlichkeit dargethan zu haben scheint, als der berühmte Bischof von Avranches, Daniel Huet, aufwandte, da er in seiner Demonstratio Evangelica bewies, daß Prometheus, Osiris, Anubis, Apis, Vulkanus, Apollo, Aeskulapius, Merkurius, Bacchus, Faunus, Minus, Orpheus, Cekrops, Perseus, Tiresias, Adonis, Vertumnus und — Priapus alle zusammen genommen, in dem einzigen Moses, so wie Cybele, Isis, Diana, Minerva, Venus, und die Musen, in Maria, oder Mirjam, seiner Schwester, existirt hätten. — Sollten Sie wohl denken, mein Fr., daß es selbst in unserm achtzehnten Jahrhundert noch gelehrte Männer giebt, die in diesem Geschmacke demonstriren?

An Ebendenselben.

Wie, mein Herr? Sie finden es unglaublich, daß jemals ein menschlicher Mensch, sollte es auch nur

ein Kapuziner seyn, gelebt haben könnte, welcher Imaginazion genug gehabt hätte, die alten Patriarchen zu Stiftern und Superioren von Mönchs- und geistlichen Ritterorden zu machen, und die Riesen der ältesten Zeiten, die Nephilim, Raphaim und Gibborim unsrer heiligen Bücher in Mönche zu verwandeln. Sie finden dieß so unglaublich, daß Sie Sich nicht entbrechen können, mir mit aller möglichen Höflichkeit und Delikatesse zu verstehen zu geben, daß ich Ihnen entweder den Kapuziner Bolduci in Person, oder sein Buch in natura vor Augen stelle, oder wenigstens die Quelle entdecken müsse, woraus ich meine Angaben geschöpft habe, wenn Sie nicht glauben sollten, daß alle diese Ungereimtheiten dem ehrlichen Bruder von irgend einem Mißgönner des serafischen Ordens aus frevelhaftem Muthwillen angedichtet worden seyen. Wohlan denn, weil Sie mir doch so nahe zu Leibe gehen, so sollen Sie alles erfahren, was ich selbst von der Sache weiß.

Was also zuvörderst die Person des Paters Bolduci betrifft, so wäre es mir zwar, schon um der einzigen Ursache willen, daß er — mehr als hundert Jahre lang todt und begraben ist, nicht wohl möglich, ihn selbst ohne Hülfe eines magischen Rauchs und einer Zauberlaterne vor Ihre Augen zu stellen: aber daß um das Jahr 1640 ein Jakob Bolduci oder Bolducci, Kapuziner-Ordens zu Bologna floriret, und außer verschiedenen andern gelehrten Werken

ein Buch de Ecclesia Dei ante legem, sive de ordine Ecclesiae a Mundi principio usque ad Mosen, (von der Kirche Gottes und ihrer innern Verfassung von Anfang der Welt bis auf Moses) herausgegeben hat: dafür kann ich Ihnen das Jöcherische Gelehrten-Lexikon als einen unverwerflichen Gewährsmann darstellen. *) Die Entdeckungen dieses eruditen Kapuziners, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe mitgetheilt habe, sind freilich nicht aus der Quelle selbst geschöpft, zu welcher ich mir den Zugang noch nicht habe verschaffen können; ich schöpfte sie nur aus der zweiten Hand, nämlich aus einem im

---

*) Die Biographie universelle nennt ihn Jacques Bolduc, und giebt an, er sey 1580 zu Paris geboren. Von seinen Werken werden angeführt: 1) Commentarius in epistolam S. Judae, Par. 1620. 4. — 2) Commentaria in librum Job, Par. 1619. 4. 1631. 1638. 2. Bde. f. 3) De ecclesia ante legem, Lyon 1626. 8. und zweite Ausgabe mit einem zweiten Theil unter dem Titel: De ecclesia post legem, liber unus Anagogicus Par. 1630. 4. Straßb. 1664 u. 1706. 4) De orgio Christiano libri tres, in quibus declarantur antiquissima S. Sanctae Eucharistiae typica mysteria. Lyon 1640. 4. Hierin sucht B. zu beweisen, daß Adam und Noah die Stifter des heiligen Abendmahles seyen; der erste habe Waizen gepflanzt, und der zweite Wein bereitet, als die sinnlichen Substanzen, mit denen es das größte Mysterium der christlichen Kirche zu thun habe.

vorigen Jahre erschienenen Buche, Nécessité de supprimer les Ordres Monastiques en france, prouvée par l'Histoire Philosophique du Monachisme betitelt: es ist aber kein Zweifel, daß der Verfasser desselben das vorbesagte Bolducische Werk selbst vor Augen liegen gehabt habe, wiewohl er (nach Gewohnheit der meisten Französischen Kompilatoren) unnöthig fand, sich genauer darüber zu erklären, und wenigstens nur den Titel des Buchs, woraus er einen Auszug liefert, anzugeben. Eben so wenig Ursache finde ich zu zweifeln, daß er in Darstellung der seltsamen Meinungen dieses Kapuziners über den Ursprung und Fortgang des Mönchthums nicht ehrlich und getreu zu Werke gegangen sey; denn das Gegentheil wäre in einem Werke, dessen Endzweck für ganz Frankreich von großer Erheblichkeit ist, eine mauvaise plaisanterie, die man dem Verfasser ohne Ungerechtigkeit nicht zutrauen könnte. Ich halte mich also versichert, daß wir aus dem Buche des P. Bolduci selbst wenig klüger werden dürften, als aus diesem Auszuge, auf dessen Zuverläßigkeit wir uns um so gewisser verlassen können, da das Original wahrscheinlich in den Französischen Klosterbibliotheken häufig genug zu finden seyn wird, um dem Verfasser den Gedanken einer Verfälschung moralisch unmöglich zu machen; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß er in Darstellung und Zusammenordnung der Thatsachen, womit sein Werk angefüllt ist, das Lob der Präcision, welches ihm ertheilt wor-

den, nicht immer verdient. Ueberhaupt fehlt so viel daran, daß es den Namen einer filosofischen, d. i. mit filosofischem Geiste und alles umfassenden Scharfblicke geschriebenen Geschichte des Mönchthums verdiene, daß der erste Theil (wenigstens) nicht einmal mit der Ordnung und Methode geschrieben ist, an welche Französische Schriftsteller in Werken dieser Art sonst Anspruch zu machen pflegen. Kurz, wiewohl es eine ganz brauchbare und unendlich viel Detail enthaltende Kompilazion ist, so ist es doch immer nur Kompilazion; und wenn Sie jemals Lust und Beruf in sich fühlen sollten, eine filosofische Geschichte des Mönchthums zu unternehmen, so würden Sie Sich dieser angeblichen Histoire philosophique ungeachtet, immer mit gutem Gewissen als den Besitznehmer von einer Provinz, die noch niemand angehört, betrachten können.

7.

Borussias von Jenisch. *)

1790.

a.

Ein Episches Gedicht, dessen Held Friedrich der Große und Einzige, und dessen Thema der siebenjährige Krieg ist, kann, ohne Uebertrei=

*) Erschien 1794 zu Berlin bei Himburg. Jenisch war gewiß ein Mann von vielem Geist und seltenen Talenten und Kenntnissen, der ein gerechtes Selbstvertrauen zu sich haben durfte, sich aber doch wohl überschätzte, und in den Tempel des Ruhmes einzustürmen suchte, und dieß von so vielen Seiten versuchte, bis der Unglückliche — der in der That nicht so geschätzt wurde, wie er es verdiente — mißmuthig über die Gränze des Lebens hinüberstürmte. Auch die Borussias fand nicht die gehoffte Aufnahme, und die Xenien sprachen sich darüber nur allzu sarkastisch aus, vielleicht gerade um so mehr, weil Schiller selbst sich mit einer ähnlichen Idee herumgetragen, sie aber hatte fallen lassen aus Gründen, wie sie Wieland hier an=

bung, für das kühnste und schwerste Unternehmen gelten, dessen sich jemals ein Dichter unterwunden hat. Der bloße Gedanke eines solchen Werkes, das bloße Gefühl, sich der Ausführung desselben zu getrauen, beweiset schon viel für oder wider den Unternehmer.

Ich hoffe also, mein Freund, Sie werden mich weder einer gezierten Bescheidenheit noch einer allzugroßen Furchtsamkeit beschuldigen, wenn ich über die Fragen — ob der Ungenannte durch die mitgetheilten Proben bereits bewiesen habe, daß er den Ulyssesbogen spannen könne? Ob seine Seele groß genug sey die große Seele Friedrichs des Einzigen zu umfassen, von ihr ganz durchdrungen zu werden, und sich innig genug mit ihr zu identifiziren, und mit Friedrichs Augen sehen, Friedrichs Gedanken denken, ihm auf jede Höhe, die er erfliegt, in jede Tiefe, in die er herabschießt, folgen zu können? Ob er auch in der gehörigen Stärke gefühlt habe, daß sein Süjet eine eigene Art von menschlicher Größe und Erhabenheit in sich habe, die, wofern er sich ihrer ganz zu bemächtigen weiß, seinem Gedichte, in Ansicht der Wir-

---

führt. Kretschmanns Urtheil, des Barden Ringulf, der mit Jenisch in die Schranken treten wollte, findet man in dessen Briefen an Gleim im jetzigen Jahrgange des Konversazionsblattes. Wie gelungen oder mißlungen aber das Gedicht sey, so wird man zugeben, daß Wielands Erklärung darüber Beachtung verdiene.

kung, die es auf alle Menschen aller Zeiten, von welcher Nazion und Partei sie seyn mögen, thun müßte, den Vortheil über alle Iliaden, Aeneiden, und Henriaden geben, und es zu einem so einzigen Dichterwerke machen würde, als sein Held, und das ganze große Drama seines siebenjährigen Kampfes mit sechs gegen ihn verschworenen Mächten, mit dem Schicksal und selbst mit den Schranken der menschlichen Natur — einzig in der Geschichte ist? — Sie werden (sage ich) es mir nicht mißdeuten, wenn ich über alle diese Fragen noch kein entscheidendes Urtheil fälle. Alles was ich Ihnen darüber sagen kann, ist, daß ich — wahrlich nicht aus einem Ueberfluß von selbsteignem Muthe — ein wenig für den Dichter zittre. — Hat er (er, der selbst gestehet, daß ihm die Idee dieses Gedichtes erst vor wenigen Wochen gekommen) auch wohl die ganze furchtbare Größe seiner Unternehmung lang und reiflich genug überdacht? Hat er alle Schwierigkeiten ermessen, die er zu überwinden hat, sich alle Gefahren vorgezählt, die ihm bis auf den letzten Augenblick den Sieg aus der Hand zu winden drohen? Denn hier möchte wohl mit dem raschen Entschluß jenes jungen Französischen Paladius,

— unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's —

nicht durchzukommen seyn!

Fassen Sie aber gleichwohl aus meinem Zittern

kein nachtheiliges Vorurtheil gegen den Dichter der Borussias! Was ist natürlicher, als ein wenig zu erschrecken, wenn wir einen Andern etwas Gefahrvolles unternehmen sehen, dessen uns zu unterfangen wir selbst nicht gewagt hätten? Würden Sie nicht auch ein wenig gezittert haben, wenn Sie dabei gestanden wären, als der schöne Phaëton, von jugendlichem Selbstgefühl und Vertrauen gebläht, vor den Sonnengott trat, sich die Gewährung einer Bitte zuschwören ließ, und dann um die Erlaubniß bat, seinen Flammenwagen einen Tag lang um den Himmel zu führen? — nur allzuwahrscheinlich,

— Vitreo daturas
nomina ponto!

Doch, wenn der muthige Wagehals uns entgegenruft:

„Was daraus entstehen kann, das mag daraus entstehen,
„Mir ziemt es nicht, so was voraus zu sehen!“

desto besser für ihn und uns! — Also nichts weiter hievon! Ferne sey es von uns, jemand abschrecken zu wollen, der etwas Großes in unsern Tagen zu beginnen Muth hat! Und gewiß wird sich auch der Mann, der ein solches Abenteuer bestehen kann, durch unser Zittern nicht erschrecken lassen!

Aber eine andre Frage, über welche ich mich nicht

enthalten kann, Ihnen ein Paar Worte zu sagen, ist diese: ob es rathsam gewesen sey, einen erst vor wenigen Jahren verstorbenen Teutschen Fürsten zum Helden, und also eine noch so frisch in aller Menschen Andenken liegende Geschichte, wie der siebenjährige Krieg ist, zum Stoff einer Epopöie zu erwählen? — Und da gestehe ich unverholen, daß ich sogar den Helden der Henriade noch zu modern, noch zu nahe an uns finde, wiewohl es schon bald zweihundert Jahre sind, daß er nur noch in der Geschichte lebt. Es mag vielleicht nur Aberglaube und Täuschung seyn, aber wenigstens scheint es (vielleicht bloß von Gewohnheitswegen) den meisten Menschen natürlich zu seyn, sich einen noch ganz neuen Helden nicht ohne einen geheimen Widerwillen als die Hauptperson einer Epopöie zu denken. Wir sehen ihn und seine Thaten noch als ein ausschließliches Eigenthum der Geschichte an, und je mehr uns daran gelegen ist, von einem sehr großen Manne nichts als die reine Wahrheit zu erfahren; je mehr wir ein ganz getreues und unverschönertes Bildniß (wenn es auch nur eine Silhouette wäre) von ihm zu besitzen wünschen, je größer der Werth ist, den wir auf die kleinste zuverläßige Anekdote setzen, die uns einen Zug seines Charakters liefert: desto ungeneigter sind wir, einem Dichter die Erlaubniß, ihn zu idealisiren, einzuräumen. Und, wenn dieser sich auch noch so genau an die bloße historische Wahr-

heit zu halten verspricht, und wirklich hält, so bleibt doch, da er nun einmal ein Dichter ist und die Gewalt quidlibet audendi von Rechts= und Gewohnheitswegen in Händen hat, immer eine Art von geheimer Besorgniß übrig, daß er sich seines Rechts bedienen, und aus dem historischen Helden, an dem wir alles bis auf seine Fehler, Schwachheiten und Muttermaale lieben, einen romantischen und idealischen machen werde, der uns, wie edel und exemplarisch er auch seyn möchte, nur bloß darum schon zuwider ist, weil er nicht mehr der Mann selbst ist, den wir aus seiner Geschichte, aus dem ganzen Zusammenhang seines Lebens, und (was bei Friedrich II. hauptsächlich in Betrachtung kommt) aus seinen eigenen Werken kennen, und von welchem wir uns aus allem diesem Gegebenen, jeder nach seinem Vermögen, ein bestimmtes Bild in unsrer eignen Seele gebildet haben, das nun auf immer mit seinem Namen in uns verbunden ist, und in welchem allein wir ihn zu erkennen glauben. Kurz, lieber Freund, mich dünkt, wir müssen den Helden einer Epopöie schon so viele Jahrhunderte lang todt und begraben wissen, daß seine Geschichte (zumal wenn sie so viel unglaubliches hat wie Friedrichs des Großen) wo nicht zu einer Art von romantischem Mythus für uns geworden ist, wenigstens doch aus einer so großen Zeitferne einen gewissen edlen Rost des Alterthums gewonnen, und der Held selbst das kolossalische und

götterähnliche in unsrer Einbildung bekommen hat, welches er haben muß, um zu der epischen Behandlung und dem hohen Trompetenton der heroischen Muse qualifizirt zu seyn.

Doch gesetzt auch, man erlaubte einem Dichter sich über die Bedenklichkeit wegzusetzen — und wer sich zum Sänger Friedrichs II. geboren fühlt, wird sich diese Erlaubniß wohl selbst nehmen, und zu seiner Rechtfertigung Gründe genug finden — so bleibt noch eine andere, über die man nicht leicht ungestraft wegspringen kann. Und diese ist: daß es, eben wegen der Neuheit der Begebenheiten, schwer, wo nicht unmöglich ist, daß der Dichter einer Borussias, zumal wenn er ein Borusse ist, nicht Partei gegen die Feinde seines Helden nehme, und im Feuer seiner begeisterten Liebe für seinen König und sein Vaterland, den Charakter, die Beweggründe, Gesinnungen und Handlungen jener Fürsten und Nazionen, die am Ende doch bloß ein entgegengesetztes politisches Interesse zu Gegnern seines Helden machte, in ein falsches, gehäßiges, oder doch nachtheiliges Licht stelle. Eine Parteilichkeit, welche — außer dem, was in andern wichtigern Rücksichten gegen sie einzuwenden ist — für den Dichter selbst und für sein Wort den Nachtheil hat, nur für die Unterthanen der Preußischen Monarchie gearbeitet zu haben, und sich wenig Beifall von allen jenen Nazionen versprechen zu dürfen, die sich in ihrem Fürsten von ihm mißhandelt

glauben. Denn da ihm nun einmal alles daran gelegen ist, die Gerechtigkeit auf seines Helden Seite zu haben: so sieht er sich gezwungen, um alles Verhaßte des verderblichen menschenfressenden Krieges, den er besingen will, auf die Gegenpartei zu wälzen, ihr die abscheulichsten Leidenschaften und Gesinnungen zuzuschreiben; und diese Unbilligkeit (denn Unbilligkeit ist und bleibt es immer in den unverfälschten und recht richtenden Augen des Weltbürgers) wird dadurch nur schlecht gemildert, daß der Poet ein scheußliches Ungeheuer von einem Dämon dichtet, der die Herrscher der Völker, wenn sie die Menschen nicht lieben, zu seinen Genien weiht, und mit Ehrgeiz, räuberischer Habsucht, Neid, Rache, und der grausen Hyäna Politik, an der Seite, ihnen seine Wuth in die ehernen Busen einhauchet,

daß sie die sceptergehorchenden Völker dem Elende
geben, u. s. w.

Denn weil kein Mensch an die Existenz eines solchen Dämons glaubt, so fällt alles auf die armen Könige, und hauptsächlich auf Maria Theresia zurück, welche die Seele des geheimen Bündnisses gegen Friedrich II. war, aber (wie alle Welt weiß) im Grunde keine andere Absicht dabei hatte, als ihr liebes Schlesien wieder zu bekommen, welches Friedrich doch wahrlich nicht Kraft eines rechtlichen Spruchs der Asträa und Themis von ihr genommen, sondern ihr durch blutige

Siege abgedrungen hatte. Die Parteilichkeit, die der Dichter durch die moralische Darstellung der Sache begeht, wird in den Augen aller Unparteiischen desto auffallender und widerlicher, weil es weltbekannt ist, daß es nicht der Dämon, der mitten in der Hölle, da wo die Ströme des Feuers, ewige Marter aufflu- thend, die flammendsten Wirbel vermischen, von der wüthendsten Furie geboren wurde, sondern daß es der große Friedrich selbst war, der durch seine Ero- berung Schlesiens den Anfang machte, den seligen Frieden, der in Teutschland herrschte und vom Segen der Lande und Städte troff, zu stören, und die Freu- den des seligen Teutschlands zu trüben — und der diese von seinem Anti-Machiavel so grell abstechende Handlung in seinen eigenen Schriften, durch keine andere Gründe rechtfertigen kann noch will, als durch solche, die ihm die grause Hyäna Politik in den Bu- sen gehaucht hatte. — Warum muß sich nun Maria Theresia von dem Dichter mit einem ehernen Bu- sen beschenken, und nebst ihren Alliirten mit einer Räuberbande, die einen schlummernden Riesen überfällt, vergleichen lassen: der Riese Friedrich hin- gegen als der gerechteste, mildeste und menschenfreund- lichste aller Helden geschildert werden?

Ich glaube alles zu wissen, was der Dichter der Borussias zu seiner Entschuldigung sagen kann: aber die Welt läßt in Werken des Genies und der Kunst nicht Entschuldigung gelten. Homer, wird sie

sagen, war ein Grieche, und liebte sein Vaterland wohl so gut als ein Anderer; und doch würde man in seiner ganzen Iliade auch nur den Schatten einer Vorliebe für die Griechen oder einer Unbilligkeit gegen die Trojaner vergebens suchen. Sein Jupiter selbst ist nicht so unparteiisch als er. Dafür ist aber auch dieses reine menschliche Verhältniß gegen alle seine Personen ohne Ausnahme kein geringes Verdienst des großen Dichters qui nil molitur inepte, oder vielmehr, es ist gerade sein höchstes Verdienst; es ist das, was ihn, ungeachtet sein Süjet an sich selbst so kleinlich ist und so wenig allgemeines Interesse verspricht, zum wahrsten, menschlichsten, allgemeinsten, anziehendsten und unterhaltendsten aller Dichter macht. Warum stellte sich der Verfasser der Borussias den Homer, den er sich in Absicht der Menge und der Ausbildung seiner Gleichnisse zum Muster genommen zu haben scheint, nicht lieber in einem so wichtigen Punkte, als diese politische Unparteilichkeit ist, zum Muster vor? — Freilich würde nicht nur die Art der Ausführung dadurch etwas anders, als sie jetzt ist, geworden seyn, sondern vermuthlich das Ganze mit allen seinen Theilen sich auf eine andre Art in seinem Kopfe geordnet haben! Da es aber eine Frage ist, ob er sich auf einem Wege, der dem von ihm eingeschlagenen so entgegengesetzt ist, zum Ziele zu kommen getraut

hätte: so wäre es unbillig, sich länger bei diesem Vorwurf aufzuhalten, den er vielleicht, vermöge seiner ganzen Vorstellungsart, nicht vermeiden konnte, ohne sein großes Vorhaben selbst aufzugeben — welches ich auf keine Weise wünsche.

---

b.

1792.

Friedrich II. ist indeß vielleicht auch darin der Einzige, daß er groß genug war, um schon in dem ersten Jahrzehend nach seinem Ableben der Held einer Epopöie zu seyn. Kein anderer hat dem Dichter, der Muth und Kraft in sich fühlt, Ihn zu seinem Helden zu erwählen, die Arbeit zugleich leichter und schwerer gemacht; — leichter, weil es keiner Erdichtungen, keiner Hülfsquellen aus dem Reiche der Fantasie und des Wunderbaren bedarf, um seinen Charakter und seine Thaten zu veredeln und interessanter zu machen; schwerer, weil auch dem größten aller Dichter vor einer Unternehmung grauen müßte, wobei ihm sein Held kaum ein anderes Mittel übrig ließ, sich von dem Geschichtschreiber zu unterscheiden, als poetische Darstellung der bloßen historischen Wahrheit. Aber wenn in dieser Rücksicht der Sänger des frommen Aeneas und des Capitano

che il gran sepolcro liberà di Christo,

große Vortheile über den Sänger Friedrichs hatte: so kommt dafür diesem letztern zu statten, daß sein

Held selbst beinahe alles für ihn gethan hat, und daß er (außer den Requisiten, die ihm mit dem Geschichtschreiber gemein sind) kaum etwas anders als die Gabe der lebendigsten Darstellung und einen hohen Grad dessen, was man unter Poesie des Styls und Musik der Versifikazion versteht, nöthig hat, um ein vortreffliches und ewig dauerndes Werk aufzustellen.

— — — Die Borussias ist bereits vollendet, und befindet sich in diesem Augenblick in den Händen der Aristarche und Quintile, welche der Dichter glücklich genug ist zu Freunden zu haben, und denen man mit größter Gewißheit zutrauen darf, daß sie es an dem corrige sodes hoc et hoc nicht werden ermangeln lassen; welches ich, in einem Falle wie dieser, für eine große und verdienstliche Pflicht ansehe. Es sey auch mir erlaubt, etwas, so wenig es auch ist, zur Auspolirung eines Werkes beizutragen, das nur durch den möglichsten Grad von Vollkommenheit seines Gegenstandes und Zwecks würdig seyn kann.

Versifikazion. Der Hexameter ist, meines Erachtens, die schwerste und künstlichste aller Versarten in unsrer, gegen die Griechische, so ungeschmeidigen Sprache; und ich glaube so ziemlich die große Majorität aller Teutschen Ohren auf meiner Seite zu haben, wenn ich sage, daß Teutsche Hexameter ent-

weder bis zu einem hohen Grade des Wohlklangs ausgearbeitet seyn müssen, oder unausstehlich sind. An der Versifikazion der Borussias ist (so weit sich nach den Proben urtheilen läßt) überhaupt mehr zu loben als zu tadeln, und der Verf. scheint auf diese Partie vielen Fleiß verwendet zu haben: aber eben darum wünsche ich, daß er auch nicht einen einzigen harten, oder sonst übel organisirten Vers stehen lasse. —

Ich halte es mit Hrn. Moritz für ein allgemeines Gesetz unsrer Prosodie, welches zu überschreiten man nicht leicht erlauben sollte; „daß der Accent allein die Länge der Sylben entscheidet," und also alle dreisylbigen Wörter, wenn sie den Accent auf der ersten Sylbe haben, immer (wenigstens nie ohne einen erheblichen Grund) als Daktylen gebraucht werden müssen. Dieser Regel zu Folge kann ich keinen Vers, wie dieser, gelten lassen,

Nicht verzärtelte Weichlichkeit und üppige Pracht nicht,

Weichlichkeit wird hier wie — ◡ — skandirt; da es aber ein Daktylus ist, so hat der Vers, wenn er recht gelesen wird (denn das willkührliche Nachhelfen durch langsames Aussprechen der letzten Sylben sollte nicht gelten, es wäre denn, daß ein besonderer Nachdruck im Deklamiren auf das ganze Wort zu legen

wäre, welches hier nicht der Fall zu seyn scheint,) eine Sylbe zu wenig.

Die gleiche Bewandtniß hat es mit dem Verse,

und die Empfindsamkeit, viel sinnend mit denkender Stirne.

Von Versen, welche wenigstens mein Ohr (keine auriculam asini, wie ich mir schmeichle) durch Härte und schweren Gang beleidigen, führe ich nur zwei, zum Beispiel an:

„über die schaamerröthende Wange rollte, daß er selbst
— — — „den Schrecken

„seiner Feinde, übt er unnachläßig zum Streite."

Ich habe mich schon bei mehreren Gelegenheiten gegen die Verse erklärt, worin der Herameter durch die Cäsur in zwei gleiche Theile gespaltet wird; wie z. B.

„der gottheiligen Menschheit || hochgeweihete Rechte,"

(wo überdieß der Artikel der entweder, als kurz gebraucht, einen Jambus macht, oder nur durch einen ungehörigen Accent zur Ungebühr lang gedehnt wird) und

Wie der Beherrscher des Himmels || wenn die
Richter der Menschen ꝛc.

Einmal kommen ihrer gar zwei hinter einander vor:

„Sieger der Königin Deutschlands || nennen den
Helden der Brennen
„alle Völker der weiten || menschenernährenden
Erde.“

Der unmittelbar folgende

„Sein, sein sind Silesiens || Waffenerstrittene
Gauen.“

thut, weil der den Abschnitt machende Fuß ein Daktylus ist, nicht völlig dieselbe widrige Wirkung, fällt aber doch, seiner beiden Vorgänger wegen, ein wenig auf. — Sehr selten, wiewohl immer ungern, möchte ich einen Vers dieser Art hingehen lassen: aber ich fürchte, sie kommen in der Borussias zu häufig vor. Das Beispiel Homers kann hierin einem Teutschen Versifikator nicht zu statten kommen; theils, weil man Homern nicht in seinen Nachläßigkeiten nachahmen soll, theils weil diese Art Verse in der Griechischen Sprache nicht so widrig klingen als in der unsrigen.

Beiwörter. Ob der Dichter der Borussias nicht überhaupt die Beiwörter zu sehr liebe, und ob neun malende, zum Theil fünf- und sechssylbige Beiwörter in achthalb Versen (wie in dem einen

Gleichniß a) nicht zu viel seyn möchten, will ich andern zu entscheiden überlassen; wenigstens wünsche ich alle müßigen, und im Grunde bloß den Vers ausfüllenden, verbannt zu sehen; wie z. B. der Scepter und krongeschmückte Jüngling, thronende Fürsten, menschenernährende Erde, der männerlenkende Mavors, und dergleichen. — „Der gottheiligen Menschheit hochgeweihete Rechte," habe ich schon oben als einen übelorganisirten Vers erwähnt; hier denunziire ich die beiden Beiwörter vor Rammlers und Moritzens Richterstuhle. Die großen zusammengesetzten Beiwörter, wie die trübsalumdrängte Seele, die waffenerstrittene Gauen, die sceptergehorchenden Völker, der hüttenbestreuete Flecken, und dergleichen, würde ich (ohne Furcht, daß Homers Schatten deßwegen auf mich zürne), so viel immer möglich, und solche Zusammensetzungen wie Sirenen-Verlockerinnen, gänzlich vermeiden. Auch gegen den Vers

> Kummerlinderer, Zährenabtrockner, Sorgenbefreier
> nennen sie ihn, —

lehnet sich etwas in mir auf, das mir nicht erlauben würde, ihn stehen zu lassen.

Gleichnisse. Herr J. hält gutgewählte und ausgemalte Gleichnisse mit Recht für ächte Auszierun-

gen eines epischen Gedichtes; und hierin zu homerisiren, wie er öfters thut, finde ich lobenswürdig, wenn der Dichter es in eigner Person thut. Nicht so, wenn er Friedrichs alten Lehrer dem Großfürsten Peter die Erzählung von Friedrichs Erziehung, Charakter und Thaten machen läßt! Da dünkt mich (zumal in dem Munde eines modernen Nestors), sind ausgemalte Gleichnisse, wie deren gleich zu Anfang zwei hinter einander vorkommen, und wie das an sich sehr schöne Gleichniß von dem jungen Eichensprößling auf der ragenden Alpe hochbeschneietem Gipfel, und das andre „wie am lieblichen Abend" b) jedes in achthalb Versen, sehr ungehörig. Schön — sed nunc non erat hic locus, sagt Horaz. Ganz widrig auffallend aber ist die monotonische Konstrukzion der in dieser Rede des alten Nestors so sehr gehäuften kleinen Gleichnißbilder mit Wie und Also.

Solche ambitiosa ornamenta — delere jubebat Quintilius.

Nur noch einige Kleinigkeiten, weil ich hier doch einmal die Pflicht eines zu Rathe gezogenen viri boni ac prudentis auf mich genommen habe.

Ich verwerfe den Gebrauch veralteter einfacher Zeitwörter statt der gewöhnlich zusammengesetzten, wie wahren statt bewahren, walten statt verwalten, nicht schlechterdings: aber ich tadle ihren gar zu häufigen Gebrauch.

Neue Wörter zu prägen hat Horaz den Dichtern billig erlaubt; ob aber auch solche, wie der hehre Wäger, der kühne Schwinger, und zwar zu keinem wichtigern Gebrauch, als um nicht immer Friedrich sagen zu müssen, weiß ich nicht.

Ich billige den Gebrauch des veralteten, aber aus Luthers Bibel bekannten Wortes hehr; nur, däucht mich, sollte es nicht pro lubitu statt eines andern ähnlichen, sondern nur als die stärkste poetische Farbe in der ganzen Schattirung, zu der es gehört, (ehrwürdig, ernst, erhaben, furchtbar, majestätisch, heilig, hehr) und also sehr sparsam gebraucht werden; welches, meines Erachtens, überhaupt von mehreren alten Wörtern gilt, die, eben wegen ihrer Ungewöhnlichkeit, in der poetischen Farbengebung Effekt machen könnten, wenn man sie nur selten und immer am rechten Orte anzubringen wüßte.

Herr J. nennt Friedrichs große Gegnerin, die Kaiserin Maria Theresia, mitunter auch Therese. Dieß klingt in der Hälfte von Teutschland (wo es oft in einem Hause drei, vier, und noch mehr Theresen giebt) nicht edel genug für den Ton des Heldengedichts und die Würde der Tochter Karls VI. Ich würde sie, wo ich ihren Namen nennte, nie anders als Theresia heißen; und das aus eben dem Grunde, warum ich die Russische Katharina weder Kathrine noch Thrine nennen würde. Therese und Kathrine sind völlig eines Schlags.

Unter die kleinen Nachläßigkeiten, welche der wichtiger beschäftigten Aufmerksamkeit so leicht entwischen, gehört wohl auch die schwellende Seele, die am Schluß eines Verses auf die fürstliche Seele folgt, welche in dem unmittelbar vorhergehenden die nämliche Stelle einnahm. Ich habe das Kunstwort vergessen, womit die Grammatiker diese maculam beehrt haben; aber eine macula ist es gewiß. Eben so unvermerkt scheint sich auch das „der Nestor — ermangelte nicht,“ u. s. w. aus dem Kanzlei- und Zeitungsstyl eingeschlichen zu haben; eine Art zu reden, die wohl allenfalls in einem komischen Heldengedicht ihren rechten Platz finden könnte, aber aus der Sprache der höhern Poesie verbannt bleiben muß.

Doch manum de tabula! — Ich habe nur kleine Flecken, zur Probe, gerügt, und überlasse wichtigere Ausstellungen den Kunstrichtern, denen das Ganze vorgelegt wird, und die mehr Muse dazu haben als ich. Beiläufig erinnere ich nur noch, daß ich (zumal in billiger Rücksicht auf mein eigenes Interesse) auf den Horazischen nonum prematur in annum in Absicht der Borussias keinesweges bestehen möchte. Ich bin von Hrn. J. versichert, daß er mit einem Werke von dieser Wichtigkeit nicht zu früh in die Welt eilen, und uns das Ganze nicht eher geben wird, bis alles so gut und fehlerlos ist, als er selbst, mittelst der Erinnerungen seiner Aristarchen, es dermalen nur

immer machen kann. Ein novem musis caelatum und omnibus numeris perfectum opus ist kein Sterblicher von einem Sterblichen zu fordern berechtigt; und hier gilt das ubi plurima nitent etc. mehr als bei irgend einem kleinen Produkt der Musenkunst. Aber ein Werk wie dieses wird durch den ersten Druck der Feile des Verfassers nicht entzogen. Da er nichts größeres mehr unternehmen kann, so bleibt es immer das Hauptgeschäft seines Lebens, an der Vollkommenheit desselben zu arbeiten, und der Tod allein kann ihn nöthigen, die Hand davon abzuziehen.

a) — — — Wie auf der ragenden Alpe
Hochbeschneieten Gipfel ein junger Sprößling der Eiche
In der Mitte des rasenden Sturms, der rollenden Donner
Und des rauschenden Bergstroms steht, und wächst, und im kühnen
Kampfe kühner nur ragt, bis er — zum Maste gehauen,
Stolz auf dem Ocean wogt, und, ein Trutz der Orkan' und der Donner,
Den vielrudrigten segelgeflügelten Wagen Poseidons
Ueber die weithinschallenden Tiefen des Meeres hinsteuert:
Also bildet sich Friedrichs erhabene Seele im Unglück.

b) — — — Wie am lieblichen Abend,
Wenn die Sonn' am röthlichen Himmel gefällig verweilet,
Unter des dichtbeblätterten Baumes schirmendem Laubdach,
Welches der hangende Ball mit sanftem Schimmer vergoldet,
Alle Wohner des nahen Gebüsches, dem regenumträuften

Hain entschlüpfend, die letzte Wonne des sterbenden Tages
Trinken, und jubelnd Gesang zum schallenden Himmel ertönen,
Daß der hinhorchende Pflüger die schwere Egge nicht fühlet:
Also flohen die Wohner des fernen Auslands in Friedrichs
Menschenernährenden Staat.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

8.

Ueber Sebastian Brants Narrenschiff *) und D. Johann Geylers v. Kaysersberg Weltspiegel.

1776.

Sebastian Brants Narrenschiff ist eine Art von Lehr- und Strafgedicht, woran das poetische Verdienst das geringste ist. Der Titel könnte vermuthen machen,

*) Sebastian Brant, geb. 1458 zu Straßburg, studirte zu Basel, wurde 1489 Doktor der Rechte, die er auch bis 1494 lehrte. Wegen seiner Rechtskenntniß berühmt, wurde er von Maximilian I. an dessen Hof berufen und zum Kaiserlichen Rath ernannt; zuletzt war er Kanzler in seiner Vaterstadt, wo er 1520 starb. Man sehe außer Jördens im Lex. Deutsch. Dichter und Prosaisten Eschenburgs Denkmähler Altdeutscher Dichtkunst S. 297—338.

daß eine Dichtung zum Grunde liege; aber nichts weniger. Das ganze Buch ist eine Sammlung von Sittenlehren und Satyren über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, als Narrheiten betrachtet, und unter 113 Kapitel oder locos communes gebracht, die keinen andern Zusammenhang haben, als daß sie mit einem gemeinschaftlichen Titel zusammen gebunden sind. Das Buch ist voll gesunden Verstandes, Welt- und Menschenkenntniß, und hat mehr Sokratischen Geist als Lucianisches Salz in sich. Sprache und Vortrag haben wenig poetisches Leben; doch fehlt es hier und da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken, die dem elegantesten Gedicht in dieser Art Ehre machen würden. Körnig und gedrungen wird sein Ausdruck am meisten, wo er die Eitelkeit des Stolzes, des Eigendünkels, der Projektenmacherei, Polyhistorei und des Schwätzens rügt, und über den Unbestand der Dinge dieser Erde filosofirt. Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Sittenlehren und Satyren meistens Gemeinplätze sind; aber man muß auch bedenken, daß vor beinahe 300 Jahren, als dieß Buch herauskam, sich noch nicht so viel Moralisten in Prosa und Versen darauf herumgetummelt hatten, und daß die alten klassischen Schriftsteller der Griechen und Römer, die ihm einen großen Theil seines Stoffs geliefert haben, damals in Teutschland noch nicht so ausgeplündert, ausgezogen und

ausgesogen waren, als sie es seither geworden sind. Brants Sprache ist die Schwäbische seiner Zeit, die von der damaligen Obersächsischen wenig verschieden war. Sie schwebt zwischen der Sprache der Minnesänger und unserm heutigen Hochteutschen in der Mitte, und hat viele Wörter und Redensarten, die zum Theil noch jetzt in Schwaben üblich, und (mit einer Menge andrer brauchbarer alter Wörter) von spätern anmaßlichen Sprachverbesserern unverständiger Weise aus der Schriftsteller-Sprache ausgemerzt worden sind. Es wäre zu wünschen, daß ein guter Theil dieser außer Curs gekommenen Wörter wieder zurückgeholt, und (wenigstens) in die komische, launige, satyrische und burleske Schreibart — versteht sich, mit Auswahl und Geschmack — eingeführt würden. Das alte Heldenbuch, die vier ersten Bücher des verdeutschten Amadis von Gallien, der Theuerdank, der Froschmäusler, die Werke Hans Sachsens und viele andere würden, nebst dem Brantischen Narrenschiffe, reichliche Ausbeute zu dieser Sprachbereichrung an die Hand geben. Daß wir dessen sehr bedürfen, ist wohl keine Frage, wenigstens sehe ich kein besser Mittel, wie unsrer Armuth an Reimen abgeholfen und zugleich unsre ziemlich abgeschossenen poetischen Farben wieder aufgefrischt werden könnten.

Der Werth des Narrenschiffs ist also nach dem Bedürfniß der Zeiten Sebastian Brants, und nicht

nach dem Effekt, den es auf die unsrige machen würde, abzuwägen. Als ein Gedicht betrachtet, ist es weit unter denjenigen von unsern Dichtern des 16. Jahrhunderts, welche klassisches Ansehen verdienen, und, so der Himmel will, auch noch erhalten sollen. Indessen wollen wir doch den Lesern, die das Original nie gesehen haben, zu Gefallen, einige vorzügliche Stellen zur Probe ausheben.

* * *

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Hasen vohen (fahen) mit eym Hund,
Dem wirt (wird) ettwan k[illegible] (kaum) eyner vol,
Gar dick (oft) wirt im ganz nút zumol (nichts zumal)
Wer schießen uß vil Armbrust vill
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uf sich selbst viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß syn und anderswo
Der ist recht weder hie noch do.
Wer tun will, was eym jeden g'falt

Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt,
Und schlucken vil das im nit schmeckt
Und strecken sich nach dem Gedeckt, (Decke)
Und künnen pfulwen understrowen (streuen)
Eyn jedem underm Ellenbowen
Und schmyeren yedem wol syn Styrn,
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter schmecken wol
Man wermbt sich bald bey großem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) versuchen dut
Dem dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann schlecht geschmydt ist bald bereit
Dem Wisen liebt Eynfaltigkeyt.

* • *

Syner Muter Schild gar mancher fürt
Das er vielleicht am Vater irrt.
Viel Hant des Brief und Sygel gut
Wie daß sie sint von edelm Blut,
Sie went (wollen) die ersten syn von recht
Die edel sint in irm Geschlecht;
Wie wol ichs nit ganz straff noch acht
Uß Tugend ist all Adel gemacht.
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Wer aber hett keyn Tugend nitt
Keyn Zucht, Scham, Ehre noch gute Sitt

Den halt ich alles Adels leer
Ob joch (auch) eyn Fürst syn Vatter wär.
Adel alleyn by Tugend stat (steht)
Uß Tugend aller Adel gat (geht.)

* * *

Ich weiß noch einen, heist Hans Mist,
Der will all Welt deß überreden
Er sey zu Norwegen und Schweden
Zu Alkair geweßt und zu Granat
Und do der Pfeffer wechst und staht;
Der doch nie kam so fern hinus,
Hett syn Mutter daheim zu Hus
Ein Pfannkuch oder Wurst gebachen
Er hätts geschmeckt (gerochen) und hören krachen.
Des rhümeris ist uf Erd so vil
Daß es zu Zyten nem groß wyl;
Denn jedem Narren das gebrißt *)
Daß er will syn, das er nit ist. —

* * *

Die sogenannten Predigten über das Narrenschiff von D. Johannes Geyler von Kaysersberg

*) Von gebresten. Seine Krankheit, sein Uebel besteht darin.

(s. diesen Artikel) sind (wie ich aus dem Alten aus allen Theilen der Geschichte 1. Band S. 244. fgg. finde) um das Jahr 1498 von diesem Theologen zu Straßburg öffentlich gehalten, nach dessen Tod im Jahr 1511 von Jacob Otther gesammelt und unter dem Titel: Navicula, sive speculum Fatuorum, in lateinischer Sprache zum Druck befördert, auch im Jahr 1513 nebst der Lebensbeschreibung D. Geylers von Beatus Rhenanus zum zweitenmale herausgegeben worden. Ich kenne diese Homilien oder Diskurse über Brants Narrenschiff bloß aus einer Teutschen Ausgabe, so folgenden Titel hat: Weltspiegel, oder Narrenschiff, darinn aller Ständt Schand und Laster, üppiges Leben, grobe narrechte Sitten, und der Weltlauf, gleich als in einem Spiegel gesehen und gestraft werden: alles auf Sebastian Brants Reimen gerichtet; aber mit viel andern herrlichen, christlichen, auch nützlichen Lehren, Exempeln und Vermahnungen zu einem ehrbarn christlichen Leben. Sampt gewisser Schellen Abtheilungen, dardurch eines jeden Standes Laster zu erkennen. Weiland durch den Hochgelahrten Johann Geyler, Doctor der H. Schrift, in Lateinischer Sprache beschrieben, jetzt aber mit sonderm Fleiß aus dem Latein

in das recht hoch Teutsch gebracht, und erstmals in Truck ausgegangen. Durch Nicolaum Honiger von Tauber Königshoffen. Getruckt zu Basel, durch Sebastian Heinric Petri im Jahr MDLXXIIII.

In dieser Ausgabe machen Brants Reime den Text und Geylers Diskurse den Kommentarius, worin er sich jeden Narrengeschwarm (deren in allen hundert und eilf sind) als mit einer Menge Schellen behängt vorstellt, und dann unter diesem Namen der Schellen, die verschiedenen Subdivisionen, Gestalten und Effekte der Thorheit, wovon in jedem Kapitel die Rede ist, beschreibt und straft. Man erkennt in diesen Diskursen einen guten richtigen Sinn, gesunden Verstand und stattliche Kenntniß der Welt und ihres Laufs sowohl aus Büchern als unmittelbarem Anschauen und langer Erfahrenheit. Hier und da laufen hübsche Exempelchen mitunter, die als komische Erzählungen verarbeitet zu werden verdienten. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden in Kleidung, Putz, Ergötzlichkeiten u. s. w. der Zeiten Kaisers Maximilian I. würde dieß Buch von einem Teutschen Hume — wenn uns anders einer aufbehalten ist — zu benutzen seyn. Diejenigen, welche Geylern übelgenommen haben, daß er diese Homilien gehalten, müssen nicht überlegt haben, daß seine Art in dem besondersten Detail der sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Thorheiten und Mißbräuche aller Stände,

Geschlechter und Professionen hineinzugehen, gerade die einzige ist, wie man Moral predigen müßte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geschafft werden sollte. Diese Art zu predigen war im 16ten Jahrhundert sehr gewöhnlich; und nicht desto besser, daß man sie im 18ten gegen mehr oder minder scientifische, oder rhetorische, geblümte und verbrämte, filosofische oder sentimentalische, aber immer à la modische Deklamazionen über moralische und theologische Gemeinplätze, oder auch wohl (ut fit) gegen Reden, die wie ein Geschwätz im Schlafe tönen, vertauscht hat.

9.

Frau von Buchwald.

An Sophie von la Roche.

1790.

Wenn Sie, liebe Fr., die kleine Schrift des Hrn. Gotter, „zum Andenken der Frau von Buchwald,“ noch nicht kennen sollten, so rathe ich Ihnen, sich je bälder je lieber in den Besitz derselben zu setzen. Denkmähler wie dieses, sind in Teutschland noch eben so selten als Personen, die ein solches Andenken hinter sich lassen. Wie wenige verstehen die Kunst, so zu loben, daß es wirklich ehrenvoll ist, von ihnen gelobt zu werden; zu loben ohne zu schmeicheln, oder auch dann, wenn schonende Liebe oder Ehrerbietung ihren Pinsel führt, zu schmeicheln ohne der Wahrheit Abbruch zu thun! Die kleine Schrift, die ich Ihnen empfehle, zerfällt in zwei Abschnitte: der erste enthält eine Schilderung des Charakters der Frau

v. Buchwald; der andere eine kurze Darstellung ihrer Lebensgeschichte, welche gleichsam die Belege zu dem ersten liefert. Anhangsweise ist eine Uebersetzung zweier noch ungedruckter Briefe von Voltaire an die sel. Fr. v. Buchwald beigefügt.

Wenn ich nicht sehr irre, so sind die Gesetze, welche der berühmte Vorsteher der Maler-Akademie in London, Sir Josua Reynolds, den Porträtmalern, unter welchen er selbst eine der ersten Stellen einnimmt, in einer seiner akademischen Reden vorgeschrieben hat, auch auf die moralischen Bildnisse einzelner Personen anwendbar, und enthalten alles, was man von einem Seelenmaler, der den individuellen Charakter des Geistes und Herzens, der Sinnesart und der Sitten einer interessanten Person entwerfen will, fordern, und alles was man ihm zugestehen kann, wenn er nicht bloß für die Welt, sondern (wie es meistens der Fall ist) auch für die Freunde dieser Person malt; zumal, wenn ihn sein eignes Herz zum Verschönern geneigt macht, und er also gewissermaßen, mitten im Arbeiten immer gegen sich selbst auf der Hut seyn muß. Nach Reynolds Theorie ist es nicht nur erlaubt, sondern sogar Pflicht des Porträtmalers, eine Person, so, wie sie sich uns zu ihrem größten Vortheile zeigt, darzustellen, in so fern es geschehen kann ohne der Aehnlichkeit zu schaden, und also die Wahrheit zu verletzen, die an dem Bildniß einer merkwürdigen Person gerade das ist,

was uns am stärksten interessirt, und wovon es allen seinen Werth erhält. Dieß (werden Sie vielleicht sagen) könne bei einer Person von so außerordentlichen Vorzügen und Verdiensten, wie die Fr. v. B. war, eben keine schwere Arbeit seyn. Aber mir scheint es, gerade deßwegen, desto schwerer. Erwägen Sie, ob es leicht ist, mit einem vollen und überfließenden Herzen, nie zu viel zu sagen? — ob es leicht ist, in dem Bildniß einer allgemein verehrten und geliebten Person auch Denjenigen eine Genüge zu thun, die von Jugend an mit ihr lebten, und in einer langen Reihe von Jahren mit den feinsten, zartesten und individuellsten Zügen und Formen ihres Geistes und Herzens vertraut genug werden mußten, um selbst den kleinsten Fehler des Malers zu bemerken und verzeihlich zu finden; kurz, die sich (wenn ich mich so ausdrücken kann) zu lange unter dem Zauber, womit diese seltene Frau auf alles wirkte, was in ihren Kreis trat, befunden hatten, um nicht ein wenig mit dem glücklichen Irrthum aller Liebenden behaftet zu seyn, und zu finden, daß sogar ein kleines Mahl an dem Gegenstande ihrer Bewunderung eine Grazie, oder ein Lichtpunkt sey, der die Schönheit des Ganzen erheben helfe — erwägen Sie das alles, und gestehen, daß eben eine so leichte als feste Hand, und ein sehr zarter Pinsel dazu gehöre, von einer solchen Person ein Bildniß aufzustellen, dessen Aehnlichkeit jeden, der sie kannte, beim ersten Anblick frappirt,

und bei der genauesten Prüfung der einzelnen Züge selbst diejenigen, die am meisten zu fordern und am wenigsten zu verzeihen geneigt sind, befriedigen muß.

Da es keinesweges meine Meinung ist, Ihnen das Lesen einer so lesenswürdigen Schrift unnöthig zu machen, so erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen weder einen vollständigen Auszug vorlege, noch alle die Stellen anzeichne, die ich Ihrer Aufmerksamkeit vorzüglich würdig halte, welches mich nöthigen würde, unvermerkt das Ganze abzuschreiben. Indessen kann ich mir doch nicht verwehren, zur Probe eine einzige, wiewohl etwas lange Stelle auszuheben, wo Hr. G. denjenigen Vorzug der Fr. v. B., worin sich alle ihre übrigen Gaben, Talente und Tugenden, so zu sagen, konzentrirten, auf eine sehr meisterhafte Art charakterisirt. Er hatte unmittelbar vorher von den seltenen Gaben gesprochen, womit die Natur ihren Geist ausgestattet hatte, und die bei ihr durch Erziehung, Fleiß und glückliche Umstände auf einen ungewöhnlichen Grad von Vollkommenheit entwickelt und ausgebildet worden waren. — Blühende Einbildungskraft (sagt er) stand bei der Fr. v. B. mit überraschender Gegenwart des Geistes, der schnellste Scharfsinn mit dem glücklichsten Gedächtniß, und bezaubernder Witz mit tiefer Einsicht in der ungewöhnlichsten Verbindung. Und bei allen diesen unter sich so verschiedenen Eigenschaften war sie so sehr Meisterin des Ausdrucks, daß er sich ihren Ideen ohne den

geringsten Schein von Kunst oder Mühe anschmiegte, und daß nichts der Bestimmtheit, der Energie, dem Feuer ihrer, von der angenehmsten Stimme und lebhaftesten Pantomime unterstützten, Rede gleich kam.“ — Und nun fährt er fort: „Weit entfernt aber, die Ueberlegenheit ihrer Talente auf Kosten anderer geltend zu machen, ehrte sie vielmehr fremdes Verdienst mit ungeheuchelter Auszeichnung. Niemand kann bereitwilliger seyn als sie war, einen jeden, der sich ihr nahte, in Vortheil und Wohlbehagen zu setzen, sich zu dem Grade seiner Fähigkeiten herabzulassen, in die Eigenheiten seiner Lage, in die Falten seines Charakters hineinzugehen, das Schwache zu schonen, den Irrenden unvermerkt zu Recht zu weisen, und dem, den die Natur stiefmütterlich behandelt hatte, gleichsam von ihrem Verstande zu leihen. Wie schwer ist diese Kunst! wie viel Reichthum und Geschmeidigkeit des Geistes, welch ein Umfang von Menschenkunde, und welche Zartheit des Gefühls wird nicht dazu erfordert! Die Fr. von Buchwald besaß dieses Geheimniß ganz, und in ihm den unfehlbarsten Talisman der Herzen. Darum fanden Fremde beiderlei Geschlechts und jedes Standes in ihrer Unterhaltung gleiche Befriedigung, und verließen sie nie, ohne von ihr entzückt zu seyn. Darum war sie das Orakel und die Lust ihrer Freunde. Darum fühlte sich, wer seine Zuflucht zu ihr nahm, durch die unwiderstehlichen Eindrücke ihres zuvorkommenden und theil-

nehmenden Wesens selbst dann beruhigt und aufgerichtet, wenn sie seinen Wünschen keinen günstigen Erfolg versprechen konnte. Darum ebneten sich ihr bei Unterhandlungen die abschreckendsten Hindernisse, gelang es ihr, innerhalb ihres Wirkungskreises, überall Gleichgewicht und Eintracht zu erhalten, und oft selbst den Wetteifer der Parteien zum Werkzeuge rühmlicher Absichten zu machen. Darum endlich behauptete sie, bis zum letzten Augenblicke, ein Ansehen, dessen unerschütterliche Grundpfeiler Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit waren."

Welch ein Ideal von einem Weibe, höre ich Sie ausrufen. Eine solche Frau würde nicht nur der Stolz eines jeden Hofes, sie würde die Zierde eines jeden Thrones gewesen seyn! — Ganz gewiß, l. S. Und dieses Ideal war die Fr. v. B. Alles was Sie so eben gelesen haben, war sie im buchstäblichen Verstande der Worte, und so viel auch damit gesagt ist, so werden alle, die sie gekannt haben, gestehen, daß ihr Biograf keine Sylbe zu viel gesagt hat.

Diese bewundernswürdige Frau hatte schon ihr acht und sechzigstes Jahr zurückgelegt, als mir mein glücklicher Stern den ersten Zutritt zu ihr verschaffte — — und, m. Fr., ich schwöre es Ihnen bei den Grazien und Musen, quarum sacra fero, niemals hat ein menschliches Wesen mit einem solchen Zauber auf mein Gemüth gewirkt wie diese — alte Dame. Ich kenne keine Art von Unterhaltung, wie anlockend und

glänzend sie immer hätte seyn mögen, die ich, auch noch mehrere Jahre später, dem Vergnügen vorgezogen hätte, neben ihrem grünen Kanapee zu sitzen, und die süße Rede wie Honig von den welken Zauberlippen dieses weiblichen Nestors zu hören. Es ist vielleicht nichts, das Ihnen einen anschaulichern Begriff von dem Umfang und Reichthum ihres Geistes, von der unbegreiflichen Leichtigkeit, womit sie von einem Gegenstande zum andern, von jeder Tonart der Seele (wenn ich so sagen kann) selbst zur entgegengesetztesten überging, verschaffen kann, als wenn ich Ihnen sage: daß eben die siebzigjährige Frau, von welcher vielleicht kurz zuvor irgend ein großer Held oder Staatsmann, ein feiner Weltmann, oder ein adonisirter Elegant bezaubert weggegangen war, sich auf einmal mit der größten Leichtigkeit in eine platonische Diotima verwandeln, und einen Menschen, der in seinem ganzen Leben immer (wie Gozzis Pantalon) mit dem Herzen in der Hand sprach, und der ausgemachteste Antipode von einem Hofmann war, der sich jemals an einen Hof verirrt haben mag, ein paar Abendstunden lang über Gegenstände des Geschmacks, des moralischen Sinnes, der Filosofie des Herzens u. dergl. so zu unterhalten wußte, daß ihm die Minuten zu Augenblicken wurden, und daß er den geistigen Schmauß, den diese wundervolle Fee seiner Seele gab, während sie seinen animalischen Theil aus ihren kleinen Töpfchen und Schüsselchen

wohl oder übel fütterte, dem Nektar und Ambrosia der Götter und einem Platz zwischen Venus und ihren Grazien vorgezogen hätte.

Es wäre eine lächerliche Eitelkeit, deren sie mich hoffentlich nicht fähig halten, m. Fr., wenn ich mir auf die Merkmahle von Achtung und Wohlwollen, womit auch ich, wie so viele tausend Andere, von der seligen Frau v. Buchwald begünstigt zu werden die Ehre hatte, bei dieser Gelegenheit viel zu Gute thun wollte: aber, da es dem Herrn G. beliebt hat, des Umstandes zu erwähnen, daß Oberon, vor seiner öffentlichen Erscheinung, an ihrem grünen Kanapee im Manuskripte vorgelesen worden; so sehe ich es für eine Art von Pflicht an, Ihnen nicht zu verschweigen, daß ich es dem immer sichern Geschmack der Fr. v. B. und ihrem äußerst feinen Sinn für das Schickliche zu danken habe, daß Oberon einige Flecken weniger hat.

Doch es ist Zeit, daß ich abbreche, da ich hoffen darf, Sie begierig genug gemacht zu haben, sich diese kleine Schrift selbst anzuschaffen, die, wie gesagt, sowohl, wegen ihres Gegenstandes, als der meisterhaften Ausführung, und des guten Tons der durch das Ganze herrscht, des allgemeinsten Beifalls eben so gewiß seyn kann, als sie dem Orte Ehre macht, von welchem Hr. G. mit Wahrheit sagt, daß er, bei dem Glück eine Frau v. Buchwald mehr als funfzig Jahre zu besitzen, ihrem unleugbaren Einflusse auf

Bildung des Geschmacks und Verfeinerung des Tons zahllose Verbindlichkeiten habe, u. s. w.

Ich füge nur noch bei, daß Hr. G. das Unterhaltende einer an sich schon so interessanten Schrift auch noch durch einige Charakterzeichnungen verschiedener, theils früher theils später vom Schauplatz abgetretener merkwürdiger Personen, die in die Lebensgeschichte seiner Heldin eingeflochten waren, zu vermehren nicht vergessen hat. Vorzüglich schön werden Sie das Gemälde einer Freundschaft finden, die schon zwischen zwei Frauen eine große Seltenheit, aber zwischen einer Fürstin und einer Privatperson vielleicht ohne Beispiel, und nur zwischen einer Fürstin, wie diese, und einer Oberhofmeisterin wie die Fr. v. B. denkbar ist. „Es war, sagt Hr. G., (denn ich kann dem Trieb nicht widerstehen, Ihnen diese Stelle noch abzuschreiben,) es war eine Freundschaft, deren Lebhaftigkeit an Schwärmerei gränzte, ohne in Uebertreibung zu fallen. Es war ein beständiger Wettstreit von Edelmuth und Delikatesse. Eine jede las in der Seele der andern. Aber je bescheidener die Eine sich mit dem Abglanze begnügte, der vom Thron ihrer Gebieterin auf sie zurückfiel, je ehrerbietiger sie den Eifer ihrer Liebe in Pflichten und Huldigungen hüllte; um so gütiger zog die Andere sie zu sich hinauf, um so sinnreicher war sie, ihre Freundin bei jeder Gelegenheit in das vortheilhafteste Licht zu stellen, gleichsam als hätte sie selbst durch die allgemeine

Billigung ihrer Wahl einen Zuwachs des Ruhms erhalten können.“ — Sie werden in dieser Stelle, wie überhaupt in der ganzen Schrift, der Teutschen Sprache unbeschadet, einen gewissen Französischen Ton (der aber nicht der jetzige Pariser Ton ist) bemerken, den Sie nicht mit Unrecht als ein Beispiel dessen, was vorhin von dem Einfluß der Fr. v. B. auf die Verfeinerung des Tons in dem Ort ihres Aufenthalts gesagt wurde, ansehen können.

C.

I.

Der Chor in der Tragödie. *)

1 8 0 6.

Ein mit A. W. bezeichneter Ungenannter belehrt uns in einem kleinen Aufsatze über den Chor in der Griechischen Tragödie: „der Chor sey die nothwendige Basis der Tragödie; er sey es, aus welchem die handelnden Personen sich gleichsam krystallinisch absetzen, und in ihm, dem Chor, liegen die Elemente alles dessen ungetrennt und gleichsam Zeit- und Raumlos, was nun, in Zeit und Raum aus einander gelegt, als Hand-

*) In Beziehung auf No. 35. der Zeitschrift Elysium und Tartarus, welche im J. 1806. Falk in Weimar herausgab, bis der 14te Oktober jenes Jahres sie unterbrach.

lung sich darstelle. — Und wie das ganze Wesen der Tragödie darin versire, daß der Held — ein großer Mensch, der sich frei um eine Idee bewege — diese Idee in sich zu verkörpern strebe, indem hingegen Sie, die Idee, die Bande seiner Individualität lösend, ihn in sich zu vergeistigen trachte: so sey auch der Chor selbst, in Bezug auf diese Idee, gleichsam der durchsichtige und feste Krystallkern, welcher übrig bleibe, wenn man seine, nach verschiedenen Richtungen gehenden Blätter aus einander gelegt habe" — u. s. w.

Ich vermuthe, daß die meisten Leser, denen diese neue Offenbarung des ganzen Wesens der Tragödie und des Chors der Griechen nicht allzuverständlich seyn dürfte, sich gern mit mir vereinigen werden, den Herausgeber jener Zeitblätter zu ersuchen, daß es ihm gefallen möchte, von seinen unmittelbaren Verbindungen mit den Bewohnern Elysiums zu unsern Gunsten Gebrauch zu machen, und die zu ihrer Zeit berühmten Meister der Kunst, Aeschylos, Sofokles und Euripides, allenfalls auch die Filosofen Sokrates, Platon und Aristoteles, ihre Zeitgenossen, um ihre Meinung von der Sache zu befragen, und, wo möglich, sich einen kleinen Kommentar über diese neue Theorie von ihnen auszubitten. Bis dieser etwa erfolgt, begnüge ich mich zu sagen, daß — gesetzt auch die Idee, die der Ungenannte sich vom

Chore der Griechischen Tragödie a priori macht, passe auf alle andere Stücke des Aeschylos, Sofokles und Euripides, was sich jedoch niemand, der sie mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, überreden lassen dürfte — wenigstens der Chor in der Helena des Euripides eine schreiende Ausnahme macht. Dieser ist so weit davon entfernt, die Personen der Handlung, Helena, Menelaos, Theonoe und Theoklymenos (nichts von Teukros, der alten Schloßmagd, dem alten Diener des Menelaos und dem Hofbeamten zu sagen) krystallinisch aus sich abzusetzen, daß vielmehr der Dichter (wenn es ihm erlaubt gewesen wäre) ihn gänzlich hätte weglassen, und an seiner Stelle eine einzige Griechische Sklavin als Vertraute der Helena, und im fünften Akt ein Paar Hausbediente des Theoklymenos hätte aufstellen können, ohne daß wir neuern Leser die Abwesenheit des Chors vermißt hätten, oder der poetischen Wahrheit und Vollständigkeit der Handlung das Mindeste abgegangen wäre. In keinem der Euripidischen Dramen fällt es stärker in die Augen, als in diesem, wie lästig ihm der Chor war; wie schwer es ihm wurde, ihm eine schickliche Rolle darin zu geben; wie geflissentlich er ihn auf die Seite zu schaffen suchte, und wie er sich sogar genöthigt sieht, ihn zwischen dem dritten und vierten Akt einen episodischen Gesang anstimmen zu lassen, der mit der Handlung nicht in der geringsten Beziehung steht. Im ganzen Stück

finden sich nur zwei Stellen, wo der Chor einen warmen und thätigen Antheil an der Handlung nimmt: im ersten Akt, wo er Helenen den Rath giebt sich an Theonoe zu wenden, und im fünften, wo er den König mit Feuer und Entschlossenheit, auf die Gefahr sich seinen höchsten Unwillen zuzuziehen, von dem Vorhaben seine Schwester zu ermorden abhält: aber jenes hätte, wie gesagt, durch eine Vertraute, und dieses durch ein Paar alte Diener des Theoklymenos eben so gut verrichtet werden können.

Was ich, mit Berufung auf den gesunden Verstand aller Leser, von diesem Chor behaupte, gilt mehr oder weniger, wo nicht von allen, doch gewiß von dem größten Theil der Tragödien der Griechen, die auf uns gekommen sind. Es gehört entweder eine seltsame, nur aus dem Schwindelgeist unsrer Zeit erklärbare Art von Verblendung, oder eine gänzliche Unwissenheit der Geschichte der dramatischen Dichtkunst dazu, um nicht zu sehen, was die wahre Ursache davon war. Mehrere Jahrhunderte, bevor man von dem, was zu Euripides Zeiten Tragödie hieß, den mindesten Begriff hatte, hießen die Dithyrambischen Gesänge, womit eine Anzahl begeisterter oder Begeisterung affektirender Sänger an den Bacchusfesten der Athener sich öffentlich hören ließen, Tragödien, und machten eine diesem Gott geheiligte festliche Volkslustbarkeit aus. Da der Trieb, das was wir, oder andre vor uns, erfunden haben, zu vervollkommnen,

dem Menschen eben so natürlich ist als die Liebe zur Veränderung und zum Neuen, so konnte es nicht fehlen, daß diese ewigen Lobgesänge auf den Bacchus und seine Wunderthaten endlich Langeweile zu machen anfingen. Die Unternehmer dieser Chöre ließen sich also angelegen seyn, sie durch glückliche Veränderungen nach und nach den Zuhörern interessanter zu machen. Thespis scheint der erste gewesen zu seyn, der die Chorgesänge mit einer Art von monodramatischen Schauspielen verband, die in ihren Anfängen bloße Intermezzi oder Zwischenspiele waren, nach und nach aber (indem Aeschylos die zweite und Sofokles, durch den guten Erfolg dieser Neuerung kühner gemacht, die dritte, vierte Person auftreten ließ und in die mimisch vorgestellte Handlung verwickelte) die Gestalt der Art von dramatischen Komposizionen annahmen, welche von dieser Zeit an den Namen der Tragödien ausschließlich erhielten. Natürlicher Weise führte dieß, ebenfalls nach und nach, wesentliche Veränderungen in der Natur und Bestimmung des Chors herbei. Seine Gesänge, welche vorher die Hauptsache gewesen waren, wurden nun eine Art von Zwischenspiel zwischen den Akten des Schauspiels; und da man, sobald diese neue dramatische Dichterei zur Kunst wurde, die Nothwendigkeit fühlte, aus beiden Ein Ganzes zu machen: so erhielt der Chor noch überdieß die Rolle eines bei der Haupthandlung interessirten und, durch guten Rath,

ja in Fällen, wo es nothwendig war, auch thätig an derselben theilnehmenden Zuschauers. Die Personen, woraus der Chor bestand, mußten nun, durch eine natürliche Folge, allerlei, von dem was sie ehemals vorstellten, sehr verschiedene Gestalten annehmen. — Im Prometheus erscheinen sie als die 50 Töchter des Okeanos; in den Eumeniden als eben so viele Furien; in andern Stücken ist der Chor aus Kriegsleuten, aus den angesehensten Bürgern einer Stadt, aus einer Anzahl kriegsgefangner Sklavinnen oder Dienerinnen in einem großen Hause u. s. w. zusammengesetzt. Da aber unter der großen Menge von Fabeln aus der Götter- und Heroenzeit, womit die Dichter die tragische Bühne in einem Zeitlauf von mehr als hundert Jahren bereicherten, nicht alle so beschaffen waren, daß der Chor, so wie er nunmehr organisirt war, mit Wahrscheinlichkeit und Schicklichkeit die Rolle eines an der Handlung theilnehmenden Zuschauers spielen konnte: so begreift sich leicht, wie der Dichter öfters dadurch in Verlegenheit und, trotz allem seinem Genie und Scharfsinn, nicht selten in die Nothwendigkeit gesetzt wurde, wider seinen Willen Unschicklichkeiten zuzulassen, die er gewiß vermieden hätte, wenn ihm erlaubt gewesen wäre, in Stücken dieser Art den Chor wegzulassen und Vertraute an seine Stelle zu setzen. Aber dieß stand schlechterdings nicht in seiner Willkühr. Die Zuschauer waren nicht nur seit so langer Zeit an den

Chor und seine Gesänge gewöhnt, sondern die Religion selbst erlaubte nicht, hierin eine Aenderung zu treffen. Die dithyrambischen Chorgesänge an den Bacchusfesten wurden von uralten Zeiten her als ein religiöses Institut betrachtet; und seitdem das tragische Drama aus ihnen entstanden war, dieses aber dem Chor und seinen Gesängen in den Zwischenakten eine andere Bestimmung gegeben hatte, so fand man, um sich nicht gröblich an Bacchus und seinem Dienst zu versündigen, keinen andern Ausweg als die aus jenen uralten Bacchischen Festgesängen entstandenen sämmtlichen Schauspiele, die Tragödien und Komödien, als diesem Gott geheiligt und zur Feier seiner Feste schlechterdings nothwendig anzusehen; und daher würde man eine Art von Sakrilegium zu begehen geglaubt haben, wenn man die Weglassung eines so lange für wesentlich gehaltenen Theils der Tragödie zugelassen hätte.

Die Grafen zu Stolberg hatten bereits im J. 1787 Schauspiele mit Chören herausgegeben, aber dieß Beispiel war ohne Erfolg geblieben. Diese Chöre waren auch so wenig der Griechische Chor, als jene Reyhen, welche Lohenstein in seinen Trauerspielen aufgeführt hatte. Im Jahr 1788 gab

Ilgen seine Abhandlung heraus; Chorus Graecorum tragicus qualis fuerit et quare usus ejus hodie revocari nequeat, und bei dem, was hier ausgesprochen war, blieb es im Wesentlichen, bis A. W. Schlegel mit seinem Jon die antike Tragödie wieder auf die Bühne zu bringen versuchte, und dadurch Schillern anreizte, seine Braut von Messina zu dichten. Nicht ohne polemische Tendenz führte dieser den Griechischen Chor hier ein, und suchte diese Einführung ästhetisch zu rechtfertigen. So weit dieß nur gelingen kann, ist es Schillern gelungen. Uebertroffen in der Form hat ihn noch Apel in seinen antiken Tragödien; Eingang gefunden und Eindruck gemacht hat nur Schillers Chor: aber — war denn dieß auch der Griechische? Schlegel, der natürlich „mit den Grundsätzen, die Schillern bei der Braut von Messina geleitet haben, nicht einverstanden seyn kann," erklärt, daß der Sinn der Alten dabei verfehlt sey. (Ueb. dramat. Kunst u. Literatur. 2. Th. 2. Abth. S. 411 – 413.) Was in jener Zeit zu erwarten war, geschah; man konnte Schillern nicht in der Praxis gleichen, und suchte ihn daher zu übertreffen in der Theorie, wobei denn Manchem begegnete, statt des Seltenen das Seltsame zu sagen, und Unsinn für Gedankentiefe zu halten. Das Beste, was darüber gesagt wurde, ist von Schlegel (a. a. O. Bd. 1. S. 113. fgg.); ich lasse dahin gestellt seyn, ob in Beziehung auf diese Erklärung Wielands.

Gestehe ich aber gleich, daß Schlegel das Beste gesagt, so sage ich darum doch nicht, daß dieß Beste auch zugleich das Wahre sey. „Wir müssen, sagt er, den Chor begreifen als den personifizirten Gedanken über die dargestellte Handlung, die verkörperte und mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als des Sprechers der gesammten Menschheit. Dieß ist seine allgemeine poetisch gültige Bedeutung.“ Recht schön, wenn es so ist; wo aber ist der Beweis, daß es durchgängig so war? — Ohne diesen Beweis geliefert zu haben, maße sich Niemand an gegen Wieland zu entscheiden.

2.

Cicero.

Einen Chronologischen Auszug aus dessen Lebensgeschichte lieferte Wieland als Einleitung zu den verschiedenen Büchern, in welche er seine Uebersetzung der sämmtlichen Briefe Cicero's (Bd. 1. Zürich 1808 — Bd. 6. herausg. von Gräter 1816.) eingetheilt hat.

3.

Charlotte Corday.

1793.

Die Frage: ob diese junge Dame berechtigt gewesen sey, ihr Vaterland von dem halbwahnsinnigen Volksfreunde Marat durch einen Meuchelmord zu befreien? muß (wie jedermann sieht) eigentlich so gestellt werden: Gehört der Fall, worin sich diese Französische Jael oder Judith befand, unter die Fälle, die von der allgemeinen Vernunft als Ausnahmen von der allgemeinen Regel erkannt werden? Niemand zweifelt, daß Charlotte Corday sich selbst gegen einen gewaltsamen Angriff ihres Lebens oder ihrer Ehre, von Seiten Marats, im äußersten Nothfall, auf Kosten des Lebens des Angreifers hätte vertheidigen dürfen. Dieß ist, unter den besagten Bedingungen, einem Jeden gegen einen Jeden erlaubt. — Aber gilt dieß auch von dem Falle, da ein Bürger den andern eigenmächtig des Lebens beraubt, weil er ihn für einen ruchlosen Bösewicht und Urheber des öffentlichen Elends

seines Vaterlands hält? So wie bei jener Frage die bejahende Antwort sogleich auf Jedermanns Lippen schwebt; so wird hingegen bei dieser Jedermann stutzen, und sich zwischen Ja und Nein in Zweifel befangen fühlen. Denn auf der einen Seite ist es Pflicht, das Vaterland mit Gefahr seines eigenen Lebens zu retten; auf der andern, was würde aus der persönlichen Sicherheit der Bürger eines Staates werden, wenn eines jeden Leben bloß von der (vielleicht irrigen) Meinung, die irgend ein anderer von dem Grade seiner (vielleicht nur eingebildeten) Gemeinschädlichkeit gefaßt hätte, abhinge? Wer weiß nicht, wie sehr eine exaltirte Einbildungskraft, und der Fanatismus überspannter Leidenschaften die Urtheilskraft eines Menschen, zumal eines Weibes, irre führen können? — Ich zweifle sehr, daß die That der Corday, in dieser Rücksicht, dadurch gerechtfertiget sey, wenn man sagt: ihr Vaterland befinde sich gegenwärtig in einem schwankenden Mittelzustand zwischen Anarchie und Unterdrückung, indem es seit Abschaffung der gesetzmäßigen königlichen Autorität der Willkühr einer tyrannischen Rotte Preis gegeben sey, die dem Willen so vieler Millionen für frei und gleich erklärter Menschen die schmählichsten Fesseln anlegt, und, mit einer wahrhaft Jakobinischen (Dominikanischen) Intoleranz, jeden freien Gebrauch der Vernunft, der mit ihren Meinungen und Absichten nicht zusammenstimmt, zu einem Kapitalverbrechen macht.

Denn, gesetzt auch, daß sich Frankreich wirklich in einem Zustande von gänzlicher Anarchie oder Auflösung aller politischen Bande und positiven Gesetze befinde (welches sich doch wohl so schlechterdings nicht behaupten läßt) — so würde doch eine Gewaltthat, welche jedem exaltirten Kopfe das Recht gäbe, jeden vermeinten Feind des Vaterlandes aus dem Wege zu räumen, durch das Moralgesetz allein, dessen allgemeine Verbindlichkeit von positiven Gesetzen ganz unabhängig ist, für unerlaubt erklärt.

„Woher kommt es denn also, daß, außer den geschwornen Freunden und Brüdern Marats, schwerlich jemand die Geschichte der Charlotte Corday gehört oder gelesen hat, ohne eine unfreiwillige Regung in sich zu fühlen, die ihn zu gleicher Zeit zum Mitleiden, und zur Bewunderung für dieses außerordentliche Mädchen nöthigte?“

Diese zweite Frage wird, dünkt mich, leicht zu beantworten seyn, wenn wir die mancherlei verschiedenen Empfindungen, die hier unvermerkt zu Einem Gefühl zusammenfließen, gehörig von einander scheiden. Marat war schon lange (seine Partei ausgenommen) ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues; man betrachtete diesen fanatischen Volksfreund, bei dem die tolleste Wuth gegen alles, was sich mit seinem demokratischen Lieblingssystem nicht vertrug, seit mehrern Jahren zum habituellen Zustand und, zur andern Natur, geworden war, als eine Art von Un=

geheuer, dessen Reden und Handlungen auch den unbefangensten Zuschauer zweifelhaft ließen, ob man ihn für einen Wahnsinnigen oder einen Bösewicht, für einen Menschen oder einen Teufel halten sollte. Am Ende fand sichs denn doch, daß er nur ein Mensch, wiewohl ein höchst verkehrter, verschrobener, und (was vielleicht nicht wenig beitrug, ihn so giftig, blutdürstig und wüthend zu machen) ein von Skorbut und Verole zerfressener elender Ruin von einem Menschen war. Da er, während der Revoluzion, als Verfasser des Ami du peuple, und besonders seit der Sitzung des Nazional-Konvents, als Deputirter, eine sehr abscheuliche Rolle gespielt hatte; da man ihn mit Recht für einen der thätigsten Urheber der Zerrüttung seines Vaterlandes ansah, und sein Tod längst schon der Wunsch aller, die es mit Frankreich wohlmeinten, gewesen war: so war auch, bei der ersten Nachricht von seiner Ermordung, eine unfreiwillige Anwandlung von Vergnügen über die Gerechtigkeit, welche die göttliche Nemesis durch die Hand eines Weibes (wer sie auch seyn möchte) an ihm ausgeübt zu haben schien — bei mir wenigstens, ich gestehe es — das erste, was ich zwar unfreiwillig in mir fühlte, aber was meine Vernunft selbst nicht mißbilligte; und natürlicher Weise konnte dieß Gefühl derjenigen, die dem Schicksal ihren Arm geliehen hatte, nicht anders als günstig seyn. Indessen gesellte sich beinahe in dem gleichen Augenblicke die

Reflexion dazu: er war ein Mensch — ein elender kranker Mensch — zwar schädlich und übelthätig, aber doch nicht mit dem Willen es zu seyn, sondern im Gegentheil mit der völligsten Ueberzeugung, daß er auf dem Wege, den er ging, sich um sein Volk und um die ganze Menschheit unendlich verdient mache. Natürlich erregt diese Reflexion das mitleidige Gefühl, dessen sich beim Anblick des gewaltsamen Todes eines Menschen, wäre es auch der größte Verbrecher, kein andrer Mensch, am allerwenigsten einer, der sich mit Leichtigkeit an den Platz eines jeden zu setzen gewohnt ist, erwehren kann. Zu diesem Gefühl gesellte sich eben so schnell der nicht weniger natürliche und gerechte Abscheu vor jedem Meuchelmorde, als dessen Vorstellung an sich selbst etwas zugleich Verhaßtes und Verächtliches hat. Beide Regungen konnten nicht anders als der Mörderin ungünstig seyn. Wäre nun Charlotte Corday, nach vollbrachter That, glücklich entwischt und der Strafe entgangen, die jedem Meuchelmorde gebührt: so wäre es bei jenem dreifachen Gefühl geblieben; ich hätte die Gerechtigkeit der göttlichen Nemesis angebetet, den Elenden bedauert, den die Natur zu meinem Bruder gemacht hatte, so wenig ehrenvoll mir auch die Verwandtschaft war, und der Enthusiastin zwar das Glück, der Guillotine entgangen zu seyn, herzlich gegönnt, aber ohne damit die Handlung, womit sie solche verdient hatte, gut zu heißen. Allein die Mörderin entkam

nicht, hatte auch nicht die geringste Anstalt dazu gemacht; es zeigt sich vielmehr, daß sie, zu eben der Zeit, da sie den Marat als einen dem Vaterlande höchst verderblichen Bösewicht zu tödten beschloß, sich auch freiwillig entschlossen hatte, es auf Kosten ihres eigenen Lebens zu thun. Weit entfernt, sich die That, bei welcher sie ergriffen wurde, reuen zu lassen, die Schuld von sich auf andere abwälzen zu wollen, oder (wie man ihr zumuthete) Mitschuldige anzugeben, beharrete sie dabei, das, was sie gethan, aus eigenem Beweggrunde gethan zu haben; sie war stolz darauf, in einem Alter von 25 Jahren mit freiwilliger Aufopferung ihres eigenen Lebens ihrem Volke eine der größten Wohlthaten erwiesen zu haben; sie ging dem Tode mit der ruhigsten Herzhaftigkeit entgegen, und erhielt sich in dieser Fassung, ohne die geringste Schwäche zu zeigen, bis zum letzten Augenblick. Alles dieß schien eine ungewöhnlich große Seele zu beweisen, und erregte zugleich Bewunderung, Liebe und Bedauren. Das, was an ihrer That unrecht war, verschwand, so wie man sich versichert hielt, daß sie in ihrem Gewissen überzeugt war, recht und edel gehandelt zu haben. Und wie hätte man nicht hiervon versichert seyn sollen, da sie weder durch Rachsucht, (denn Marat hatte sie ja nicht persönlich beleidiget;) noch durch irgend einen eigennützigen Beweggrund, (denn sie wußte ja, daß sein Tod unfehlbar auch der ihrige seyn würde) also — bloß durch die

reinste Vaterlandsliebe, und durch das Verlangen, ihren Mitbürgern ein großes Beispiel zu geben, dazu angetrieben worden sey?

Allein war nicht dieser letzte Schluß vielleicht doch wohl zu voreilig? Gab es nicht noch einen andern, nicht so reinen Antrieb, dessen Reiz einer Person von ungewöhnlich lebhafter Einbildung, an welcher ohnehin nichts als ihr Geschlecht weiblich schien, und die vielleicht mehr als Eine geheime Ursache, des Lebens überdrüssig zu seyn, haben mochte — den Tod gleichgültig, ja sogar wünschenswerth machen konnte? Konnte es nicht der Ehrgeiz seyn, durch eine so außerordentliche That — als es diese war, den vom Pariser Volk beinahe angebeteten Volksfreund auf Kosten ihres eigenen Lebens mitten in Paris, mitten unter dem Volke, dessen Abgott er war, zu tödten, sich über ihr ganzes Geschlecht zu erheben, und einen Nachruhm zu erwerben, der so lange dauren würde, als die Französische Nazion und die Annalen des Menschengeschlechts? Ich müßte mich sehr irren, oder der Ton und die Sprache ihrer beiden Briefe selbst verräth diesen Beweggrund ziemlich deutlich; und warum sollte denn auch die bloße Französische Eitelkeit, die schon so viel Wunder gethan hat, in der Seele einer romantischen çi-devant Demoiselle nicht auf einen so hohen Grad haben steigen können, daß sie dem Gedanken, „durch die Guillotine mit Brutus vereinigt zu werden“ und „im Kreise der edelsten

Seele ihrer Art zu wandeln," eben so wenig widerstehen konnte, als ein zärter organisirtes, schwächeres Mädchen einem Liebhaber, der sie in den Kreis aller Götter von Pafos und Cythere zu versetzen verspricht? — Doch, ohne mich bei dieser Möglichkeit aufzuhalten, auch Patriotismus, wenn er zu einer fanatischen Leidenschaft wird, hört auf eine verdienstliche Tugend zu seyn, und verliert seine Ansprüche an unsere Hochachtung. Brutus selbst wird wegen seiner Theilnahme an der Ermordung Cäsars nur von einseitigen Enthusiasten bewundert, die es für Nichts rechnen, daß diese That vielmehr ein Unglück als eine Wohlthat für die Republik war, indem es mit ihr dahin gekommen war, daß sie ohne ein Oberhaupt nicht länger bestehen konnte, und unter allen Römern keiner besser dazu taugte als Cäsar. — Von diesem auf Marat ist nun freilich ein ungeheurer Abstand! Da ihn aber gleichwohl die Imaginazion unserer Heldin übersprungen hat, und da sie in ihren eigenen Augen die Vergleichung mit Brutus aushält; so frage ich: was für große Vortheile konnte sie ihrem Vaterlande von der Ermordung eines Marats versprechen? Welche Wahrscheinlichkeit hatte sie, daß ihrem Volke dadurch geholfen sey? Oder konnte sie etwa, wie Brutus, auf das, was sie selbst dazu beitragen würde, rechnen? Was half es dem gemeinen Wesen, von Einem Bösewicht befreit zu seyn, der zu wahnsinnig war um auf andre Weise Schaden zu thun, als in so fern er von

viel größern und schlauern Bösewichtern als bloßes Werkzeug gebraucht wurde? Wie konnte sie glauben, daß dieser einzelne Kopf der Jakobinischen Hyder nicht sogleich durch zehn andre ersetzt werden würde? Warum überließ sie den aussätzigen Marat nicht dem weit schrecklichern Schicksal, das ihm bevorstund, und stieß ihren Dolch nicht lieber einem Robespierre, oder Danton, oder Chabot, oder Barrere ins Herz, deren jeder eben so viel Schuld an dem Verderben ihres Vaterlandes hatte als Marat, und von deren Leben es noch ungleich mehr Böses zu erwarten hat, als ihm das bereits halb vermoderte Gespenst noch zufügen konnte? Sollte man nicht beinahe glauben, daß auch sie nur ein verblendetes Werkzeug des persönlichen Hasses gewesen sey, den die Büzot und Barbaroux dem über sie triumfirenden Volksfreunde geschworen hatten?

Das Resultat aller dieser Betrachtungen dürfte vielleicht das Horazische Nil admirari scheinen, welches auf die anomalischen Handlungen ungewöhnlicher Menschen wohl am richtigsten anzuwenden ist. Doch so weit wollen wir diese Gleichmüthigkeit nicht treiben, daß wir sogar der heroischen, sich selbst aufopfernden Tugend, oder vielleicht nur ein schimmerndes Meteor, wo nicht etwa gar (wie Sankt Augustin von den Tugenden der Heiden behauptete) ein glänzendes Laster sey, was man uns für heroische Tugend giebt. Verdient Charlotte Corday wirklich die Be-

wunderung der Nachwelt, so wird mir ihr Schatten gern verzeihen, wenn ich wünsche, daß wir durch genauere und zuverläßigere Nachrichten von ihren Umständen, ihrer Erziehung, ihrem vorigen Leben, der Geschichte ihres Geistes und Herzens, ihrem Charakter, ihren Verbindungen und Aussichten, in den Stand gesetzt werden möchten, über sie und ihre That so richtig und unbefangen zu urtheilen, daß unser Beifall einer großen Seele, die nichts mehr von uns zu hoffen noch zu fürchten hat, angenehm seyn könne.

Eben, da dieß geschrieben war, erhielt ich den Moniteur vom 29., 30. und 31. Jul., worin sowohl der ganze Prozeß der Corday, als die beiden Briefe, so sie am Tage vor ihrem Tode an Barbaroux und an Hrn. d'Armans, ihren Vater, schrieb, in extenso mitgetheilt worden. Ich ersehe daraus, daß Charlotte Corday entweder zweierlei Briefe, sowohl an Barbaroux als an ihren Vater geschrieben haben müßte, oder daß die zwei kleinen Briefe, die man bereits in andern Zeitblättern gelesen, unecht und untergeschoben sind — welches, allen Umständen nach, das Wahrscheinlichste ist. Der Brief an Barbaroux, den der Moniteur mittheilt, ist Dienstag den 16ten Jul. Abends um 8 Uhr datirt, und nimmt in besagtem Blatte zwei große Kolumnen ein. Er fängt mit

den Worten an: „Ihr habt Verlangen getragen, Bürger, daß ich euch von meiner Reise einen umständlichen Bericht erstatte; ich werde euch also nicht die geringste Anekdote erlassen.“ Und nun folgt eine Erzählung alles dessen, was ihr auf ihrer Reise und zu Paris bis auf den Augenblick begegnet, da sie die That vollbrachte, worüber sie ganz kurz ist, weil Barbaroux den Detail davon in den Journalen zu lesen bekommen würde. Nur was sie von Marats letzten Worten sagt, verdient ausgehoben zu werden. Sie drückt sich bei dieser Gelegenheit so aus, daß man beinahe denken sollte, sie sey, als sie zu Marat kam, noch nicht völlig entschlossen gewesen. „Hier, sagt sie, sind die letzten Worte, die er zu mir sprach, nachdem er euer aller (vermuthlich der entflohenen Deputirten) und der Administratoren von Calvados Namen von mir erfragt hatte. Er sagte nur, um mich zu trösten: er würde euch in wenig Tagen zu Paris guillotiniren lassen. Diese letzten Worte entschieden sein Schicksal.“ — „Ich gestehe (setzt sie gleich darauf hinzu) daß das, was mich völlig zum Entschluß gebracht hat, der Muth ist, womit sich unsre Freiwilligen“ (aus dem Departement von Calvados) „am letzten Sonntag den 7ten Jul. anwerben ließen. Sie erinnern sich, wie groß meine Freude darüber war. Ich versprach mir selbst, ich wollte wohl machen, daß Petion sich den Argwohn, den er wegen meiner Gesinnungen zeigte, gereuen lassen sollte.

Wär' es Ihnen denn leid, wenn sie nicht marschirten? sagte er. — Kurz, ich bedachte, es wäre Schade, wenn so viel brave Leute nach Paris kämen, um den Kopf eines einzigen Menschen zu holen, den sie vielleicht doch hätten verfehlen können, oder der den Verlust vieler braver Bürger nach sich gezogen hätte; er wäre (dacht' ich) so vieler Ehre nicht werth; die Hand eines Weibes wäre dazu schon hinreichend." — Einige Zeilen darauf kömmt wieder eine Stelle, die angezeichnet zu werden verdient. „Zu Paris (sagt sie) begreift man nicht, wie ein unnützes Weib, dessen Leben doch zu nichts gut wäre, ihr Leben mit kaltem Blut aufopfern kann, um ihr Vaterland zu retten. Ich erwartete nichts anders, als daß ich auf der Stelle getödtet werden würde. Einige herzhafte und in der That über alles Lob erhabene Männer schützten mich gegen die sehr verzeihliche Wuth derjenigen, die ich (durch Marats Tod) unglücklich gemacht hatte. Weil ich bei kaltem Blute blieb, so war mir das von einigen Weibern gegen mich erhobene Geschrei empfindlich; aber wer sein Vaterland rettet, achtet nicht was es ihn kosten mag. Möchte doch der Friede sobald, als ich es wünsche, hergestellt seyn! Ein großer Bösewicht ist nun weniger; ohne dieß hätten wir ihn nie erhalten können. In mir ist es schon seit zwei Tagen Friede. Das Glück meines Vaterlandes ist das meinige." — Sie erwähnt hierauf ihres Vaters mit einiger Besorgniß, daß er ihretwegen

beunruhiget werden möchte, und bittet den Barbaroux und seine Kollegen, sich solchen Falls der Ihrigen anzunehmen. Und nun fährt sie fort: „Ich habe in meinem Leben nur ein einziges Wesen gehaßt, und ich habe meinen Charakter gezeigt. Diejenigen, die mich betrauern, sollen sich freuen, mich in den Elyseischen Feldern bei Brutus und einigen Alten zu sehen; denn die Neuern tentiren mich nicht; es sind so schlechte Leute! Es giebt wenig wahre Patrioten, die für ihr Vaterland zu sterben wissen; sie sind fast alle Egoisten.“ — „Man hat mir, setzt sie hinzu, zwei Gendarmes zugegeben, damit ich keine lange Weile habe; bei Tage hab' ich dieß sehr gut gefunden, aber nicht bei Nacht; ich habe mich über diese Unanständigkeit beklagt, aber die Comité hat nicht für gut gefunden sich darum zu bekümmern. Ich denke, es war ein Einfall von Chabot; nur ein Kapuziner kann solche Ideen haben . . .“

Sie spricht nun von ihrem Verhör — von ihrem fehlgeschlagnen Vorhaben, dem Departement von Calvados ihr Porträt zu schicken — von der Wahl ihres gerichtlichen Vertheidigers — wie sie über ihr übriges Geld zu disponiren gedenke — verwundert sich, daß das Volk sie so ruhig nach der Conciergerie habe bringen lassen, und will, daß Barbaroux „den „guten Einwohnern von Caen, die sich zuweilen kleine „Insurrekzionen erlaubten u. s. w., diese neue Probe „der Mäßigung des Pariser Volks zum Muster vor-

„halte. Morgen um 8 Uhr (setzt sie nun unmittelbar „hinzu) richtet man mich; wahrscheinlich um Mittag „werd' ich gelebt haben, um die Römersprache zu „reden. Man wird nun doch wohl an den Muth der „Einwohner des Calvados glauben, da sogar die „Weiber dieses Landes Festigkeit zu beweisen fähig „sind. Uebrigens weiß ich nicht, wie die letzten Au„genblicke meines Lebens vorbeigehen werden, und „nur das Ende krönt das Werk. Ich habe nicht nö„thig, Unempfindlichkeit über mein Schicksal zu affek„tiren; denn bis jetzt spüre ich nicht die geringste „Furcht vor dem Tode; ich habe das Leben nie anders „als nach dem Nutzen, den es haben konnte, geschätzt."

Mit dieser Kaltblütigkeit, in diesem simpeln, gelassenen, prunklosen Ton ist der ganze Brief geschrieben. Die Unzierlichkeit und Nachläßigkeit der Sprache macht es mir wahrscheinlich, daß auch die wenige Ordnung, die darin auffallend ist, nicht sowohl von dem Zustande ihres Gemüthes, als von ihrer in diesem Stücke vernachläßigten Erziehung und von wenig Uebung im Schreiben zeuge. Uebrigens scheint mir gerade diese Kaltblütigkeit und Ruhe, und diese alltägliche Prosa, die sie in ihrem Briefe spricht, ihrem Charakter mehr Ehre zu machen, als die begeisterte, auf Kothurnen daher schreitende, komödiantische Sprache des kleinen Briefes, den sie an Barbaroux geschrieben haben soll, und vermuthlich nicht geschrieben hat. Mir ist ganz wahrscheinlich, daß irgend

ein enthusiastischer Bewunderer unserer Heldin durch diese verschönerte Einkleidung ihrer in dem ächten Brief an B. nur in schlichter Prosa ausgedrückten Gesinnungen sich um ihre Manen verdient zu machen geglaubt hat.

Auch der Brief an ihren Vater, den der Moniteur mittheilt, und der ebenfalls am 16ten geschrieben ist, lautet anders als derjenige, den man sonst (aus dem Journal de Paris vermuthlich) geliefert hat. Da er kurz ist, so will ich ihn ganz hersetzen, damit der Leser, den dieß etwa interessiren mag, selbst urtheilen könne. „Verzeihen Sie mir, lieber Papa, daß ich ohne Ihre Einwilligung über mein Leben disponirt habe. Ich habe viel unschuldige Schlachtopfer gerächt; bin vielem Unheil zuvorgekommen: das Volk, wenn ihm die Augen einst aufgehen, wird sich freuen, von einem Tyrannen befreit worden zu seyn. Daß ich Sie zu bereden gesucht habe, ich gehe nach England, kam daher, weil ich damals hoffte, incognito bleiben zu können; aber ich habe die Unmöglichkeit bald eingesehen. Ich hoffe, man werde Sie ganz und gar nicht beunruhigen; allenfalls werden Sie Vertheidiger in Caen finden. Adieu, mein lieber Papa; ich bitte Sie mich zu vergessen, oder vielmehr sich über mein Schicksal zu erfreuen. Sie kennen Ihre Tochter; ein tadelhafter Beweggrund hätte sie nicht leiten können. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe, so wie

alle meine Verwandte. Vergessen Sie den Vers des Corneille nicht:

L· crime fait la honte et non pas l' echafaud.

Das Laster schändet bloß, nicht das Schaffot.

Morgen um 8 Uhr wird man mich richten."

Ich gestehe, daß ich den schlichten Styl dieses Briefes dem pompösen und aufgeschraubten des andern weit vorziehe.

Da ich mich schon so lange bei dieser normannischen Heldin aufgehalten habe, so wird es den Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn, auch die kurze, aber meisterhafte Vertheidigung (weil sie die einzig mögliche war, die allenfalls noch etwas zu ihren Gunsten hätte wirken können) zu sehen, welche der ihr vom Gericht gesetzte Defensor Chauveau für sie ablegte.

„Die Beklagte gesteht kaltblütig die entsetzliche That, so sie begangen hat; sie gesteht kaltblütig, lange damit in Gedanken umgegangen zu seyn; sie gesteht die abscheulichsten Umstände derselben; mit einem Worte, sie gesteht Alles, und sucht sich auch nicht einmal zu rechtfertigen. Dieß, Bürger-Geschworne, ist ihre ganze Vertheidigung. Diese unerschütterliche Ruhe, diese gänzliche Verläugnung ihrer

selbst, ohne einiges Zeichen einer Gewissensrüge, und dieß, so zu sagen, im Angesicht des Todes — diese Ruhe und diese Selbstverleugnung, wie sublim sie auch in gewissem Sinne seyn mögen, sind nicht in der Natur; sie lassen sich nicht anders erklären, als aus der Exaltazion des politischen Fanatismus, der ihr den Dolch in die Hand gegeben. Euch, Bürger, kommt es nun zu, zu urtheilen, wie viel Gewicht diese moralische Betrachtung in der Wagschale der Gerechtigkeit haben soll: ich überlasse dieß Eurer Klugheit."

Die Beklagte war mit dieser Vertheidigung so wohl zufrieden, daß sie, nachdem das Tribunal ihr Todesurtheil (als worauf alle Geschworne gestimmt hatten) ausgesprochen, sich gegen Chauveau wandte, und sagte: „Sie haben mich auf eine zarte und edel- „müthige Art vertheidiget; dieß war die einzige, die „sich für mich schicken konnte; ich danke Ihnen dafür; „sie hat mir eine Hochachtung für Sie eingeflößt, „wovon ich Ihnen einen Beweis geben will. Diese „Herren sagen mir so eben, daß mein Vermögen kon- „fiszirt sey; ich bin etwas im Gefängniß schuldig; „ich trage Ihnen auf diese Schuld zu bezahlen." — Ich denke, dieser Zug, und dieß ganze Impromptu, unmittelbar nach empfangenem Todesurtheil, ist viel werth.

Als sie hierauf nach der Conciergerie zurückge- bracht wurde, bot ihr ein Beichtiger seine Dienste

an. Danken Sie, sagte sie zu ihm, in meinem Namen den Personen, welche sie überschickt haben, aber ich bedarf Ihres Amtes nicht. (Je n'ai pas besoin de votre ministère.)

Als (eine Stunde darauf) der Nachrichter kam, sie zum Tode zu führen, schrieb sie eben an folgendem Billet, welches sie ihn endigen und siegeln zu dürfen ersuchte.

An Doulcet-Pontecoulant!

„Doulcet-Pontecoulant ist eine Memme, (un lâche) daß er sich geweigert hat, mich zu vertheidigen, da dieß doch eine so leichte Sache war. Der, der es gethan hat, hat sich mit aller möglichen Würde benommen, ich werde ihm bis zum letzten Augenblick dankbar dafür seyn."

Marie Corday.

Indem sie zum Schaffot ging, (sagt der Moniteur) hörte sie unterwegs nichts als Applaudissemens und Bravo's. Ein Lächeln war das einzige Zeichen, wodurch sie ihre Empfindungen ausdrückte. Auf dem Schaffot selbst behielt ihr Gesicht noch die frische Farbe einer vergnügten Frauensperson (la fraicheur et le coloris d' une femme satisfaite.)

Ich denke, nach allen diesen Thatsachen bedürfen wir keiner weitern Nachrichten, um unser Urtheil von Marie Anne Charlotte Corday zu berichtigen, wenn wir es nicht lieber bloß bei dem, was uns das Gefühl für sie sagt, wollen bewenden lassen.

4.

Cordière, la belle,

s. Labé.

5.

Cousine, la,

s. Guillet.

6.

Die Cyklopen-Filosofie und das Cyklopen-Recht in Nuce.

1793.

(Aus dem Cyklops des Euripides V. 315 — 345.)

Polyfemos und Odysseus.

Der Reichthum, kleines Wichtchen, ist der Weisen Gott:
Das andre all ist Tand und Wortgepränge.
Was frag' ich nach den Tempeln, wo mein Vater
An eurer Meere steilen Ufern thront?
Umsonst berufst du dich auf sie; ich weiß
Euch keinen Dank dafür. Ich fürchte, mußt du wissen,
Mich selbst vor Zeus und seinen Blitzen nicht.
Ich kenne keinen größern Gott als mich,

Und werd' um euren Zeus mich nie bekümmern.
Fragst du warum? So höre! Kommt ihm etwa
Der Einfall, einen Regenguß herabzuschütten:
So hab' ich hier in dieser Felsenhöhle
Ein festes regendichtes Obdach, wo ich rücklings,
Die Beine streckend, lieg', und während Er
Da oben wettert, ein gebratnes Kalb
In guter Ruhe schmause, oder ein Stück Wild;
Und hab' ich dann noch einen Eimer Milch dazu
Rein ausgeleert, so lüft' ich mich, und donnere
Nach meiner Art mit Zevsen in die Wette.
Wenn Boreas von Thraziens Bergen Schnee
Herunter schüttelt, hüll' ich mich in Pelzwerk ein,
Und zünde Feuer an, und scheere mich
Nicht so viel um den Winter. Auch die Erde muß,
Gern oder ungern, Gras, um meine Schaafe fett
Zu machen, wachsen lassen, die ich, wem wohl sonst
Als mir? — den Göttern wahrlich nicht! — und die=
sem Bauch,
Dem größten aller Götter, opfre. — Kurz,
Sich Essen und Trinken alle Tage schmecken
Und keinen Gram zum Kopfe steigen lassen,
Das ist gescheider Leute Jupiter!
Die Konstituzionenmacher aber, die
Durch kunterbunte Gesetze des Menschen Leben
Verkünstelt haben, mag der Henker holen!
Ich werde ihretwegen meiner Seele nicht
Um einen Titel minder gütlich thun, und, traun!

Dich nur mit desto größerm Appetit verzehren.
Indeß, damit du mir nichts vorzurücken habest,
Sollst du zum Gastgeschenk ein tüchtig Feuer
Und jenen Kessel dort empfangen, der hübsch warm
Dich halten und dein wohlgenährtes Fleisch
Gar trefflich kochen soll. — Nun, kriecht hinein,
Und macht euch fertig, mir zum Fest des Gottes, der
Hier wohnt, ein stattlich Opfermahl zu geben!

Es bedarf wohl kaum erinnert zu werden, daß der Cyklops des Euripides in dieser merkwürdigen Rede als Repräsentant aller Gewaltthätigen seines Gelichters spricht. Denn sie enthält, in möglichster Kürze und Klarheit, eine sehr vollständige kategorische Erklärung der Gesinnungen und Grundsätze aller ein= und zweiäugigen Cyklopen, die von Anbeginn der Welt cyklopisirt haben, und bis ans Ende der Tage cyklopisiren werden. Wenn auch (wie ich nicht in Abrede bin) die Cyklopen unsrer aufgeklärten und höchst verfeinerten Zeiten zum Theil nicht immer so frank und frei, wie Polyfemos, von der Leber weg sprechen, und — aus einer Klugheit oder Heuchelei, welche sie sich bei dem großen Haufen der kleinen Wichtchen, die vor ihrem Weberbaum, wie billig, Respekt tragen, sehr füglich ersparen könnten — wohl gar bei Gelegenheit ganz entgegengesetzte Maximen

und Gesinnungen hören lassen: so zeigt doch der Augenschein, daß ihre Handlungen ächt cyklopisch, und (wenn anders Konsequenz in ihrer innern Verfassung ist) nur aus der alten Cyklopen-Filosofie und dem höchst einfachen und bequemen Cyklopen-Recht erklärbar sind, welche des Euripides Polyfemos ehrlich genug ist, ohne alle Bemäntelung und Verkleisterung, in ihrer ganzen, wiewohl uns kleinen Wichtchen ein wenig anstößigen, Nacktheit darzustellen. Was noch weiter über diese reichhaltige Materie zu sagen wäre, überlassen wir dem denkenden Leser zu eignem Nachdenken, und setzen nichts weiter hinzu, als: Selig sind, die sich nicht an Polyfemos noch über Polyfemos ärgern!

D.

I.

Demetrius.

1787.

Die Alten sahen es für eine Pflicht der Menschlichkeit an, einen unbegrabenen Unbekannten zur Erde zu bestatten. Aus einem ähnlichen Gefühle halte ich es für Pflicht eines Schriftstellers, das Andenken vortrefflicher Menschen, die durch die Länge der Zeit in Vergessenheit gekommen sind, wieder zu erwecken, und wenigstens ihre Büsten aus dem Schutte hervorzuziehen und wieder aufzustellen. — Es ist etwas so menschliches und herzerhebendes in der Vorstellung, auch dann, wann uns der Tod den Augen und dem Umgang der Menschen auf ewig entrückt hat, im Gedächtniß einer noch ungebornen Welt fortzuleben, ihnen noch werth, und durch das, was das Beste von uns war, noch nützlich oder angenehm zu seyn! Ganz gewiß haben die edelsten und besten Menschen diesen

Gedanken gehegt und geliebt; und da es bloß von uns abhängt, ob es bloße Täuschung gewesen seyn soll, oder ob wir ihm Wirklichkeit geben wollen: warum sollten wir ihren Geistern eine Befriedigung versagen, die uns selbst nützlich werden kann?

Die Züge zu dem Schattenrisse des Demetrius werde ich aus den Schriften seines Freundes Seneka sammeln, des einzigen, der als Zeitgenosse und Augenzeuge seines Lebens, und als ein Mann, der seinen ganzen Werth zu schätzen fähig war, gehört zu werden verdient.

Man weiß sehr wenig von der Geschichte unsers Demetrius; aber da sie nicht anders als sehr einförmig und einfach gewesen seyn kann, so ist dieß gerade, woran wir am wenigsten entbehren. Er ist von einigen Gelehrten mit einem andern Cyniker gleiches Namens, dessen Luzian in seinem Toxaris gedenkt, der aber wenigstens um funfzig Jahre später in die Welt gekommen zu seyn scheint, verwechselt worden. Von dem unsrigen ist weder das Jahr seiner Geburt, noch seines Todes bekannt: da er aber unter der Regierung des Cajus Cäsar (Caligula) schon zu Rom Aufsehn machte, und von Luzian unter den Lehrern seines Demonax zuerst genennt wird, so kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er nicht unter dem Jahr 10 (so wie Demonax nicht über dem J. 70) der christlichen Zeitrechnung geboren worden, und sein

Leben bis in die letzte Dekade des ersten Jahrhunderts oder doch nahe an dieselbe erstreckt habe.

Sowohl aus dem Seneka als dem Philostratus erhellet, daß er sich unter den Kaisern Caligula, Claudius, Nero, den Vespasianen und dem Domizian öfters in Italien und zu Rom aufgehalten. Nachdem alle Griechischen Filosofen durch ein Dekret des letzgenannten aus Italien verbannt worden waren, scheint er den Rest seines Lebens in Griechenland zugebracht zu haben, und da mit dem jungen Demonax bekannt worden zu seyn. Die Filosofen von seinem Charakter erreichten gewöhnlich die höchsten Stufen des menschlichen Alters, theils als eine natürliche Folge ihrer äußerst einfachen Lebensart und Freiheit von Leidenschaften, theils weil eine Lebensweise, wie die ihrige, ausdauern zu können, eine schon von Natur feste und gesunde Leibesbeschaffenheit erfordert wird.

Seneka — dem, wie viel ihm auch (seinem eigenen Geständniß nach) fehlte, um ein untadelicher Mann zu seyn, doch Niemand das Verdienst absprechen kann, ein eben so eifriger Verehrer der Wahrheit und Tugend, als ein Mann von großem Geist und glänzenden Talenten gewesen zu seyn — Seneka, der gleich weit über Sektengeist und Eifersucht erhaben, jedem vorzüglichen Kopfe, jedem vortrefflichen Charakter Gerechtigkeit erweiset, spricht von keinem öfter und mit mehr Wärme, Bewunderung und Enthu-

siasmus, als von seinem Demetrius. Man sieht, daß er eine Größe und Vollkommenheit an ihm bewundert, die er selbst zu erreichen nicht Stärke genug hatte, oder zu welcher er sich nicht berufen glaubte: aber man fühlt auch in dem Tone, worin er von ihm spricht, daß seine Bewunderung aufrichtig, und daß er, gleichsam im Namen der Menschheit, stolz darauf ist, einen solchen Mann gekannt zu haben — einen Mann, der noch groß blieb, wenn er den größten zur Seite gestellt wurde. (Seneca de Benef. c. 1.)

Demetrius hatte sich von den größten Meistern der filosofischen Lebenskunst ein Ideal eines weisen, guten, unabhängigen, in und durch sich selbst glücklichen Menschen abgezogen, und scheint es nahe erreicht zu haben. „Die Natur, sagt Seneka (a. a. „O. K. 10.) brachte ihn, wie mich dünkt, in unsern „Zeiten hervor, um zu zeigen, daß er zu gesund sey, „um von uns angesteckt, und wir zu verderbt, um „von ihm gebessert zu werden — einen Mann von „einer alle Proben bestehenden Weisheit, wiewohl er „weit entfernt ist, diese Meinung von sich selbst zu „haben, von aushaltender Festigkeit in seinen Grundsätzen und Entschließungen, und von einer männli„chen und ungeschminkten Beredtsamkeit, die, ohne „sich um zierliche Phrasen und künstliche Wortstellun„gen zu bekümmern, immer dem Strom seiner Empfin„dungen folgt, und die freie volle Ergießung einer „von dem Gegenstande begeisterten Seele ist. Ich

„zweifle keinen Augenblick, daß die Vorsehung diesem „Manne den Willen und das Vergnügen so zu leben, „und das Talent so zu reden gegeben habe, damit es „unserm Jahrhundert weder an einem vollkommnen „Beispiele noch an einem unerbittlichen Tadler fehle."

Demetrius hatte sich zum Plan seines Lebens gemacht, in einer Zeit, wo eben so übel erworbene als unermeßliche Reichthümer die Hauptstadt der Welt zu einem Theater der ausschweifendsten Ueppigkeit, der tollsten Verschwendung, der unersättlichsten Habsucht und Raubgier, kurz zum Tummelplatz der schändlichsten Leidenschaften und Laster gemacht hatten, das Beispiel eines Menschen zu geben, der aus freier Wahl und Neigung das vollständigste Gegentheil von allem dem wäre, was seine Zeitgenossen waren. Er mußte also nothwendig und vermöge der Natur der Sache, ein Cyniker, in der edelsten Bedeutung dieses Namens, werden: oder, mit andern Worten, wenn kein Antisthenes und Diogenes vor ihm gelebt hätte, so würde er, um seinen besagten Plan auszuführen, der erste Cyniker haben seyn müssen. Er war das wirklich und im ganzen Ernste, was so viele Charlatane und Betrüger, die in Luzians Tagen den Cynischen Mantel umhängten, nur scheinen wollten. Hätte auch Er, mit seiner aufs äußerste getriebenen Tugend, Enthaltsamkeit, Verachtung des Reichthums und aller Bequemlichkeiten und Wollüste, Strenge gegen sich selbst und andere, Frei-

müthigkeit, Unbiegsamkeit, u. s. w. die Rolle eines Weisen nur als Komödiant gespielt; oder, wäre er nichts als ein schwärmerischer, eitler und schwindsüchtiger Peregrin gewesen: so können wir versichert seyn, daß er einen Mann wie Seneka nicht lange getäuscht haben würde. Dieß allein, daß er einem so scharfsehenden Menschenkenner, einem so feinen Welt- und Hofmanne eine so große, so anhaltende, so innige Hochachtung einflößte, ist in meinen Augen der untrüglichste Beweis, daß Demetrius der Mann wirklich war, der er schien, und für den er sich ausgab. Sein cynisches Kostüm, seine Härte gegen sich selbst, seine freiwillige Armuth, sein immerwährender Kampf mit allen natürlichen Trieben, (Seneca de vit beata c. 18.) alles dieß, was von jeher auch von Heuchlern und Schwärmern affektirt worden ist, muß uns an ihm nicht irre machen: es gehörte wesentlich zu seinem Lebensplan; es war bei ihm nothwendiges Mittel zu einem edeln Zwecke; er wollte, wie Seneka sagt, nicht ein Lehrer, sondern ein Zeuge der Wahrheit seyn. (Epist. 20.)

Cajus Cäsar bot ihm einst ein Geschenk von 8000 Thalern an, entweder bloß aus einem allergnädigsten Anstoß von kaiserlicher Freigebigkeit gegen einen armen Teufel von Filosofen, dessen Singularität ihn vielleicht einen Augenblick belustigt hatte — oder um zu sehen, was eine Summe, die in den Augen eines so armen Erdensohns schon sehr ansehnlich

seyn müßte, für eine Wirkung bei ihm machen würde. Demetrius scheint das letztere geahndet zu haben. Er schlug das Geschenk aus, und war so weit entfernt, sich damit groß machen zu wollen, daß er sich vielmehr gedemüthiget fühlte, vom Kaiser für klein genug gehalten zu werden, daß ein solches Geschenk ihn entweder sollte ehren oder bestechen können. Wenn er mich in Versuchung führen wollte, sagte Demetrius, so hätte er mir sein ganzes Reich anbieten müssen. (de Benef 7, 11.)

Man hatte in diesen Zeiten so viele lebendige Beispiele vor Augen, mit wie weniger Mühe und Verdiensten Leute, die wie Pilze aus Mist geschossen waren, ihr Glück in der Welt gemacht hatten, daß es gar nicht zweideutig seyn konnte, ob ein Mann von Talenten, der arm geboren war und arm blieb, es gezwungen oder freiwillig bleibe. Demetrius sagte einst zu einem solchen Parvenu (Sen. Praef. l. 4, Nat. qu.), einem (vermuthlich kaiserlichen) Freigelassenen von großem Ansehn und Reichthum: „es sollte mir was leichtes seyn ein reicher Mann zu werden, sobald es mich gereuen könnte ein braver Mann zu seyn. Auch bin ich nicht so neidisch, ein Geheimniß aus meiner Kunst zu machen; ich will einen jeden, der Lust zum reich werden hat, lehren, wie er, ohne sein Glück der unzuverläßigen See anzuvertrauen, oder auf Gerathewohl zu kaufen und zu verkaufen, oder es mit dem ungewissen Ertrag der

Landgüter oder dem noch ungewissern des Forums zu versuchen, kurz, wie er auf einem leichten, sichern und sogar lustigen Wege Geld machen, und andere Leute plündern soll, daß sie ihm noch Dank dafür wissen. Ich will dir, zum Exempel, nur sagen, daß du länger als der Fechter Apollonius seyst, ungeachtet es augenscheinlich ist, daß deine Statur kaum die Hälfte von einer gewöhnlichen Mannslänge beträgt. Denn wenn ich sagen wollte, daß Niemand freigebiger sey als du, würde ich nicht einmal eine Lüge gesagt haben, da du dir einbilden kannst, andern Leuten alles, was du ihnen gelassen hast, geschenkt zu haben." — Zwei starke Sarkasmen auf einmal! die zugleich eine Probe sind, wie weit Demetrius die Freimüthigkeit trieb, und wie verächtlich der Mensch, der so mit sich sprechen ließ, in seinem eigenen Bewußtseyn seyn mußte.

Ein wahrhaft goldner Spruch, den Seneka in seinem Buche von der Vorsehung unter vielen andern dieser Art von ihm gehört zu haben versichert, ist folgender: „Meiner Ueberzeugung nach, giebt es kein unglücklicheres Wesen als einen Menschen, dem in seinem Leben nichts Widerwärtiges zugestoßen ist; denn so ist es ihm nie möglich gewesen, sich selbst zu probiren. Wie sehr ihm auch alles nach Wunsch und Willen gegangen, ja seinen Wünschen noch zuvorgekommen seyn mag: die Götter haben nicht günstig von ihm gedacht; sie haben ihn nicht werth geachtet,

über das Unglück zu siegen, das mit einem schwachen und muthlosen Menschen nichts zu schaffen haben mag, als spräche es: was sollt' ich mir einen solchen Gegenkämpfer wählen? Er würde gleich die Waffen strecken. Gegen seinesgleichen kann ich meine ganze Macht nicht brauchen, eine kleine Drohung ist genug ihn zu jagen; er hat das Herz nicht mir in die Augen zu sehen." — Der Hauptgedanke ist vortrefflich; aber ich zweifle nicht, daß er die witzelnde Ausbildung erst unter Seneka's Händen erhalten hat. Eben so viel Antheil scheint mir Seneka an einem andern Diskurs zu haben, den er dem Demetrius in den Mund legt (de provid. c. 5.) Die Rede ist von der Ergebung in den göttlichen Willen, oder, was eben dasselbe nur mit andern Worten sagt, von der Zufriedenheit mit unserm Schicksal. „Die Götter (eine stoische Art zu reden, die bei ihnen eben so viel als Natur, Vorsehung, Schicksal, oder nothwendige Ordnung der Dinge heißt) die Götter, sagt er, können mir nichts nehmen, was ich ihnen nicht auf den ersten Wink zu geben bereit bin: ich unterwerfe mich ihrem Willen nicht, sondern ich stimme ihm bei." — Es ist der nämliche Gedanke, der im 77sten Abschnitt des Epiktetischen Handbüchleins so ausgedrückt ist:

So führt mich dann, Zeus, und du, Pepromene,
wohin ihr mir zu gehn verordnet habt,

ich folg' euch willig und mit munterm Schritte,
denn wollt' ich nicht, müßt' ich gezwungen folgen.

Folgen müssen wir alle, gern oder ungern; der große Punkt, worin sich der Weise und Gute von dem Thoren unterscheidet, ist, daß sich dieser ungern, murrend und vergebens widerstrebend, jener hingegen willig, als aus eigner freier Bewegung und Zusammenstimmung mit der Natur, dem großen Gesetze der Nothwendigkeit unterwirft: und der Grund dieses Unterschieds liegt darin, daß der Weise und Gute überzeugt ist, daß dieses Gesetz die unumgängliche Bedingung der allgemeinen Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen, folglich auch die einzig sichere Grundlage und Gewähr unsers eigenen besondern Wohlseyns ist — die erste und wichtigste aller praktischen Wahrheiten, die dem großen Haufen (oder was die nicht allzu höfliche Sprache der Filosofen Thoren nennt) entweder aus Unwissenheit verborgen bleibt, oder durch die Magie der Leidenschaften immer aus den Augen gerückt wird!

Seneka, der mit einem Vermögen von mehr als zehn Millionen, und als der reichste Privatmann, der vielleicht damals in der Welt war, es gar zu gern dahin gebracht hätte, sich selbst zu bereden, daß er alle seine Glücksgüter eben so gleichgültig besitze als ein Demetrius sie entbehrte, scheint vornehmlich, um sich in dieser Gesinnung zu bestärken, den

Umgang mit dem letztern gesucht und ihn so oft als möglich um sich gehabt zu haben. — „Ich führe (schreibt er in der letzten Epistel an seinen Lucilius) den Demetrius, den besten Mann, den ich kenne, überall mit mir herum, und lasse die bepurpurten Herren stehen, um mich mit einem halbnackten Cyniker zu unterhalten, den ich bewundere. Wie sollt' ich ihn nicht bewundern? Ich habe mich überzeugt, daß ihm nichts mangelt. Alles zu verachten, dahin kann ein Mann es noch bringen: alles haben kann niemand. Der kürzeste Weg des Reichwerdens geht durch die Verachtung des Reichthums! aber unser Demetrius lebt so, nicht als ob er alles verachte, sondern als ob er's nur den andern überlassen habe."

Einen schönen, wiewohl unvollendeten und verblichnen Zug aus dem Leben des Demetrius hat uns Tacitus am Ende des 16ten Buchs seiner Annalen aufbehalten, nämlich daß er unter den vorzüglichen Personen beiderlei Geschlechtes war, welche die Gesellschaft des Thraseas Pätus ausmachten, da ihm Nero, oder der Senat, das schändliche Werkzeug dieses unwürdigen Usurpators der Namen Cäsars und Augusts, den Tod, mit der Erlaubniß die Todesart selbst zu wählen, ankündigen ließ. Pätus war der tugendhafteste unter allen edlen Römern, die als Schlachtopfer des feigen und argwöhnischen Tyrannen fallen mußten. Er hatte sich, in Erwartung des Ausgangs, den die gegen ihn erhobene Anklage

nehmen würde, in seine Gärten zurückgezogen, und da war es, wo er die letzten Tage seines Lebens in Gesellschaft des Demetrius zubrachte, und wie Tacitus sagt, seinen Diskursen über die Natur der Seele und ihre Trennung vom Körper mit dem Interesse eines Sterbenden, oder seinen nahen Tod Ahnenden, zuhörte. Als er sein Schicksal vernommen hatte, waren sein Schwiegersohn Helvidius und unser Demetrius die einzigen, die er mit sich in sein Schlafgemach nahm, um sich die Adern öffnen zu lassen. — Unglücklicher Weise ist ein Stück des 16ten Buchs der Annalen verloren gegangen, und die Erzählung bricht, bei einem von dem langsam Sterbenden auf den Demetrius gehefteten Blicke, gerade da ab, wo sie am interessantesten zu werden verspricht. Dieß ist alles, was uns von einem Manne übrig ist, der, selbst nach diesem wenigen zu urtheilen, verdient hätte, wie Sokrates und Epiktet, einen Xenofon und Arrianus zu finden.

2.

Demokritus von Abdera.

Etwas von der Goldmacherei desselben.

1775.

Es gehört bekanntermaßen unter die Vorrechte der Gelehrten, daß sie nicht nur über alles was sie wissen und verstehen, sondern auch über alles, was sie nicht wissen und verstehen, reden und schreiben dürfen, was ihnen beliebt, und so viel ihnen beliebt.

Ich habe mir zwar schon lange zum Gesetz gemacht, mich des besagten Vorrechts so wenig als möglich zu bedienen; indessen finde ich doch, daß man es nicht allezeit vermeiden kann, und ich sehe mich wirklich in der Nothwendigkeit etwas über die Alchymie des Demokritus zu sagen, wiewohl ich heilig versichern kann, daß ich davon nicht ein Wort

mehr weiß, als der gelehrte Ungenannte, der mich dazu nöthiget. *) Der ganze Unterschied zwischen dem Ungenannten und meiner Wenigkeit (was nämlich diesen Punkt betrifft) besteht darin, daß ich mir meiner Unwissenheit in dieser Sache wohl bewußt bin; und daß er hingegen sehr viel davon zu wissen glaubt.

Ich hatte mir die Freiheit genommen, in der Geschichte der Abderiten den berühmten Arzt Olaus Borrichius eines Abderitismus zu beschuldigen, weil er behauptet, daß Demokritus den Stein der Weisen gehabt habe, und weil er zum Beweis dessen sich auf des Demokritus Buch vom Steine berufen.

Dieß nimmt nun der Ungenannte sehr übel, und giebt mir wegen dieser Uebereilung einen tüchtigen Verweis. Er macht mir eine Sünde daraus, daß ich den ehrlichen und in seiner Art wirklich großen Mann Borrichius einen Abderiten gescholten; er, der auf der nämlichen Seite, den gewiß eben so ehrlichen, und in mehr als einer Art wenigstens eben so großen Mann, Hermann Conring, und mit ihm alle Gelehrte, welche den Zosimus und Synesius erst ins vierte Jahrhundert nach Christi Geburt setzen, Abde=

*) Verf. des Art. Demokritus, im Magazin für Aerzte, St. 1.

riten schilt. Die Gründe, warum die Gelehrten dieß thun, sind sehr triftig. Hingegen kann nichts Abderitischer seyn, als die Gründe, warum Borrichius glaubt, daß des Demokritus Buch περι της λιθου vom Stein der Weisen gehandelt habe (vid. seine Sapientia Hermetis etc. a Conringii Animadvers. vindicata p. 69.)

Ich bekenne, daß ich — da es unmöglich ist, daß ich omne scibile selbst gelesen und selbst untersucht habe — in dem Wenigen, was ich von der Filosofie, Magie und Alchymie des Demokritus gesagt, theils lediglich meinem eigenen Menschenverstand, theils den Urtheilen notorisch großer Gelehrten, als Salmasius, Conring, le Clerc, Bayle, Fabricius, Heumann, Brucker u. a. gefolgt bin. Und was meinen Unglauben an die Goldmacherkunst des Demokritus betrifft, ein Verbrechen, dessen Schuld ich beinahe mit allen Gelehrten in Europa theile, so dächt' ich, es wäre wenigstens billig gewesen, daß der Ungenannte in Erwägung gezogen hätte, daß (aus sehr vielen Gründen, die ihm selbst eben so bekannt seyn müssen als mir) die Präsumzion, daß Demokritus den Stein der Weisen nicht gehabt habe, so lange die stärkere ist, bis mit unumstößlichen Beweisen dargethan ist, daß er ihn gehabt habe. Was hilft alle das gelehrte Gewäsche des großen Borrichius und des Ungenannten, von Büchern, die entweder nicht existiren, oder noch im Manuskript in der

Vatikanischen und Kön. Französischen Bibliothek verborgen liegen, und von deren Inhalt, Aechtheit oder Unächtheit, Glaubwürdigkeit in historischen und Richtigkeit in fysikalischen Dingen, die gelehrte Welt noch nicht urtheilen kann? Von dem unter dem Namen Physica et Mystica noch vorhanden seynsollenden Fragment der χειροκμητων des Demokritus urtheilt der größte Kenner dessen, was in Griechischer Sprache ächt oder unächt ist, Salmasius, daß sie untergeschoben, und eine Geburt des schlechtesten Alters der Griechischen Literatur sey. Der angebliche Kommentar des Synesius über dieß unächte Buch ist den Gelehrten, meines Wissens, nur dem Namen nach bekannt. Man hat bisher keinen andern Synesius gekannt, als den Bischof dieses Namens zu Ptolomais, der im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt gelebt; und der Zosimus, dessen Werke die gelehrte Welt kennt, ist ein Geschichtsschreiber des fünften Jahrhunderts. Die Alchymisten, Synesius und Zosimus, deren Schriften Borrichius im Manuskript gesehen hat, sind, selbst nach der Meinung dieses Polyhistors, ganz andere Personen, haben viel früher existirt, und sind, wie der Ungenannte versichert, noch ungleich älter als Borrichius selbst glaubt. Es mag seyn; aber noch sind es lauter Unbekannte. Was kann nun wunderlicher seyn, als die Gelehrten auszuhunzen, daß sie, auf das Zeugniß eines Kommentars, den sie nie gesehen haben, über ein Buch,

das nicht existirt, nicht stracks überzeugt sind, daß Demokritus Gold gemacht habe? Wir werden uns alle willig der Wahrheit zu Füßen legen, sobald er in seiner versprochenen Geschichte der ältern Chemie die Sache in die gehörige Evidenz gesetzt haben wird. Nur wird er selbst billig finden, daß wir uns bessere Gründe ausbitten, als diejenigen, womit Borrichius — vor dessen Gelehrtheit, Belesenheit und Kollektaneen ich übrigens allen ersinnlichen Respekt habe — beweist, daß Joseph in seiner Nachricht von den Säulen Seths Glauben verdiene; daß die Aegyptischen Priester Gold gemacht haben; daß die noch vorhandne smaragdne Tafel dem Aegyptischen Hermes füglich zugeschrieben werden könne; daß die Galanterie des Mars und der Venus im Homer (Odyss. VIII.) ein concubitus mysticus sey, wodurch Homer alchymistische Geheimnisse, die er in Aegypten gelernt, habe andeuten wollen; daß die unermeßlichen Reichthümer der alten Aegyptischen Könige sich nicht begreifen ließen, wenn man nicht annähme, daß sie Gold hätten machen können; daß der Sänger Jopas an der Tafel der Königin Dido den alchymistischen Prozeß vorgesungen habe, weil Virgil sagt: er habe erranteroque lunam, solisque labores gesungen, und zwanzig andre Sächelchen von diesem Schlage, die der ehrliche Mann, wenn er über seiner Alchymie seine Logik nicht ganz vergessen hätte, gewiß ungeschrieben gelassen haben würde.

3.

Diagoras der Melier. *)

1798.

Die wenigen Nachrichten, die man theils aus solchen Kompilatoren, wie Suidas, Valerius Maximus und Hesychius Illustris, theils aus den Aristofanischen Scholiasten und andern seiner beiläufig erwähnenden alten Schriftstellern gezogen hat, sind so verworren und übel zusammenhängend, daß Barthelemy, um in seinem Anacharsis aus allen diesen einzelnen Zügen ein leidliches Gemälde zusammenzusetzen, ein wenig mehr Poesie zu Hülfe nehmen mußte, als man einem Geschichtserzähler zu verstatten schuldig ist.

Meistens führen uns die Nachrichten, die man aus dergleichen Quellen schöpfen kann, (selbst wenn die Rede von viel berühmtern Männern ist, als Diago-

*) Man vergleiche hiemit, was Wieland über ihn im Aristipp gesagt hat, Brief 46, und Kindervaters Bemerkungen über Diagoras in den Anmerkungen und Abhandlungen über Cicero's Bücher von der Natur der Götter. Lpz. 1790. Bd. 1. S. 33—39.

ras) nicht weiter, als bis zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit. Mir scheint, alles wohl erwogen, der folgende Begriff von Diagoras und seinem vorgeblichen Atheism der wahrscheinlichste zu seyn. Die Lage von Melos und der ansehnliche Seehandel seiner Bewohner, verschaffte dem Jüngling, den sein Durst nach Kenntnissen frühzeitig aus seiner Vaterstadt trieb, überflüssige Gelegenheiten, nach und nach die Inseln und das feste Land der Hellenen zu besuchen, und mit den vorzüglichsten Köpfen seiner Zeit (welche ungefähr zwischen die 76ste und 90ste Olympiade fällt *) sich bekannt zu machen. Es ist kein Zweifel, daß er unter andern berühmten Filosofen und Sofisten, die in diesem Zeitraum blüheten, auch einen Demokritos, Anaxagoras und Protagoras kennen gelernt und in ihrem Umgang den Grund zu seiner nachmaligen Denkart über die Volks- und Staatsreligion der Griechen gelegt habe. Nichts ist wohl begreiflicher, als wie in einem jungen Manne von hellem Kopf und lebhafter Wißbegierde

*) Einem Aristofanischen Scholiasten zufolge (zu V. 323. der Frösche) lebte Diagoras mit Simonides und Pindaros zu gleicher Zeit. Dieß kann aber keinen andern Sinn haben, als daß seine Knabenjahre in die Zeit ihres Greisenalters gefallen seyen; und in dieser Voraussetzung werden die angegebenen Zahlen beinahe zu richtig seyn. W.

der Gedanke herrschend werden konnte, die Mysterien der geheimen Gottesdienste und Einweihungen, von welchen Griechenland so voll war, und von denen damals noch so viel Aufhebens gemacht wurde, aus dem Grunde kennen zu lernen. Diagoras machte, wie es scheint, eine Zeit lang sein Hauptgeschäfte daraus, sich in den Kabirischen, Samothrazischen, Orfischen, Eleusinischen und allen andern Mysterien, welche damals irgend einem Gott oder Heros zu Ehren in Griechenland und Asien gefeiert wurden, inizíiren zu lassen; und kam dadurch in den Ruf, daß er ein religiöser Schwärmer, *ει τις και αλλος δεισιδαιμων* (wie sich Sextus Empirikus ausdrückt) sey. So natürlich es war, wenn der große Haufe diese Meinung von ihm faßte, so möchte ich doch nicht, wie der Verfasser der Anacharsis, dem besagten Sextus als etwas historisch wahres nachsagen: que son imagination ardente le pénétra d'une crainte servile à l'égard des Dieux; qu' (en consequence de cette deisidémonie) il chargeoit son culte d' une foule de pratiques religieuses, et qu' il parcourroit la Grèce pour se faire initier dans tous les mysteres. Zwar die beiden letztern Aussagen beruhen auf Zeugnissen, gegen welche, meines Wissens, nichts einzuwenden ist; aber die erste betrifft etwas, das in dem inwendigen Menschen, der nicht in die Sinne fällt, vorgegangen seyn müßte; sie ist kein Zeugniß, sondern ein kategorisches Urtheil über die Ursache dessen was in

die Sinne fiel; ein Urtheil, worin man sich leicht irren konnte; denn Diagoras konnte, ohne alle Deisidämonie, aus bloßer Begierde die Mysterien zu ergründen, und in das Innerste des Geheimnisses einzudringen, den Schein einer schwärmerischen Religiosität annehmen, und mußte sich dann wohl, um seine Absicht zu erreichen, allen den Uebungen und Observanzen, die ihm von den Mystagogen vorgeschrieben wurden, mit guter Art unterwerfen. Daß dieß wirklich bei ihm der Fall gewesen sey, daß er sich aus bloßer Wißbegierde und in filosofischer und weltbürgerlicher Absicht zu dieser sonderbaren Verwendung eines beträchtlichen Theils seiner Zeit und seines Vermögens entschlossen habe, ist freilich weder durch Urkunden noch beschworne Zeugnisse zu erweisen; aber es scheint mir aus dem Erfolg höchst wahrscheinlich zu seyn. Die Entdeckungen, die er auf diesem Wege machte, wirkten auf ihn, wie auf einen hellen unbefangenen, Wahrheit suchenden Menschen; auf einen dumpfen abergläubischen götterscheuen Schwachkopf würden sie ganz anders gewirkt haben. Und wenn wir auch nur, als etwas sehr mögliches, annehmen, daß er, zu der Zeit, da er seinen Lauf durch alle Mysterien seiner Zeit antrat, noch nicht ganz klar gesehen, aber eben deßwegen und, um über die wahre Beschaffenheit des Religionswesens seiner Nazion ins Reine zu kommen, sich in diesen Labyrinth hineingewagt habe: so bleibt es immer begreiflicher,

wie ein entschiedner Unglaube das Resultat seiner Entdeckungen seyn konnte, als wenn wir eine Geistes- und Gemüths-Verfassung bei ihm voraussetzen, in welcher er durch die Einweihung in den Mysterien, natürlicher Weise, vielmehr hätte bestärkt als aus derselben herausgeworfen werden müssen.

Wie dem aber auch gewesen seyn mag, genug der Erfolg war, daß Diagoras sich öffentlich gegen die Gottheit der Griechischen Nazional-Götter und die Mysterien erklärte; ja sogar kein Bedenken trug, das, was in diesen letztern vorging, gezeigt und gelehrt wurde, allen die es wissen wollten zu verrathen, und jedermann, so viel an ihm war, von diesen heiligen Mystifikazionen abzuhalten. Daß er das letztere wirklich gethan, ist durch das Dekret der Athener gegen ihn außer allen Zweifel gesetzt; und da nach dem damaligen allgemeinen Volksglauben die Profanazion der Eleusinischen und andern Mysterien, ein den Tempelraub selbst übertreffendes Sacrilegium war, dessen nur ein ausgemachter Gotteslaugner fähig seyn konnte, so begreift sich, warum Diagoras, wenn er auch kein Gotteslaugner im Sinn der Theistischen Religionen war, mit dem verhaßten Beinamen der Atheist gebrandmarkt werden mußte. Wenigstens gedenkt das besagte Dekret keines andern Beweises seiner Gottlosigkeit (ἀσέβεια) als dieser. Indessen zweifle ich um so weniger, daß er sich dieses Namens auch durch Bestreitung des Daseyns der Götter überhaupt würdig

gemacht habe, da Cicero, der ihm einige Jahrhunderte näher war als Sextus, Suidas, und die christlichen Kirchenschriftsteller, ganz positiv von ihm versichert: daß er, so wie späterhin Theodor von Cyrene, behauptet habe, nullos esse omnino Deos. Wie nun Diagoras eigentlich zu diesem Unglauben gekommen, wie weit er darin gegangen, *) und in wie fern, oder durch was für Entdeckungen, die Mysterien, in deren innerste Adyta er sich vermuthlich Zugang zu verschaffen gewußt, die veranlassende Ursache desselben geworden, läßt sich, bei dem gänzlichen Mangel an nähern und umständlichen Nachrichten, nicht bestimmen: aber das, dünkt mich, könnte und sollte jedem einleuchten, der die nur gar zu oft lügenhaften und läppischen Erzählungen, womit so manche Griechische Anekdotenjäger das Andenken merk-

---

*) Der Französische Anacharsis beschuldigt ihn d'avoir brisé les statues des Dieux, und beruft sich, um ein so unwahrscheinliches Vorgeben mit Zeugnissen zu belegen, auf den Aristofanischen Scholiasten zum 828. Vers der Wolken, und auf die Kirchenschriftsteller Athenagoras und Klemens von Alexandrien. Alle drei erwähnen aber bloß eines einzigen, vermuthlich aus einerlei Quelle geschöpften Beispiels, nämlich, daß er einst, da es in seiner Küche an Holz gefehlt, einen hölzernen Herkules gespaltet und des armen Gottes noch gar mit diesen Worten gespottet habe: Nun frisch auf! mache dich an deine dreizehnte Arbeit und koch uns einen Linsenbrei. W.

würdiger Männer ihrer Nazion beschmutzt haben, mit gehörigem Mißtrauen prüft, daß die von den Aristofanischen Scholiasten, und von solchen Kompilatoren wie Suidas, vorgegebene Ursache, warum Diagoras von der erbärmlichsten Deisidämonie auf einmal zur frechsten Atheisterei übergesprungen seyn soll, zu ungereimt ist, um den mindesten Glauben zu verdienen. Einer seiner Freunde soll nämlich ein von Diagoras ihm anvertrautes Depositum *) abgeläugnet, und, als er deßwegen gerichtlich belangt worden, es feierlich abgeschworen haben. Nun habe Diagoras, vermöge seines heroischen Glaubens, nicht gezweifelt, daß die Götter einen so frevelhaften Meineid auf der Stelle rächen würden. Da diese sich aber ganz gleich-

---

*) Nach der Erzählung des Mylesischen Hesychios war ein Gedicht, das ihm von einem Bekannten entwendet worden war, die teterrima causa alles dieses Unheils. Diagoras verklagte den Versedieb; dieser läugnete, schwur den Reinigungseid, und publicirte bald darauf das Gedicht als sein eigenes Werk, mit großem Beifall. Dieß kränkte den armen Vater des gestohlnen Kindes so bitterlich, daß er den Göttern ihre Gleichgültigkeit gegen eine solche Unthat nicht verzeihen konnte. Von dieser Zeit an brach er mündlich und schriftlich gegen sie los, und hielt sich vollkommen berechtigt, denen das Daseyn abzusprechen, die durch ihr Stillschweigen Schuld daran hatten, daß ihm seine Verse vom Gerichte waren abgesprochen worden. W.

gültig und leidend dabei verhalten, sey er darüber so stutzig geworden, daß er (ungewiß ob aus Ueberzeugung oder aus Rachsucht) das Daseyn der Götter öffentlich geläugnet habe. — Gesetzt auch, das Geschichtchen habe sich wirklich zugetragen, so hätte ein so fanatischer Orthodox, wie Diagoras vor dieser Begebenheit gewesen seyn soll, höchstens einen Augenblick in seinem Glauben irre gemacht, und vom ersten Affekt hingerissen werden können, in Reden auszubrechen, wie splendidabilis sie in solchen Fällen einem in seiner zuversichtlichen Erwartung getäuschten Menschen etwa eingeben könnte. Aber was für ein elender Wicht müßte das seyn, der den Anblick alles Unrechts, aller Uebelthaten und Frevel, die auf dem ganzen Erdboden täglich, stündlich und augenblicklich begangen werden, ohne daß die Götter ihren Unwillen darüber unmittelbar auf der Stelle auszulassen nöthig finden, bisher niemals im Geringsten angefochten hätte, und der nun, da ihm selbst einmal ein zu Athen ziemlich gewöhnliches Unrecht geschah, auf einmal deßwegen, aus dem religiösesten Schwärmer zum erklärtesten Atheisten würde? Eher ließe sich noch hören, was einer der Aristofanischen Scholiasten vorgiebt: daß das grausame und unverdiente Schicksal, das die ganze Existenz seiner seit mehrern Jahrhunderten blühenden und in ihrer goldnen Mittelmäßigkeit glücklichen Vaterstadt im ersten Jahre der 91sten Olympiade vernichtete, diese Wirkung auf sein

Gemüth gehabt hätte, wenn nicht aus andern Umständen wahrscheinlicher wäre, daß sein Atheism viel älter und mehr eine Frucht kalter Untersuchungen und Spekulazionen als des Unmuths und der Verzweiflung gewesen sey. Im letztern Falle würde er wohl schwerlich eine Stelle unter den Filosofen des Alterthums erhalten haben, und dieß um so weniger, da sein Tod ziemlich bald auf die Zerstörung von Melos folgte, und er also nicht Zeit genug gehabt hätte, mit seiner neuen Lehre Aufsehn zu erregen. Ich denke der Wahrheit vielleicht am nächsten zu kommen, wenn ich annehme, daß Diagoras durch seine Inizиazion in allen geheimen Gottesdiensten, vielleicht auch durch eine vertrautere Bekanntschaft mit den Priestern, wozu sein affektirter Fanatism ihm den Weg gebahnt, nicht nur zu der Ueberzeugung (die eben nicht schwer zu erlangen war), daß die popularen Nazionalgötter der Griechen keine Wesen außer uns seyen, gelangt, sondern bei immer fortgesetzter Spekulazion über diese Dinge auf die Meinung gerathen sey: daß weder die Natur im Ganzen und im Besondern, noch die Oekonomie der menschlichen Dinge durch Voraussetzung einer unserm Verstand unzugangbaren Grundursache begreiflicher werde, und also nichts vorhanden sey, was den denkenden Menschen zu einer solchen Voraussetzung bewegen könne. Er war, wofern er so vernünftelte, weder der erste noch der letzte seiner Art; und wenn er sich übrigens im Aeußerlichen der popu=

lären Religion konformirt, seinen Atheism ohne Geräusch nnd Prätension als eine bloße kosmologische Spekulazion vorgetragen, und die Mysterien unangetastet gelassen hätte, so möchte er so alt als Demokrit von Abdera geworden seyn, ohne daß weder die Eumolpiden, noch der Areopagos, noch das souveräne Volk von Athen sich um ihn bekümmert hätten. Aber Diagoras konnte, wie es scheint, der Begierde, seine Entdeckungen auch andern mitzutheilen und Proselyten zu machen, nicht widerstehen. Die Mysterien verrathen, war an sich schon eine halsbrechende Sache; aber sogar mit Verachtung davon zu reden, und andere von den Iniziazionen abzuhalten, ein solcher Frevel war unerhört, und empörte, da er endlich ruchbar wurde, ganz Griechenland gegen das Ungeheuer, das dessen fähig war. Mir ist nicht unwahrscheinlich, daß Diagoras, der sich gewöhnlich zu Athen aufhielt, sein Spiel schon lange vorher, bevor das Ungewitter über ihm ausbrach, auf eine verdecktere Art gespielt, und wenigstens das, was den Athenern und Hellenen das Heiligste war, die Eleusinischen Mysterien geschont haben werde. Aber als Athen die armen Melier seine Uebermacht auf eine so grausame Art fühlen ließ, *) daß wir die Erzählung

*) Alle Melier, welche Waffen zu tragen fähig waren, wurden gefangen nach Athen geschleppt und

davon nach mehr als 2000 Jahren nicht ohne Ingrimm lesen können, da mochte wohl auch der patriotische Zorn des Diagoras über Götter und Athener so heftig entbrennen, daß er seine Gesinnungen gegen beide ohne alle Zurückhaltung laut genug werden ließ, um sich das fürchterliche Dekret zuzuziehen, wodurch er für vogelfrei erklärt, und demjenigen, der ihn tödten oder lebendig nach Athen liefern würde, jenem ein Talent, diesem das Doppelte zur Belohnung versprochen wurde. Er hatte sich zwar noch in Zeiten mit der Flucht zu retten gesucht und unter den Peloponnesiern sicher zu seyn gehofft; aber die Wuth der Athener verfolgte ihn von Ort zu Ort, brachte es dahin, daß er allenthalben als ein erklärter Feind der Götter und Verräther der Mysterien proskribirt wurde, und ließ nicht eher von dem Unglücklichen ab, bis man erfuhr, daß er in einem Fahrzeuge, worin er aus Griechenland entfliehen wollte, zu Grunde gegangen sey.

So setze ich mir das Wenige, was uns die Alten von diesem merkwürdigen Melier, in kleinen unförmlichen Bruchstücken und einzelnen schlecht in einander passenden Zügen überliefert haben, zusammen, um mir wenigstens etwas einigermaßen Anschauliches und

---

daselbst mit kaltem Blut ermordet; alle übrigen Weiber, alte Männer und Kinder zu ewiger Sklaverei verdammt. W.

Begreifliches bei seinem Namen denken zu können, und einem, der sich selbst nicht mehr vertheidigen kann, so wenig als möglich Unrecht zu thun. Ich gestehe übrigens gern, daß mich dieser Versuch nicht ganz befriediget; und daß es, aus Mangel an chronologischer Bestimmung der Hauptepochen seines Lebens, immer unmöglich bleiben wird, alle durch so manche Schriftsteller von sehr ungleicher Gültigkeit zerstreute Züge so zusammen zu fassen, daß ein Bild herauskomme, welches einem in sich selbst zusammenhängenden Menschen ähnlich sehe. Aber bei wie vielen andern ausgezeichneten Personen des Griechischen Alterthums finden wir uns in eben demselben Falle!

E.

1.

Enthusiasmus und Schwärmerei.

1775.

Mit den Worten muß es so genau nicht genommen werden — pflegt man zu sagen, und hat sehr unrecht. Freilich sollten sich gescheidte Leute nie zanken, wenn sie nicht wenigstens wissen, worüber. Aber eben damit dieß nicht so häufig geschehe, wäre sehr zu wünschen, daß man sich einmüthiglich entschließen möchte, allen Wörtern, deren Bedeutung noch schwankend ist, auf immer und allezeit eine festgesetzte und jedermann klare oder klar zu machende Bedeutung zu geben.

Ich finde, daß viele Gelehrte noch immer Schwärmerei und Enthusiasmus als gleichbedeutende Wörter gebrauchen, und dadurch Begriffe, die mit äußerster Sorgfalt auseinander gesetzt werden sollten, dergestalt verwirren, daß sie immer Gefahr laufen, ihren Lesern

halb wahre Sätze für voll zu geben, und in ohnehin übelaufgeräumten Köpfen noch mehr Unordnung anzurichten.

Ich nenne Schwärmerei eine Erhitzung der Seele von Gegenständen, die entweder gar nicht in der Natur sind, oder wenigstens das nicht sind, wofür die berauschte Seele sie ansieht. So schwärmt z. B. Horaz, wenn ihn Bacchus, von dessen Gottheit er voll ist, in unbekannte Haine und Felsenhöhlen fortreißt — und Petrarka, wenn es ihm vorkommt, daß die Seufzer und Klagen seiner Laura Berge versetzen und Flüsse stehen machen könnten. Dem Worte Schwärmerei, in dieser Bedeutung genommen, entspricht das Wort Fanatismus ziemlich genau; wiewohl dieß letztere, durch den Gebrauch, einer besondern Gattung von Schwärmerei, nämlich der religiösen, zugeeignet worden ist. *) Aber es giebt auch eine Erhitzung der Seele, die nicht Schwärmerei ist; sondern Wirkung des unmittelbaren

*) Mit Recht, da es von fanum, Tempel, abgeleitet ist. Böttiger bezieht es auf die Selbstzerfleischungen und Verstümmelungen der orgiastischen Religionen der alten Welt, wovon aber auch im Christenthum nicht seltene Beispiele vorkommen. Der Fanatiker geht in der Schwärmerei bis zur Wuth der Zerfleischung seiner selbst und Anderer im fysischen und moralischen Sinne, und bewaffnet darum gern den weltlichen Arm gegen anders Denkende.

Anschauens des Schönen und Guten, Vollkommenen und Göttlichen in der Natur und unserm Innersten, ihrem Spiegel! Eine Erhitzung, die der menschlichen Seele, so bald sie mit gesunden, unerschlafften, unverstopften, äußern und innern Sinnen sieht, hört und fühlt was wahrhaft schön und gut ist, eben so natürlich ist, als dem Eisen im Feuer glühend zu werden.

Diesem Zustande der Seele weiß ich keinen schicklichern angemeßnern Namen als Enthusiasmus. *) Denn das, wovon dann unsre Seele glüht, ist göttlich; ist (menschenweise zu reden) Strahl, Ausfluß, Berührung von Gott; und diese feurige Liebe zum Wahren, Schönen und Guten ist ganz eigentlich Einwirkung der Gottheit, oder (wie Plato sagt) Gott in uns.

Hebet eure Augen auf und sehet: was sind Menschenseelen, die diesen Enthusiasmus nie erfahren haben? Und was sind die, deren gewöhnlichster,

---

*) Das Wort bezeichnet nach seiner Etymologie den erhöhten Zustand der Seele, worin sie ganz außergewöhnliche Kräfte zeigt und Wirkungen äußert, und den sich die Alten nicht anders erklären konnten, als aus dem Inwohnen eines Gottes in der Seele, dem Einwirken eines Gottes in dieselbe. Besonders Dichtern und Profeten schrieb man daher Enthusiasmus zu. Est Deus in nobis, agitante calescimus illo, sagt Ovid.

natürlichster Zustand er ist? — Wie frostig, düster, unthätig, wüst und leer jene? Wie heiter und warm, wie voller Leben, Kraft und Muth, wie gefühlvoll und anziehend, fruchtbar und wirksam für alles was Edel und Gut ist, diese!

Schwärmerei ist Krankheit der Seele, eigentliches Seelenfieber: Enthusiasmus ist ihr wahres Leben! — Welch ein Unterschied in wesentlicher Beschaffenheit, Ursach und Wirkung!

Ich vergesse hier gar nicht, daß die Gränzen des Enthusiasmus und der Schwärmerei in jedem Menschen schwimmen; daß der Enthusiast oft schwärmt; daß weder wir noch er selbst allemal mit Gewißheit sagen können, was, von allem was in ihm vorgeht, der einen oder der andern Ursache zuzuschreiben ist. Aber soll uns dieß abhalten, den großen wesentlichen Unterschied zwischen zwei so ungleichen Zuständen der Seele anzuerkennen, und (woran bisher so wenig gearbeitet worden ist) diesen Unterschied so genau als möglich zu bestimmen?

Aber wie kann dieß geschehen, so lange man die Wörter Schwärmerei und Enthusiasmus für gleichbedeutend nimmt?

Beiläufig merk' ich noch an, das Enthusiasmus — wenigstens niemals, wo man sich ganz bestimmt auszudrücken hat — durch Begeisterung übersetzt werden sollte. Dieß letzte Wort hat eine weitere Bedeutung; denn der Geister sind mancherlei. Der

Schwärmer ist begeistert wie der Enthusiast; nur daß diesen ein Gott begeistert und jenen ein Fetisch. *)

Endlich sollt' ich kaum hinzusetzen dürfen, daß es, was man auch über den wesentlichen Unterschied zwischen Enthusiasmus und Schwärmerei und den verschiedenen Gebrauch dieser Wörter festsetzen will, immer hohe Zeit wäre, die Namen Enthusiast und Schwärmer nicht länger als Schimpfwörter zu gebrauchen.

Ein Schwärmer seyn, ist nicht schimpflicher, als ein hitziges Fieber haben; ein Enthusiast seyn, ist das Liebenswürdigste, Edelste und Beste seyn, was ein Sterblicher seyn kann.

Aber freilich, wer wird die frostigen, lichtlosen, öden und leeren Seelen jemals dahin bringen, dieß zu fühlen?

---

*) Man kann wohl Begeisterung zum Mittelpunkte machen. Dem Begeisterten zur einen Seite steht der Enthusiast, zur andern der Schwärmer. Jener erglüht für eine Idee, dieser für eine Schimäre. Jeder will sie anerkannt, realisirt wissen, und ist eifrig darin; der Enthusiast wählt nur gute Mittel, dem Schwärmer wird das Mittel durch den Zweck geheiligt. Der Enthusiast ist allezeit mit der Vernunft harmonisch, der Schwärmer nicht. Enthusiasmus ist ein Affekt, Schwärmerei eine Leidenschaft, und daher das Schwärmen, d. i. mit lautem Getös umherschweifen, und zwar in Masse: der Schwärmer will auch Schwarm machen.

Ich besorge also — doch Nein! Ich will nichts besorgen. Helfe, was helfen kann! Wenn wir immer besorgen, immer daran denken wollten, daß wir in die Luft bauen, ins Wasser säen, den Fischen predigen u. s. w. so würden wir zuletzt gar nichts mehr thun; — und das taugte noch weniger!

2.

Erasmus von Rotterdam.

Fragment über seinen Charakter.

1776.

Ich wünsche etwas beizutragen, das dem Charakter dieses vortrefflichen Mannes mehr Gerechtigkeit wiederfahre, als noch immer geschieht, und geschehen kann, so lang er von beiden Parteien, die sich durch sein Betragen in den Religionshändeln beleidigt glauben, in einem zu strengen Lichte gesehen wird. Beide finden, daß er zu viel für die Gegenpartei, und zu wenig für die ihrige gethan habe; und bloß weil er gerecht gegen beide seyn wollte, rechnet ihm keine das, was er wirklich für sie that, zum Verdienst an. Die Katholischen (ich rede von dem größten Theile) machen ihm alle die ruhmwürdigen Bemühungen seiner jüngern Jahre; seine Freimüthigkeit in Aufdeckung der Mißbräuche und Gebrechen des damaligen Kirchenzustandes; seine mit dem größten Erfolg gewag-

ten Angriffe auf den Barbarismus der theologischen und filosofischen Schulen, und auf den groben Aberglauben, worin die Mönche schändlichen Gewinn haben, das Christliche Volk gefangen hielten; seine lachenden, aber nur desto wirksamern Satyren auf die Unwissenheit, den Weltsinn, die cynischen Sitten und den Haß gegen das Licht der Wissenschaften, womit damals die meisten Ordensgeistlichen zum Aergerniß aller ehrlichen Leute angesteckt waren — ich sage, alles dieß, wofür ihm, als einem um sein Zeitalter, um die Menschheit verdienten Manne eine ewige Ehrensäule unter den Edelsten und Besten gebührte, wird ihm — weil die Sache der Protestanten nothwendig dabei gewinnen mußte — von dem größten Theil der Katholischen noch immer mehr zum Vorwurf als zum Verdienst angerechnet. Die Protestanten auf der andern Seite bringen alles in Anschlag, was er, wie sie glauben, für die gute Sache hätte thun können und nicht gethan hat; und halten sich dadurch berechtigt, ihm wenig Dank für alles Gute zu wissen, was er am Ende doch nicht um ihretwillen that, wiewohl sie die größten Vortheile davon zogen; ja was er, um der ihm mißfälligen Folgen willen, gethan zu haben sich zuweilen reuen ließ. Beide Parteien vereinigten sich, ihm seine Tugenden selbst — seine Unparteilichkeit, seine Klugheit, seine Begierde den Frieden zu erhalten, und den schrecklichen Uebeln eines öffentlichen Bruchs vorzubeugen, seine Billigkeit und

Mäßigung, auch nachdem die Sachen endlich zu dieser gewaltsamen Krisis gekommen waren, seine unverletzt fortdauernde und unterhaltene Freundschaft mit den Gelehrtesten und Weisesten beider Hauptparteien u. s. w. — zum Verbrechen zu machen. Und was soll ich endlich von denen sagen, welche ohne der Parteilichkeit des großen Haufens schuldig oder fähig zu seyn, den Erasmus gleichwohl tiefer als billig ist herabsetzten, weil sie den Kontrast, den sein Charakter und Betragen mit demjenigen eines Ulrich von Hutten, eines Luthers, eines Zwingli macht, lebhafter als andre fühlen, und darüber zu vergessen scheinen, daß Geister von so verschiedner Art einander gar nicht entgegen gestellt werden sollten, indem es wirklich nicht billig ist, einen Mann, dessen Vorzüge, Verdienste und eigentlicher Wirkungskreis von jener Helden ihrem so verschieden war, so nahe zu ihnen zu stellen, daß er durch ihren Glanz nothwendig verdunkelt werden muß, da er doch unter den Geistern seiner Klasse und in seinem Wirkungskreise, Glanz, Licht und Wärme genug hatte, um einen Platz unter den herrlichsten Köpfen, und (wenn ich nicht sehr irre) auch unter den besten Menschen seiner Zeit, und jeder andern Zeit zu verdienen. Man müßte parteiischer gegen Erasmus, als für die Wahrheit seyn, wenn man läugnen wollte, daß er einen Theil der Vorwürfe, die ihm von Luthern und seinen übrigen Freunden gemacht worden, (die Bitterkeit, womit sie

gemacht wurden, abgerechnet) ziemlich verdient habe; daß er für seinen Ruhm, und (was ihm noch näher anlag) für seine Sicherheit und Ruhe, kurz für sein liebes otium cum dignitate vielleicht mehr besorgt gewesen, und also in den stürmischen Zeiten der Lutherischen Tragödie (wie er die Reformazion, ein wenig zu Luzianisch, zu nennen pflegte) mehr temporisirt habe, als ein Mann, dem Wahrheit und Recht, also, die Sache der Menschheit, welche zugleich und hienieden ganz allein Causa Dei ist, über alles gilt, zu thun fähig wäre. Von dieser Seite betrachtet, muß er freilich klein gegen einen Hutten erscheinen, der sein Alles für sie hingab. Aber, um gerecht zu seyn, müssen wir auch bedenken, daß weder Ueberzeugung noch Heldenthum Dinge sind, die nur bloß von dem Willen eines Mannes abhangen. Erasmus begünstigte und beförderte die gute Sache, so weit seine Ueberzeugung reichte, so lange er sie für rein, für Sache der Menschheit und Sache Gottes hielt: und zog seine Hand erst dann zurück, wie er sah, oder zu sehen glaubte, daß menschliche Gewinne zu sehr die Oberhand über das Göttliche; wie er sah, daß persönliche Leidenschaften, Politik und Kameralabsichten der Großen u. s. w. sich zu stark ins Spiel mischten, und daß es durch die ungestüme Hitze, womit man zu Werke ging, und die seiner natürlich sanften Gemüthsart so wesentlich zuwider war, zu einem Schisma — dessen Verhütung

ihm immer so sehr am Herzen gelegen — kommen müsse. Ist es denn so ausgemacht, daß ein rechtschaffner Mann in einem solchen turbulenten Zustand der Republik nothwendig Partei nehmen muß? Ist es nicht genug, wenn er immer auf die Seite sich neigt, wo er die meiste Billigkeit, Mäßigung und Lauterkeit sieht? Ist es nicht Weisheit, sich in einer freien Wirksamkeit zu erhalten, so lange man hoffen kann, (und wer kann gleich sagen, wie lange dieß zu hoffen ist?) daß Ruhe und Ordnung, unter gemeinnützlichen Bedingungen, noch ohne Bürgerkrieg und Auflösung aller Bande des gemeinen Wesens, wieder hergestellt werden könnten? Und ist es nicht, aufs wenigste, erlaubte Klugheit und Selbsterhaltung, zumal bei einem bloßen Reisenden, der keinen verpflichteten Beruf weder zum Steuerruder noch zur Pumpe hat, sich zurückzuziehen, wenn es so weit gekommen ist, daß wir zwar wohl mit zu Grunde gehen können, aber das Schiff zu erhalten keine Hoffnung mehr haben?

Jedoch, wenn sich auch Erasmus von dem Vorwurf einer zu strengen Sorge für sein liebes Ich in diesen Zeiten der heftigsten Stürme, deren Ausgang damals noch kein menschliches Auge voraussehen konnte, nicht ganz rechtfertigen ließe: so verdient ein Mann von solchen Verdiensten — wenigstens mit Nachsicht beurtheilt zu werden. Er war nicht zum Helden geboren, nicht zum Helden erzogen; brachte

seine Jünglingsjahre nicht in ritterlichen Uebungen und unterm Geräusche der Waffen, im Feldlager eines Maximilian, zu; hatte nicht das kochende Blut und den feurigen Geist eines Hutten; war nicht, wie dieser, durch Bosheit der Menschen und unablässige Streiche des widrigsten Schicksals aufgereitzt, erbittert, und zum Verzweiflungsspiel, Alles gegen Alles zu setzen, gebracht worden. Es ist nicht alles Tugend, was uns an Hutten groß scheint! nicht alles unedel und verachtenswerth, was an Erasmus klein ist, oder uns in Vergleichung mit den Heroen seiner Zeit klein vorkommen muß.

Das goldne Tu si hic esses aliter sentias! legt uns als Pflicht auf, uns so viel nur immer möglich an den Platz und in den ganzen Zusammenhang der Person hineinzudenken und hineinzufühlen, über die wir urtheilen wollen. Und da, bei aller Bemühung, die wir uns hierzu geben können, doch immer noch sehr viel daran fehlen muß, daß wir alles so klar sehen, so lebendig und gegenwärtig fühlen, wie diese Person: was ist billiger, als daß wir unserm Zwischenurtheil so viel an Gelindigkeit zulegen, als uns an Informazion zum Ausspruch eines vollkommnen, gerechten Endurtheils abgeht? Beides sind freilich unbestimmbare Größen; aber eben darum ist billige Nachsicht gegen die menschliche Gebrechlichkeit die erste Tugend eines gerechten Sittenrichters.

Erasmus war, nach Beschreibung seines Freundes,

Beatus Rhenanus, von einer zarten und schwächlichen Leibesbeschaffenheit, so sehr, daß die kleinsten Veränderungen der Witterung und Diät empfindlich auf ihn wirkten. Wie viel von dem, was an seinen Talenten das Glänzendste, und an seiner Gemüthsart das Schwächste war, hängt nur an diesem einzigen Umstande seiner fysischen Anlage! Seine Kindheit scheint unglücklich und gedrückt gewesen zu seyn, *) schon von seinem fünften Jahre an wurde er zur Schule geschickt und mit dem damaligen Liripipio **) fürbaß gequält. Wie er aber nachmals in

---

*) Joh. Adam Bernhard, weiland Rektor der Schule zu Hanau, in seiner curieusen Historie derer Gelehrten, Frkft. a. M. 1718, in dem Caput VII von gelehrten Huren-Kindern giebt hierüber folgenden Aufschluß S. 33.: dem Desiderio Erasmo geschieheit kein Leyd, wenn man ihn mit unter die Doctos spurios rechnet; sein Vatter, der seine Mutter beschlaffen, hat sich dieselbe niemals antrauen lassen. Er erbte auch, außer dem bloßen Namen, nichts von ihm, denn er nennte sich Anfangs nach demselben Gerhard Gerhardi. In denen folgenden Zeiten aber änderte er den Sinn, und legte an Tag, wie wenig ihm mit dieser Erbschafft gedienet wäre, indem er nach damaliger Gewohnheit seinen alten Namen ablegte, und sich Desiderium Erasmum wollte genennet haben.

**) Liripipium, worüber man nachzusehen hat Menage Orig. ling. Gall., war im Mittelalter eine

der Schule zu Deventer von einigen ältern Mitschülern einen Vorgeschmack der bessern Literatur bekommen hatte, faßte er eine unglaubliche Liebe zum Studiren; und diese wurde und blieb die herrschende Neigung seines ganzen Lebens. Horaz und Terenz wurden, so bald er sie kennen lernte, seine Lieblings-Autoren; er durfte sie nur an Feiertagen verstohlener Weise lesen, aber desto lieber wurden sie ihm! und da diese beiden (und bald kam auch Lucian dazu, das Triumvirat voll zu machen) seinem Geiste die erste Bildung gaben, da das Vergnügen, so er aus ihnen schöpfte, damals sein einziges war (er las sie so fleißig, daß er sie endlich ganz auswendig wußte, sagt Beatus) — was Wunder, daß bei einem Subjekt von so zarten Sinnen, die Formen, so sie ihm eindrückten, unauslöschlich blieben? daß die Horazische aurea mediocritas (die mit der Sokratischen σωφροσυνη Eins ist) d. i. die Liebe zu allem Gemäßigten, Ruhigen und sanften Schönen in der Natur und im Leben, und die so nahe damit verwandte Menandrische Grazie und Urbanität, und die Luzianische Feindschaft gegen alle falsche Prätension, alles Ueberspannte gegen Platonische Praestigias und

---

von den Magistern und Baccalauren getragene Mütze, die so über den ganzen Kopf gezogen wurde, daß nur für das Gesicht eine Oeffnung blieb.

Stoisches Supercilium *) charakteristische Grundzüge seines Geistes, seiner Sitten, seiner Sinnes- und Lebensart, und somit auch seiner Schriften wurden? Und wie natürlich also, daß Erasmus, so organisirt, so gebildet, mit dieser Lebhaftigkeit und Feinheit des Gefühls und Witzes, mit dieser jovialischen Gemüthsart, die ihn auch in seinem Umgang zum liebenswürdigsten Gesellschafter machte, mehr Lust hatte — Komödie als Tragödie zu spielen?

Zwar sind Xenofon, Sir Filipp Sidney, und vielleicht einige andere unter Alten und Neuern, Beispiele, daß die Grazien des Geistes, so wie ein hoher Grad körperlicher Schönheit, sich mit den Vollkommenheiten, die den Helden bilden, gar wohl in Einem Subjekt zusammentreffen können. Aber wie höchstselten ist's, daß Natur und Glück zu Hervorbringung eines vollkommnen Menschen in einen solchen Bund treten? — Und dennoch zeigt sich sogar bei diesen echten *ΚΑΛΟΙ ΚΑΙ ΑΓΑΘΟΙ* dieser (auch unserm Erasmus eigene) charakteristische Hang zu persönlicher Freiheit, Ruhe und einem unter die Musen und die Freuden des geselligen Lebens getheilten Leben! Man braucht nur Leben und Tod Xenofons mit Leben und Tode Phozions zu vergleichen, um den ganz einleuchtenden Unterschied zu fühlen.

---

*) S. Erasm. Epist. I. 29. ep. 5.

Erasmus wurde von seinen tyrannischen Vormündern wider seine entschiedene Neigung dem klerikalischen Stande gewidmet, und (was ihm am unerträglichsten war) dem Zwang einer Ordensregel unterworfen. Von dem letztern hatte er zwar den Muth und das Glück sich wieder los zu machen: da er aber doch ein Klerikus bleiben mußte, was konnte billiger seyn, als daß er seine unbegrenzte Liebe zum Studiren und zur Freiheit des Geistes und Lebens mit den wesentlichsten Pflichten seines Standes zu vereinigen suchte? Schon auf seiner ersten Reise nach England, die er nach Vollendung seiner akademischen Jahre zu Löwen und Paris vornahm, erwarb er sich die Achtung der Gelehrtesten und Aufgeklärtesten — und dieß heißt damals meist so viel als der vornehmsten Männer in Kirche und Staat; seine seltnen Gaben, seine Wissenschaft und Wohlredenheit, sein Witz und seine angenehmen Sitten dienten ihm überall für die beste Empfehlung. Er ging nach Italien und vermehrte, wo er hinkam und sich aufhielt, zu Bologna, Venedig, Padua und Rom die Zahl seiner Freunde; es war ein Wunder für die Welschen, einen jungen Belgier zu sehen, der die Wissenschaft zu ihnen brachte, die Andre bei ihnen holten. Seine literarischen Verbindungen mit dem berühmten Aldus und dessen gelehrten Freunden — die erste Ausgabe seiner mit Belesenheit, Kritik und Filosofie vollgestopften Adagia, sein Plautus, Te-

renz, u. s. w. machten ihm schon einen weitverbreiteten Ruhm; und schon damals hatte man am Römischen Hofe eine so große Meinung von ihm, daß man ihn durch Antragung der Stelle eines Pönitenziarius zu Rom festzuhalten suchte. In der Folge erwarben ihm seine Anmerkungen zum neuen Testament, seine Paraphrasen, andre Werke in diesem Fache, (wozu ihn die ehmals zu Turin angenommene Doktorwürde der Theologie berechtigte,) den Ruf eines eben so eminenten Theologen, als ihm seine grammatischen und kritischen Arbeiten eine der obersten Stellen unter den Filologen seiner Zeit, und seine Adagia, Colloquia und Encomium Mariae unter den Sokratischen Weisen verschafft hatten. Sein Ansehen stieg nun von Jahr zu Jahr; die größten Fürsten ehrten ihn, schützten ihn, und eiferten um die Wette, ihn bei sich zu fixiren; seine Widersacher selbst, und einige Doctores obscurissimi vom Schlag eines Eck, Stunica, *) Bedda, u. dgl. dienten seinem Glanze nur zur Folie. Es lag bloß an ihm, sich durch ansehnliche Ehrenstellen einen Weg zu machen, der ihn endlich zu den höchsten Würden in der Kirche geführt haben könnte. Aber er zog seine Freiheit allen andern Vortheilen vor, und erwählte sich endlich, theils um in diesem Elemente seines Geistes desto ungestörter leben zu können, theils wegen sei-

*) Epp. 30, 82.

ner Verbindung mit Froben und Amerbach, die Stadt Basel zu seinem gewöhnlichsten Aufenthalt, wo er auch im Jahre 1536. in seinem 70sten Jahre verstarb.

Ist nicht dieser bloß flüchtig auf sein Leben hingeworfene Blick schon hinlänglich, uns begreifen zu machen, wie gewichtig für ihn die persönlichen Beweggründe waren, sich nicht in die Unruhen der Reformazion hineinziehen zu lassen? *) Es war nicht Feigheit der Seele: oder hätte etwa kein Muth dazu gehört, die Mönche und Pedanten, deren Zorn da-

---

*) Eine Stelle aus seinem im J. 1519. an Luther geschriebenen Brief ist zu merkwürdig, um hier nicht angeführt zu werden. Ego me quod licet integrum servo, sagt er, quo magis prosim litteris reflorescentibus. (Das war seine Sparta; Luther hatte eine ganz andere; was hab' ich mit dir zu schaffen! konnte einer zum andern sagen.) Et mihi videtur plus profici civili modestia quam impetu. Sic Christus orbem in suam ditionem perduxit. Sic Paulus Judaicam legem abrogavit, omnia trahens ad allegoriam. Magis expedit clamare in eos, qui Pontificum autoritate abutuntur, quam in ipsos Pontifices; idem de Regibus faciundum censes. — Quorundam virulentas contentiones magis conducit contemnere quam refellere. Ubique cavendum est, ne quid arroganter aut factiose loquamur, faciamusve; sic arbitror gratum esse Spiritui Christi. — Hatte Erasmus nicht Recht? — Und doch, wo wären wir, wenn Luther auch so gedacht hätte? W.

mals noch wie das Brüllen eines jungen Löwen war, ja selbst die heilige Schultheologie, die Dekretalen, und die sämmtlichen Gebrechen der Kirchen-Disciplin so anzugreifen wie er gethan hat? — Es war nicht Begierde oder Hoffnung sich bei dem Römischen Hof einzuschmeicheln, und Pfründen und Würden zu erschnappen: denn wenn er das gewollt hätte, warum hätte er die Einladung des Papst Hadrian VI., seines Landsmanns und alten Freundes, und die glänzenden Aussichten, die sich ihm damals in Rom öffneten, so geradezu von sich abgewiesen? — Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß Erasmus, wenn sein Schicksal gewesen wäre, zwanzig Jahre später in die Welt zu kommen, gar leicht ein eben so warmer Anhänger von Luther hätte werden können, als nur immer — sein Freund Melanchthon. Allein man denke sich ihn als einen Mann gegen sechzig Jahre, wie er um die Zeit des zweiten Akts der Tragoedia Lutherana war, auf einer Seite mit einer von vielen Krankheiten und Alter geschwächten Gesundheit, auf der andern in allen den Vortheilen des entschiedensten Ruhms, Ansehns und Einflusses in die Gelehrten-Republik, im Besitz der Freundschaft so vieler großen und vortrefflichen Männer, denen er von der Weisheit seines Betragens gewissermaßen Rechenschaft geben mußte, und, was für ihn so wichtig war, im Besitz einer Ruhe, die er mit Aufopferung alles dessen was ihm die Fürsten der Kirche und welt-

lichen Prinzen so oft angeboten, erkauft hatte; und nun frage man sich, ob er das alles hätte dran gegeben sollen, um irgend eine Altenmanns-Rolle in besagter Tragödie zu spielen? Wahrlich er konnte keinen solchen Gedanken haben, wenn er auch weniger scheinbare Vorurtheile gegen die Güte der Sache gehabt hätte.

Ich wiederhole es, ich wünsche mit diesem, wiewohl sehr mangelhaften, apologetischen Fragment, (denn wie viel wäre noch für Erasmus zu sagen gewesen, wenn ich gewisse unangenehme Saiten hätte berühren wollen! Wer Lust hat, lese seine Briefe an Wilibald Pirkhaimer) nichts zu erhalten, als ein billiges Urtheil von einem in seiner Art und in seinem Wirkungskreise vortrefflichen Manne — der so viel zur Aufklärung und Verbesserung seiner Zeit beigetragen, dessen Werke größtentheils noch immer ihren fortdauernden Werth haben; dessen satyrische und launige Schriften dem Aberglauben, der Heuchelei, der Möncherei und dem ganzen Reiche der Göttin Dummheit mehr Abbruch gethan haben, als vielleicht alle ernsthafte Bekämpfer desselben durch ihre langweilige Deduktionen; dessen Fehler endlich durch viele seiner Verdienste, Tugenden und Liebenswürdigkeit weit überwogen wurden, und, alles gehörig berechnet, so unerheblich waren, daß sich ein warmer Bewunderer kaum enthalten könnte, sie (wie Alcaeus die naevos in puero suo) für Lumina anzusehen.

3.

Eukleria, s. Schurmann.

4.

Euripides.

a.

Sprüche aus einem Sokratischen Dichter.

1777.

Diese aus den Fragmenten des Euripides ausgehobenen Sprüche (wie ich sie aus Mangel eines schicklichern Wortes nenne) bedürfen keiner Auslegung für die Verständigen. Einige sind von tiefem Sinn. Was diesen uns aufschließen kann, ist mehr Ahndung als Vernunftschluß. Ich habe sie erst gefühlt, eh' ich sie übersetzte. Bei einigen war eine Wendung nöthig, um den Gedanken aus der Sprache der Urschrift in die unsrige überzutragen. — Ich theile sie denen mit, welche eine Freude daran haben werden wie ich, und hielt es für unbillig, daß so reine Goldkörner immerfort versteckt liegen sollten.

Was willst du lieber, süße Lügen, oder herbe Wahrheit? Du hast die Wahl!

Der einzige Fall, wo einem Narren dünkt, er habe was Dummes gesagt, ist, wenn es ihm begegnet was Kluges zu sagen.

Daran erkenne den weisen Mann! er zürnt, auch wenn's ihm übel geht, den Göttern nicht.

Was Göttern ansteht, ziemt drum Menschen nicht.

Den Sterblichen heißt der ein Glücklicher, der minder leidet.

Durch tausendfältige Truggestalten täuschen die höhern Mächte uns — uns Kinder! — Warum sind wir auch nicht ihres gleichen?

Die armen Erdenklöße! sich mit ihrer Klugheit noch viel zu wissen! Sind doch, was sie sind, allein durch dich, und können doch nichts thun als was du willst.

Wer willig unter die Nothwendigkeit den Nacken beugt, den nennet weise, und saget, er versteh' — Theologie. —

Das höchste Schöne für den Menschen ist die Tugend.

Der Geist in unser jedem ist sein Gott.

Für schlimme Menschen giebt es keinen Adel, und Gute können nicht unedel seyn.

Wohl dem Sohne des Glücks, der weise geboren ward!

Der Fürst wird weise, der mit Weisen lebt.

Ein köstlich Ding die Freiheit! — Wer von ihr auch noch so wenig hat, glaubt Viel zu haben.

O weh! — Und doch, warum o weh? wir leiden ja nur was Menschliches!

In Hoffnungen zu leben, ziemt dem Weisen.

Der ist in meinem Sinn kein Biedermann, der, seines eignen Vaterlands Verächter, ein fremdes lobt und fremde Sitten liebt.

Willt du gedeihen bei der Welt? Mach, daß sie glaubt du seyst ein frommer Mann, und dann — thu was du willst.

Ein Thor macht jedermann zum Zeugen seines Unglücks; der Weise trägt's und schweigt.

Was ist ein alter Mann? Ein Schatten und eine Stimme.

Das Werk der Götter kommt den Sterblichen stets unverhofft.

Sag etwas besseres als Schweigen, oder schweig!

---

b.

Ueber des Euripides Alcestis.

1 7 7 3.

Euripides macht aus der freiwilligen Aufopferung der Alcestis eine weltkündige Sache. Das ganze Thessalien nimmt daran Antheil; sogar Herkules, der aus fernen Landen ankömmt, weiß, daß Alceste für ihren Gemahl sterben will. Wie viel die That der großmüthigen Gattin durch diese Kundbarkeit gewinne, weiß ich nicht: aber dieß weiß ich, daß das Stück dadurch eine der rührendsten Situazionen — den Augenblick der freiwilligen Aufopferung der Alceste — verliert. Es ist wahr, Euripides entschädigt uns dafür einigermaßen durch das vortreffliche Gemählde des Abschieds, den seine Heldin von dem Hause ihres Gemahls nimmt; aber dieses Gemählde wird erst aus dem Munde der Kammerfrau, die es dem Chor erzählt, in unsre Fantasie gebracht, und ersetzt uns lange nicht die starken Erschütterungen der Seele, die wir erfahren, wenn wir sie selbst

zwischen Angst und zwischen Hoffen schweben, hernach, da der Gott ihr Urtheil ausgesprochen hat, niederknieen und den Todesgöttern ihr Leben für ihren Gemahl zum Opfer weihen sehen. Um diese Scene zu erhalten, mußte ich in dem Plane des Griechischen Dichters starke Veränderungen vornehmen.

Die zweite Abweichung von dem Plan des Euripides liegt in der Weise, wie er seinen Herkules in die Handlung verflochten hat.

Admet war vornehmlich seiner Gastfreiheit wegen berühmt, einer Tugend, die in heroischen Zeiten, das ist, in Zeiten des Faustrechts, ein großes Verdienst in sich schließt. Ich habe nicht vergessen, von den Zügen, womit ihn die Fabel von dieser Seite zeichnet, Gebrauch zu machen; denn Admet steigt dadurch in unsrer Achtung; und dieß hat er, nachdem es uns unsre geliebte Alceste gekostet hat, sehr vonnöthen.

Aber Euripides thut viel mehr; er gründet die ganze Verwicklung seines Stücks auf die Hospitalität des Admet. Sein Herkules kömmt, unwissend, daß Alceste schon gestorben ist, aber wohl unterrichtet, daß sie für ihren Gemahl sterben wird. Man sollte denken, dieß liefe auf Eines hinaus. Demungeachtet läßt sich dieser Herkules nicht nur nicht ab-

halten, in dem Hause seines Freundes sich der Fröhlichkeit ganz sorglos und wohlgemuth zu überlassen; sondern, da ihn alles überzeugen sollte, daß Alceste der Gegenstand der tiefen Trauer ist, worin er das ganze Haus findet, läßt er sich von Admet bereden, daß man um eine Sklavin traure. Er kränzt sich mit Myrten, gießt Ströme Weins die Gurgel hinab, und macht den Palast von Trinkliedern wiederhallen. Der ungezogene Herkules! Sogar die Bedienten ärgern sich über seine Aufführung. Einer von ihnen, der sich nicht länger halten kann, entdeckt ihm die wahre Beschaffenheit der Sache. Nun jammert Herkules, reißt die Myrtenkränze vom Kopfe, läßt sich den Weg zu Alcestens Grabe zeigen, und läuft was er laufen kann, um sie, wo möglich, dem Tode noch abzujagen. Gestehen wir's, der Sohn Jupiters macht bei diesem allen eine sehr mittelmäßige Figur! Aber zum Ersatz hat Admet eine herrliche Probe abgelegt, wie heilig ihm die Rechte der Gastfreiheit sind. Vermuthlich war dieß genug, um die Griechen zufrieden zu stellen. Aber für uns wär' es nicht hinlänglich. Bei uns würde ein solcher Herkules verächtlich, und die Gastfreiheit Admets keine so wichtige Tugend seyn, um den Dichter wegen einer solchen Anordnung zu rechtfertigen. Ich verlange mir also kein Verdienst daraus zu machen, daß ich hier von Euripides abgewichen bin. Denn was hab' ich gethan, als was er selbst, hätte er sein Drama 2200 Jahre später zu ver-

fertigen gehabt, auch gethan haben würde? Diese Abweichung hat mich in den Stand gesetzt, meinem Herkules die Größe zu geben, die einem Göttersohne zukommt. Er nähert sich dem Ideal des wahren Helden. Seine Theilnehmung an seines Freundes Schicksal ist rein; seine Wiederbringung Alcestens ist nicht die Vergütung eines begangenen Unrechts; sie ist die verdienstliche That einer freyen Entschließung, des Mannes würdig, der für die Tugend alles thut, alles wagt; eines Mannes, der Götterblut in seinen Adern fühlt, und durch Thaten, die ihm kein Erdensohn nachthun kann, den Weg zum Olympus sich öffnen will.

Die Wiederbringung der Alceste — die zweyte Handlung, aus welcher dieses Stück (gegen die gewöhnlichen Regeln des Schauspiels, aber nach der Beschaffenheit des Süjets unvermeidlich) zusammengesetzt ist — hat mir allein mehr Mühe gemacht, als die vier ersten Akte zusammengenommen. Die größte Schwierigkeit war wohl nicht, es besser zu machen, als Euripides. Denn in der That, was kann abgeschmackter seyn, als der ewig lange Dialog zwischen Herkules und Admet, worin jener seinem Freunde zumuthet, die verschleierte Alceste (die er für eine im Wettkampf gewonnene Sklavin ausgiebt) bis zu seiner Wiederkunft aus Thrazien in Verwahrung zu nehmen; dieser hingegen, nachdem er sich lange gesperrt hat und am Ende seiner Ausflüchte ist, sich

endlich mit der feinen Entschuldigung behilft: er habe nicht Betten genug im Hause; seine Leute seyen lose Vögel, bey denen ein hübsches Mädchen übel aufgehoben sey; er würde sich in der Nothwendigkeit befinden, die junge Dame in sein eigen Ehebett zu legen, und wenn dieß geschehen müßte, stünde er für nichts, u. s. w.

Der Charakter der Heldin des Stücks ist auch derjenige, worin Euripides triumfiert. Nichts kann edler und herzrührender seyn, als das Bild von ihr, welches durch die Beschreibung der Kammerfrau, im ersten Akt, in unsere Einbildung gemahlt wird. Es ist ganz der Zeiten würdig, worin Sofokles seine Elektra, Fidias seine Pallas, und Xenofon seine Panthea schuf. — „Sobald sie sah, daß der fatale Tag nun angebrochen sey, wusch sie ihren schönen Leib in reinem Flußwasser, zog ihre festlichen Kleider und ihr schönstes Geschmeide an, trat dann vor die Altäre, die im Palast aufgerichtet sind, und empfahl den Göttern ihre Kinder: bat sie, ihrem Sohn einst eine zärtliche Gattin, ihrer Tochter einen edlen Gemahl zu geben, und sie, glücklicher als ihre Mutter, nicht das Opfer eines unzeitigen Todes werden, sondern ihnen das ganze Maaß eines langen wonnevollen Lebens in ihrem väterlichen Lande zumes-

sen zu lassen! So ging sie betend von einem Altar zum andern, kränzte sie mit Blumen und bestreute sie mit Myrtenblättern — ohne Klage, ohne Seufzer, ohne daß der Gedanke des kommenden Todes ihren schönen Wangen die Farbe der Jugend raubte. Aber da sie endlich zu ihrem Schlafgemach kam, überwältigte sie die stärkere Natur: sie stürzte sich auf das ehliche Bett, und brach in Thränen aus: — o du, wo der jungfräuliche Gürtel von diesem Manne mir aufgelöst wurde, für den ich jetzt sterbe — Gehab dich wohl! denn ich kann dich nicht hassen, wiewohl du mir verderblich bist! Ich sterbe, weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, an dir und meinem Gemahl treulos zu handeln; von dir wird eine Andre Besitz nehmen, glücklicher als ich, aber nicht getreuer!« — Unter diesen Worten beugte sie sich darüber her, küßte es, und benetzte es mit einem Strom von Thränen. Endlich, nachdem sie sich satt geweint hatte, raffte sie sich auf, verließ eilends das Gemach, kehrte aber etlichemal wieder zurück, und warf sich von neuem auf das Lager hin, als ob es ihr unmöglich wäre, sich davon loszureißen. Ihre Kinder hingen an ihrem Gewand und weinten; sie nahm eins um das andere auf die Arme, und küßte sie mit der ganzen Inbrunst einer Mutter, die im Begriff ist, sich auf ewig von ihnen zu trennen. Alle Hausbedienten brachen in lautes Weinen aus; sie wurde davon gerührt; sie rief sie bei ihren Namen, reichte einem jeden die Hand; keiner war so gering, dem sie nicht Trost zusprach, und Abschied von ihr zu nehmen erlaubte. — „Was sagen sie zu diesem Gemälde,

mein Freund? Ist es nicht des Dichters würdig, den Sokrates liebte? Kennen Sie in irgend einem alten oder neuen Dichter ein schöneres? Und doch muß ich Ihnen gestehen, daß es in der Uebersetzung mehr verloren, als gewonnen hat. Sie sehen darin das Urbild meiner eigenen Alceste; aber Sie sehen auch die Züge, von denen ich, so schön sie sind, keinen Gebrauch machen konnte. Wir sind zu weit von der Einfalt der unverfälschten Natur entfernt, als daß wir einige dieser Züge — wiewohl sie in einem schon zweitausend Jahre alten Gemälde einer Scene aus den heroischen Zeiten unsern ekeln Geschmack vielleicht weniger beleidigen — einer modernen Hand sollten verzeihen können. Verdorben, wie wir sind, finden wir in den Thränen, womit Alceste ihr Ehebett überschwemmt, in der Mühe, die sie hat, sich davon loszureißen, ich weiß nicht was eigennütziges, das dem Werth ihrer Zärtlichkeit Abbruch thut. Vergebens würde man uns sagen: es ist Natur, schöne, keusche, unentheiligte Natur! Unsre Sitten und Begriffe sind nicht rein und echt genug, uns die moralische Schönheit in diesem Zug empfinden zu lassen. Sie verstehen mich also schon, wenn ich sage, daß ich genöthigt gewesen, die Alceste (auf Unkosten der Natur und Wahrheit) zu verschönern. Es ist kein Verdienst, sondern ein unfreiwilliges Opfer, das jeder Dichter dem Genius seiner Zeit darzubringen gezwungen ist. Er befindet sich nur allzuoft in dem Falle der Aegyp-

tischen Künstler, wenn sie Götter bildeten. Die Form ist ihnen vorgeschrieben. Sie ist weniger schön als die Natur! aber Vorurtheil und Gewohnheit haben den Begriff der Vollkommenheit damit verbunden; Isis scheint desto mehr Göttin, je weniger sie einer Sterblichen ähnlich sieht.

Diese Betrachtung, mein Freund, erstreckt sich auch auf einige Züge und Farben, womit uns der Griechische Dichter seine Heldin im zweiten Akt, wo sie nun selbst auftritt, geschildert hat. Einige derselben sind wohl unstreitig von denen, die für alle empfindsame Menschen in allen Zeiten schön sind. Welch ein rührender Anblick, wenn die sterbende Alceste, auf den Arm ihres trostlosen Gemahls gestützt, zwischen ihren weinenden Kindern hervorgeht, um das Licht des Tages zum letzten male zu sehen — und was kann stärker seyn, als wenn Admet sie mitten in der Ausrufung: „o Sonne, o goldnes Licht des Tages!“ — durch diese seinem verzweiflungsvollen Zustande so angemeßnen Worte unterbricht: "Er, (der Gott des Tages) er sieht dich, sieht uns beide elend! Wir haben nichts verbrochen, nichts verschuldet, und du mußt sterben!“

Wie schön ist die bald darauf folgende Stelle: „Ich sehe, ich sehe den schwarzen Nachen — schon ruft mir der Fährmann der Todten, zum Abstoßen bereit; was zauderst du, ruft er: eile, du allein hältst uns noch auf, alles übrige ist fertig! — Man

reißt mich fort, man reißt mich fort — siehst du nichts? — An den Hof der Todten zieht er gewaltsam mich, der geflügelte Gott der Hölle! — Wie furchtbar seine Blicke sind! — Laß ab! wozu diese Gewalt? — Ich komme freiwillig! — Wie dunkel, wie nachtvoll ist der Weg, in den ich Unglückselige eingehe!* — Sie sehen hier, mein Freund, das Urbild der Verse, welche durch die musikalische Ausbildung unsers Schweizers Entsetzen und kalte Schauer in die Adern gießen:

Sie haben's vernommen!
Sie kommen, sie kommen!
Ich höre das Schweben
Der schwarzen Gefieder,
Sie steigen hernieder, u. s. w.

Ich übergehe verschiedne andre Züge, die ich dem Griechischen Dichter schuldig zu seyn gern bekenne, wiewohl sie so sehr im Wege der einfältigen Natur liegen, daß ich sie vielleicht auch ohne ihn könnte gefunden haben. Ich ging von Anfang an mit dem Vorsatz ans Werk, ihn so sehr zu benutzen, als es nur immer möglich seyn würde; und in der That ist es nicht meine Schuld, wenn es nicht so oft geschehen konnte, als ich gewünscht hätte. Aber was meinen Sie, daß unser Parterre, oder wenigstens unsre Logen, zu der langen Rede gesagt hätten, welche Euripides seiner Alceste halten läßt, um ihren Gemahl

zu bewegen, daß er ihr eidlich angelobe, sich nicht wieder zu vermählen? Es ist wahr, alles was er sie sagen läßt, ist Natur, ist den Sitten ihres Zeitalters vollkommen gemäß. Sie redet die Sprache einer edlen tugendhaften Frau, in einer Zeit, wo Uebermaß von Geselligkeit und Verfeinerung die charakteristischen Züge eines jeden Geschlechts und Standes noch nicht wegpoliert hatte; wo ein jedes noch von seinen eigenen Pflichten und von denen der andern stärker durchdrungen war, und wo das, was wir jetzt Sentenzen nennen, bloß stark ausgesprochenes moralisches Gefühl war. Sie redet die Sprache einer zärtlichen Mutter, in einer Zeit, wo Fürstinnen sich nicht schämten, in der vollen Kraft dieses Wortes Mütter zu seyn. — Wie? (rufen Sie mir entgegen) sind Ihnen die Beispiele unbekannt, die diesen Ruhm auch unsern Zeiten zueignen? Wem, mein Freund, könnten sie unbekannt seyn? Auch werden Sie, denke ich, gefunden haben, daß meine Alceste, wiewohl etwas weniger schwatzhaft als die Griechische, gewiß nicht weniger Mutter ist. Aber dem Manne, für den sie stirbt, in acht schönen Versen, die Wohlthat, die sie ihm erweiset, vorrücken — dem Manne, für den sie stirbt, durch eine lange Reihe von dringenden, unwiderstehlichen Vorstellungen einen Eid, daß er ihrem Andenken und ihren gemeinschaftlichen Kindern nicht untreu werden wolle, abnöthigen — dieß konnte meine

Alceste nicht, dieß durfte sie nicht, ohne ihn und den Dichter (der am Ende doch, wie billig, die Schuld allein tragen muß) in den Augen aller schönen Seelen aufs schmählichste zu erniedrigen. Hier war nun freilich vonnöthen, die Spur des Griechischen Dichters zu verlassen! Aber vergessen Sie gleichwohl nicht, daß sein Admet sehr weit entfernt ist, der edelmüthige, zärtliche, feurige Liebhaber zu seyn, derer in der modernen Alceste ist. Mit einem Admet, wie der seinige, war die Vorsichtigkeit der Alceste nichts weniger als überflüssig.

Dieser Admet — denn es ist nun Zeit auf ihn zu kommen — scheint, mit aller seiner ehelichen Liebe zu einer Gemahlin von so außerordentlichem Werthe, der Filosofie Satans im Buche Hiob zugethan gewesen zu seyn, der en erster Grundsatz ist: „Alles, was ein Mann hat, giebt er für sein Leben.“ Hat er um die Entschließung seiner Gemahlin gewußt, oder wenigstens darein gewilligt? Ach! beides ist nur allzugewiß. Der Vorredner Apollo, und seine eigne Sprache beinah durch das ganze Stück, lassen uns keinen Zweifel übrig. Mitten unter den Wehklagen, die ihm der Verlust einer schönen jungen Frau auspreßt, verräth er wider seinen Willen sein Behagen darüber, daß Er da ist; und wenn wir ihn alle Augenblicke das Verdienst, das sie sich durch ihren Tod um ihn gemacht, erheben hören: zwingt er uns beinahe zu denken, das, was ihm bei ihrem Ver-

lust am meisten zu Herzen gehe, sey, daß er nun keine Frau mehr habe, die bei Gelegenheit noch einmal für ihn sterben könne. Nun ist es wahr, er sagt bei ihrem Abschied die feinsten und zärtlichsten Dinge von der Welt; aber desto schlimmer für ihn! Wir werden immer nur eine sehr mittelmäßige Meinung von einem Manne haben, der, in dem Augenblicke, wo er eine Gattin, wie Alceste, verliert, eine wohlgesetzte Rede in vierzig schönen Versen zu halten fähig ist. Glaubt er etwa, wir sollen darum besser von ihm denken, weil er Alcesten sagt: er wolle sich von einem großen Meister ihre Statue machen lassen, wolle diese Statue alle Nächte mit zu Bette nehmen, sie umarmen, sie mit ihrem Namen nennen, sich dann einbilden, er habe seine liebe Frau im Arm — und was der Albernheiten mehr sind? — „Freilich, setzt er hinzu, wird es, halt' ich, nur eine kalte Freude seyn (ψυχραν μεν οιμαι τερψιν); aber wenigstens wirst du mir zuweilen im Traum erscheinen, und meine Lust vollkommen machen.“ Denken Sie nicht etwa, daß dieß das Frostigste ist, was er ihr vorsagt: es kommt noch besser. Denn nun sagt er ihr gar, was er thun wolle, wenn er so schön singen und leiern könnte, wie Orpheus, und prahlt, daß ihn weder Plutons Hund noch Charon mit seiner großen Schierstange zurückhalten sollte, zur Hölle hinabzusteigen, und seine liebe Alceste zurückzuholen. Aber auf alle diese schönen Einfälle und Frasen ha-

ben wir nur Eine Antwort, die wir ihm bei jedem Worte ins Gesicht stoßen: wer hat die Schuld, daß Alceste sterben muß? Wer willigte ein, sein Leben um einen so hohen Preis zu erkaufen? Wer bedankt sich noch selbst gar schön bei ihr, daß sie so großmüthig gewesen ist, für ihn zu thun, was Vater und Mutter nicht für ihn hätten thun wollen? Nein, den Mann, der dieß thun konnte, den können wir unmöglich lieben, unmöglich an seinem Schmerz Antheil nehmen. Seine Klagen empören uns wider ihn. Lassen Sie ihn das nämliche, was der moderne Admet sagt; lassen Sie ihn Alcesten, da er sieht, daß sie im Begriff ist, die Seele auszuathmen, fußfällig beschwören: zu leben, ihn nicht zu verlassen, ihn mitzunehmen! Alles dieß kann keine Wirkung auf uns thun. Wenn es sein Ernst wäre, hätte er's nicht dazu kommen lassen, denken wir; und dieser Gedanke macht, daß wir von allen seinen Thränen und Klagen wenig mehr gerührt werden, als von den Thränen der Klageweiber, welche bei den Alten (und in einigen Provinzen Deutschlands noch heutigen Tages) gedungen werden, bei einem Leichenbegängniß um baares Geld die Gesichter zu verzerren.

Alceste ist nun gestorben. Der junge Eumelus, ihr Sohn, erhebt darüber eine Wehklage, in welcher wir die Einfalt seines jugendlichen Alters und die rührende Stimme der Natur erkennen. „Höre, o höre mich, Mutter, ich flehe dir; ich bin es, ich, den du liebtest, o theure Mutter! Ich bin es, der dir ruft, der seinen Mund an deine kalten Lippen drückt!“ — „Du rufst vergebens,“ antwortet ihm sein Vater; „sie hört, sie sieht dich nicht mehr! Wie elend sind wir alle!“ Eumelus fährt fort, sein und seiner kleinen Schwester Schicksal zu beklagen. Admet schweigt.

Der Chor spricht ihm Trost zu; und was für einen Trost!

„Admet, man muß dergleichen Unglücksfälle tragen lernen! Du bist nicht der erste, der eine gute Frau verloren hat, und wirst nicht der letzte seyn! Und sterben — du weißt es — müssen wir alle!„ — Admet ergiebt sich der Evidenz dieser Vorstellungen, er scheint die Gleichgültigkeit, worin wir ihn in diesem Augenblicke sehen, damit entschuldigen zu wollen, er habe Zeit gehabt, sich auf einen schon so lange vorgesehenen Fall gefaßt zu machen; und nun publizirt er eine Verordnung, wie er es mit dem Leichenbegängniß und mit der Trauer gehalten wissen wolle; — eine Verordunng, welche in der That sein Hofmarschall nicht besser hätte machen können. Der Leichnam wird hierauf mit großem Gepränge weg=

getragen, der Chor singt einen schönen Leichengesang, und nun beginnt der dritte Akt mit der Ankunft des Herkules. Admet verbeißt nun seinen Schmerz, um eine herrliche Probe seiner Hospitalität abzulegen. Herkules läßt sich endlich überreden, daß die Gestorbene, um welche Admet und die ganze Stadt trauert, nur eine Sklavin gewesen sey, und geht hinein um sich bewirthen zu lassen. Der Chor hat nun (wie Sie leicht erachten können) einen reichen Stoff, die Gastfreiheit Admets zu besingen; und während er sich und den Zuschauern die Zeit solchergestalt vertreibt, werden im Palast die Anstalten zum Leichenbegängniß gemacht. Admet erscheint an der Spitze des Leichenkondukts; der alte Pheres und seine Hausbedienten stoßen von einer Seite zu ihnen, und nun erhebt sich zwischen Vater und Sohn der komische und unanständige Zank, welchen der ehrliche Pater Brumoy so gern entschuldigen möchte, und so schlecht entschuldigt, weil er nicht sah oder nicht sehen wollte, daß des weisen Euripides eigenthümliche Schwachheit ist, keiner Gelegenheit, wo er seine Personen schöne Reden kann halten lassen, widerstehn zu können. Man muß indeß gestehn, wenn die Absicht des Dichters war, durch das Betragen Admets gegen seinen alten Vater den Gedanken in uns zu erwecken, daß ihn der Schmerz über Alcestens Verlust rasend gemacht habe, so hat er seine Absicht vollkommen erreicht. Denn nichts als diese Voraussetzung kann ihn

gegen den Abscheu retten, den er sonst verdiente. Man muß eines von beiden, ein unnatürlicher Bösewicht oder ein Wüthender seyn, um sich gegen einen Vater in diesem Grade vergessen zu können. Aber man muß auch gestehen, daß der Poet besser gethan hätte, uns die Verzweiflung seines Admets durch weniger anstößige Wirkungen zu schildern. Doch dem sey jetzt wie ihm wolle, Admet zieht endlich mit seinem ganzen Gefolge ab, und während daß sie die Leiche verbrennen, unterhält uns ein Bedienter mit einer tragikomischen Erzählung, wie lustig sich der fremde Gast mache, von dem er aus seiner ganzen Aufführung vermuthet, daß er irgend ein Erzspitzbube oder ein Landstreicher seyn müsse. (Denn dieß ist doch wohl in unsrer Sprache das Aequivalent für πανουργον κλῶπα und ληστην τινα?) Der hierauf folgende Dialog zwischen Herkules und dem Bedienten ist abermal durch eine lange moralische Lektion merkwürdig, die der erste dem andern hält, um ihm begreiflich zu machen, wie albern und unanständig es sey, dem Gaste seines Herrn um einer verstorbenen Sklavin willen ein finstres Gesicht zu zeigen. „Hier, komm her, (sagt ihm der Halbgott) ich will dich Weisheit lehren; denn es scheint doch, dieß sey, was du am nöthigsten hast. Weißt du, was es mit dem menschlichen Leben für eine Bewandtniß hat? Ich denke, nein; woher solltest du's auch wissen? Höre mir also zu! Alle Menschen müssen sterben,

und von allen Sterblichen weiß keiner, ob er morgen noch leben wird. Der Lauf des Zufalls ist ungewiß; es giebt keine Regel, keine Kunst, wodurch er voraus gesehen oder geleitet werden könnte. Diesem zufolge, was du jetzt von mir gelernt hast, mache dich lustig, trink, halte nichts für dein, als den gegenwärtigen Tag, alles übrige für des Zufalls. Aber am allermeisten diene Cytheräen, der freundlichsten und wohlthätigsten unter allen Göttern. Alles übrige laß gehen wie es geht," u. s. w. Im Vorbeigehen, wie gefällt Ihnen der Ton und die Moral dieses Euripidischen Herkules? Wenigstens sehen Sie, daß ich den Meinigen nicht nach ihm gezeichnet habe. Der Herkules, den ich schilderte, ist der Herkules des Prodikus, der sich durch die Größe seiner Gesinnungen und Thaten den Weg zum Olympus bahnt. Des Euripides seiner ist der Herkules der schönen Omphale, der immer bereit ist, den Ruhm seines Heldenlebens an das Vergnügen eines Augenblicks zu setzen. Er ist nicht mehr als ein alltäglicher Mensch, da jener sich der Größe der Götter nähert. — Der Bediente kann sich endlich nicht länger halten, dem fremden Bachus-Bruder zu entdecken, wie unzeitig seine Fröhlichkeit sey. Herkules beklagt seinen Irrthum, sagt uns (nach einer Gewohnheit, welche Euripides in allen seinen Stücken heilig beobachtet) von Wort zu Wort vorher, wie er es machen will, um Alcesten wieder zu bringen, und geht ab. Admet

kömmt nun von der Bestattung seiner Gemahlin zurück. Man muß gestehen, es ist viel Natur, viel Rührendes in den Klagen, die er anstimmt. — „Weh mir! Trauriger Gang! Trauriger Anblick meiner verwittweten Wohnungen! Weh mir! Wohin soll ich gehen? Wo werd' ich Ruhe finden? (Was soll ich sagen? was nicht?) O, warum muß ich noch leben? Warum mußt' ich geboren werden? Die Todten, die Todten allein sind glücklich! Alles, was ich liebe, ist bei ihnen! bei ihnen wünsch' ich mir zu wohnen; denn für mich ist der Anblick dieses Tagelichts keine Freude mehr!" Der Chor vergißt, wie leicht zu erachten, seine Schuldigkeit bey einem so schönen Anlaß nicht; er tröstet, er nimmt Antheil; und da nichts verfangen will, wirft er sich in Gemeinplätze — „wer kann wider das Schicksal? Du bist nicht der erste, nicht der einzige;" und was dergleichen feine Sprüchlein mehr sind. Diese Konversazion zwischen Admet und dem Chor, worin jener (wenn die Reihe an ihn kömmt) mit vieler Wohlredenheit jammert, und dieser sehr plattes Zeug sagt, dauert nun ziemlich lange fort, und, die Wahrheit zu sagen, ich begreife nicht, wie es die Athener machten, um diese sogenannten Antistrophica schön zu finden. Urtheilen Sie selbst davon, mein Freund; hier ist eine kleine Probe:

Chor I. Komm herbei, herbei! Verbirg dich ins Innere des Palasts!

Admet. Aeh, äh!

Chor 2. Unglück verdient wohl, daß du ächzest.

Admet. He! he!

Chor 3. Der Schmerz überwältigt dich, wie ich sehe.

Admet. Pheu! pheu!

Chor 4. Aber deiner Verstorbenen kannst du nicht helfen.

Admet. O! Weh mir! weh mir!

Chor 5. Das wonnevolle Anschauen einer geliebten Gattin auf immer verloren zu haben, ist freilich traurig.

Nun perorirt Admet eilf Verse lang. Er wünscht — daß er nie eine Frau genommen hätte — daß er keine Kinder hätte! „Weib, Kinder zu verlieren, ist unleidlich," sagte er, „und wird noch unerträglicher durch den Gedanken, daß es ja nur bei uns stand, keine Kinder zu zeugen, keine Frau zu nehmen." — Sie sehen, dieser Admet bleibt sich immer gleich; immer ist es ihm nur um sich selbst zu thun. Einem zärtlichen Herzen würde selbst in der höchsten Wuth der Schmerzen der Wunsch, den er thut, unmöglich seyn. Freilich ist alles, was er sagt, Natur; aber platte, rohe ostadische Natur! Und lassen Sie uns die Schuld davon nicht auf die Griechen, nicht einmal auf die Einfalt seines Zeitalters schie-

ben, wie Brumoy gethan hat. Aeschylus und Sofokles waren auch Griechen! Und ist nicht Euripides selbst, wenn er will, ein beinahe eben so großer Schöpfer idealischer Formen, als jene?

So wie Admet fertig ist, fängt der Chor seine Antistrophe an, und Admet antiphonirt jeder Zeile des Chors wieder sein voriges Aeh, äh! He, he! Pheu, pheu! und o weh mir, weh mir! — Nehmen Sie jetzt noch an, daß die Musik der Griechen nichts besseres gewesen sey, als was Meibomius daraus macht, und stellen Sie Sich dann vor, was diese Strophe und Antistrophe für eine Wirkung gethan haben mag!

Euripides läßt im dritten Akt Alcestens Leichnam verbrennen; und im fünften bringt Herkules sie mit Leib und Seele wieder zurück. Ihre Seele hat er dem Orkus abgejagt; dieß geben wir zu; aber wie diese Seele ihren vorigen Leib, nachdem er in Asche verwandelt worden war, wieder bekommen konnte, ist und bleibt unbegreiflich. In meiner Alceste geht die Wiedervereinigung der aus dem Elysium zurückgebrachten Seele vor, eh ihr Leib noch zerstört worden ist. Immer bleibt zwar etwas Wunderbares in der Sache, wovon man uns das Wie nicht zeigt: Aber die Imaginazion findet doch in die-

sem Fall ungleich weniger Schwierigkeit als in jenem. Es ist wahr, das Wunderbare steigt durch die Höllenfahrt des Herkules. Wir begreifen weder, wie er den Weg in den Tartarus gefunden, noch wie er ein so großes Abenteuer in so kurzer Zeit vollenden konnte. Aber gleichwohl mangelt es uns nicht an Vorstellungen, womit wir unsre Einbildung, wo nicht befriedigen, doch zum Schweigen bringen. Herkules ist ein Halbgott; man ist gewohnt, außerordentliche und übermenschliche Thaten von ihm zu sehen; es ist nichts zu schwer, das man ihm nicht zutraute. Dieß ist etwas; aber der Dichter — dem die Natur einige Blicke in das menschliche Herz gegönnt hat — sah, daß er noch mehr thun konnte. Er läßt Admeten eine Frage an den Herkules thun, die er gleichsam im Namen aller Zuschauer thut: und Herkules beantwortet sie auf eine Art, welche keiner Widerrede Raum läßt.

— — Sage,
Den Göttern gleicher Freund, wie konntest du
Lebendig in den ungangbarn Sitz
Der Schatten dringen? O, erkläre mir
Ein Wunder, das mir noch in diesem Augenblicke,
Da ich's mit Augen sah, mit Händen fühle,
Unglaublich ist.

Dieser Unglaube, dieser Vorwitz des Admet

thut die glücklichste Wirkung; er kommt den Einwendungen der Zuschauer zuvor, und erstickt sie gleichsam auf ihrer Zunge. Aber die Antwort des Herkules verschließt beiden den Mund auf immer:

Begehr' es nicht zu wissen!
Ein heil'ger Schleyer, den die Götter selbst
Nicht wegzuziehen wagen, liegt
Auf den Geheimnissen des Geisterreiches.
Der Eumeniden Hand schließt meinen Mund.
Genug für dich, daß dir Alceste wieder
Gegeben ist. Geneuß der wundervollen Wohlthat
Der Götter, Freund, und feßle deinen Vorwitz!

Sie wissen, mein Freund, daß dieß völlig nach den Begriffen der Alten gesprochen ist; und diese Begriffe sind gewissen wesentlichen Empfindnissen der Menschen so angemessen, daß die Antwort des Herkules selbst für uns etwas Täuschendes hat, welches uns das Unglaubliche in der Sache verbirgt — und dieß ist doch alles, was man bey einer Fabel, wie diese, von dem Dichter fordern kann.

Diese Beurtheilung der Alcestis ist ein Auszug aus den Briefen über das neue Singspiel Alceste, welche Wieland in dem Jahrgange 1773 des Deutschen Merkurs dem Publikum vorlegte. Sie

durfte in einer Sammlung der Werke Wielands um so weniger fehlen, da ihrer in vielen Schriften über Euripides und dessen Alcestis gedacht wird, und sie überdieß zufällig auf den Gang der literarischen Kultur in Deutschland einen sehr wichtigen Einfluß gehabt hat. Bekanntlich trat Göthe in dieser Beziehung als Wielands Gegner auf, und ohne dieß würden wahrscheinlich Göthe und Herder nie nach Weimar gekommen seyn. Von allem diesem jedoch an einem andern Orte. Hier werde bloß noch bemerkt, daß der, welcher seinen Scharfsinn an der ästhetischen Kritik üben will, wohl thun wird, Glo. Ad. Wagners Commentatio de Alcestide Euripidea vor seiner Ausgabe der Alcestis Euripidea Leipz. 1800. zu vergleichen. (Man sehe auch noch das S. 32. Anmerk. 45. Angeführte.)

A. W. Schlegel über dramat. Kunst u. Literatur Bd. 1. S. 245. sagt: „Von Seiten schöner Sittlichkeit ist vielleicht kein Stück des Euripides so sehr zu loben, als die Alceste. Ihr Entschluß zu sterben und ihr Abschied von ihrem Gemal und Kindern ist schmerzlich entzückend dargestellt. Auch die Enthaltsamkeit, daß er die aus der Unterwelt zurückgeführte Heldin durchaus nicht reden läßt, um nicht den geheimnißvollen Vorhang vor dem Zustande der Todten wegzuziehen, muß sehr hoch angerechnet werden. Freilich ist Admet, und besonders sein Vater,

mit ihrer selbstischen Liebe zum Leben sehr aufgeopfert, auch Herkules zeigt sich Anfangs derb bis zur Rohheit, und erst nachher edler und seiner würdig, endlich wieder jovialisch, da er mit dem Admet seinen Scherz treibt, und ihm seine verschleierte Gattin als eine neue Braut zuführt."

---

c.

Wielands Uebersetzungen Euripideischer Tragödien.

In dem Attischen Museum wollte Wieland Uebersetzungen liefern von des Euripides Jon, Helena, beiden Ifigenien, Hippolytus und Medea. Nur von den beiden ersten Stücken hat er sie geliefert:

Jon in des vierten Bandes drittem Hefte.
Helena im Neuen Attischen Museum Bd. I. Hft. I.

Die Uebersetzung des Jon, sagt er selbst, sollte die Leser in den Stand setzen, den damals (1802) viel besprochenen Schlegelschen Jon mit dem Jon des Griechischen Meisters vergleichen und mit eignen Augen sehen zu können, wie beide denselben Stoff bearbeitende Künstler und ihre Werke sich gegen einander verhalten; eine Vergleichung, welche, mit reinem Sinn für das Wahre, Schöne und Gezie-

mende angestellt, für Freunde und Jünger der Kunst nicht anders als unterhaltend und lehrreich seyn kann.

Schon seine dem Stück hinzugefügten Erläuterungen haben zum Theil den Zweck, eine solche Vergleichung einzuleiten, noch mehr befördert Wieland die Erreichung desselben durch eine eigne Abhandlung:

Grundriß und Beurtheilung der Tragödie Jon des Euripides,

welche das Neue Attische Museum (1805) eröffnet. Man vergleiche hiemit Lessings filologischen Nachlaß geordnet von Fülleborn im dritten Theil von Lessings Leben S. 259. fgg. u. A. W. Schlegel a. a. O. S. 246.

Eben so lieferte er im 2ten Bande des Neuen Attischen Museums einen

Grundriß und Beurtheilung der Helena des Euripides.

Die polemische Tendenz, welche Wieland bey der ersten Abhandlung hatte, dürfte wohl, eben so versteckt, dem zum Grunde liegen, was Schlegel über diese Helena urtheilt S. 261.

d.

Einzelne Bemerkungen.

Ich weiß sehr wohl (und wie könnt' ich es nicht wissen?) daß Reden und Gegenreden in einzelnen Jambischen oder Trochäischen Versen eine den alten Tragikern gewöhnliche Form sind: aber daß sie von dieser Form immer nur dann Gebrauch machen, wenn sie einen bestimmten Grund dazu haben, darin liegt das Nachahmungswürdige. Grundr. d. Jon S. 23.

Wer den Euripides kennt, weiß, daß er eine so schöne Gelegenheit, seine Stärke in der dramatischen Redekunst zu zeigen, nicht unbenutzt läßt.

Die Reden, die er der Helena und dem Menelaos, über deren Leben oder Tod Theonoë in diesem Augenblick entscheiden soll, unter die vorzüglichsten und mit der meisten Kunst ausgearbeiteten von allen, woran seine Tragödien so reich sind, und um deren willen Quintilian seinem Schüler in der Kunst öffentlich zu reden das Lesen des Euripides vor allen andern Tragikern empfiehlt. Besonders verdient bewundert und nachgeahmt zu werden, wie meisterhaft er

jede dieser Personen, in einerley Angelegenheit und zu einerlei Zweck auf eine ganz verschiedene, ihrem Geschlecht und persönlichen Charakter zukommende Weise sprechen läßt. Grundr. d. Helena S. 48. fg.

Diese Stellen, verglichen mit dem, was Schlegel S. 216 — 218. hierüber urtheilt; möchten sie doch einen unbefangenen ästhetischen Kritiker zu einer detaillirten Beurtheilung veranlassen! Nur in dieser Absicht sind sie hier ausgehoben worden.

F.

1.

Jacob le Fevre von Etaples. *)

(Faber Stapulensis.)

1777.

Dieser jetzt selten mehr genannte Mann behauptet einen der obersten Plätze unter den ehmaligen Bekämpfern der mönchischen und scholastischen Barbarey in Frankreich und gehört also in so fern mit dem Reuchlin, Erasmus, Agrippa, Vives, u. s. w. in Eine Klasse. Er war ein heller Kopf, der sich viel Mühe gab den bessern Sinn und Geschmack im Studiren auszubreiten, und die Jugend zu den Quellen

*) Jacques le Fevre ward um das Jahr 1435. zu Estaples bei Amiens geboren, und war Großvikar des Bischofs von Meaux.

wahrer Gelehrsamkeit anzuführen; aber eben dadurch, und weil er bey Gelegenheit weder der Dummheit in Kutten, noch der Unwissenheit unter Doktorhüten schonte, dem Pöbel der damaligen Filosofaster und Theologaster sich schlecht empfahl. In desto größerm Ansehen stand er bey allem, was in und außer Frankreich gesunder dachte und dem aufgehenden Tage mit Sehnsucht entgegen sah; vornehmlich bei König Franz dem Ersten selbst — dem der Beinahme le Père des Lettres mehr Ehre macht, als Ludwig dem Vierzehnten der Beinahme des Großen — und bey dessen Schwester, der berühmten Königen von Navarra. Seine hauptsächlichsten Verdienste waren, daß er den Aristoteles und die heilige Schrift besser verstund und auslegte, als es zu seiner Zeit auf der Universität zu Paris Mode war. Seine Lateinische Uebersetzung der Briefe der Apostel mit kritischen Anmerkungen machte viel Aufsehens; doch wurde er hierin bald von Erasmus verdunkelt, der noch hellerer Kopf war und ungleich schöner schrieb.

Es ist schon bei Agrippa von Nettesheim des großen Lermens gedacht worden, der sich Anfangs des 14ten Jahrhunderts in Frankreich wegen der drei Ehemänner der heil. Anna erhob. Agrippa war in diesem Streite nur der Sekundant von le Fevre, seinem Freunde; denn dieser war es eigentlich, der die Entdeckung gemacht hatte,

daß die heil. Anna nur einen Mann gehabt. Damals brauchte es nichts, als daß ein gelehrter Mann sich irgend eine solche kleine Historiko-Kritische Freiheit herausnahm, um sich alle schwarzen und braunen Kaputzen der Christenheit über den Hals zu ziehen. Allein le Fevre ließ es nicht dabei bewenden. Nicht zufrieden, die drei Männer der heil. Anna auf einen reduzirt zu haben, unternahm er nun auch im Gegentheil, aus der einzigen Maria Magdalena drei ganz verschiedene Personen zu machen. Die gemeine herrschende Meinung war bisher gewesen, Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus, die Maria, aus welcher Christus sieben Teufel ausgetrieben, und die ungenannte Sünderin im 7ten Kapitel des Evangelisten Lukas seyen nur Eine Person gewesen, nämlich die heil. Maria Magdalena, die (sonderlich als schöne Büßerin) seit der Wiederherstellung der Künste immer ein Lieblingssujet der christlichen Maler gewesen ist. Le Fevre untersing sich, diese Meinung zu bekämpfen, ungeachtet sie die Autorität des Römischen Breviers auf ihrer Seite hatte. Seine Gründe sind ein paar hundert Jahre später so gewichtig gefunden worden, daß viele gelehrte Geistliche unter den Katholischen kein Bedenken getragen, sie öffentlich als wahr zu behaupten. Aber damals wurde le Fevren ein großes Verbrechen daraus gemacht, und die Sache für wichtig genug gehalten, daß einer der ersten Theologen der-

selben Zeit, der berühmte Doktor Fischer, Bischof von Rochester, sich in eigner Person an die Spitze der Mönche und Doktoren stellte, und ein mächtiges Buch für die Einheit der drei Marien schrieb, worin er mit dem kleinen le Fevre wie mit einem Renegaten zu Werke ging. In der That, wenn man die Vorurtheile seiner Zeit bedenkt, war das Unterfangen des kleinen le Fevre höchst verwegen. Aber was die Sache vollends verdarb, war, daß er sein Büchlein gerade um die Zeit publizirte, da Luther im Herzen Deutschlands sich gegen den Ablaß-Handel, einen der einträglichsten Zweige des damaligen Römischen Kommerziums auflehnte. Solche Neuerungen waren pessimi exempli, und man konnte sie, wie die Umstände lagen, unmöglich mit der untheilnehmenden Gelassenheit ansehen, womit man in unsern Tagen kritische Fragen von ungleich höherem Belang anzusehen pflegt. Le Fevre war damals schon ein Mann von achtzig Jahren; aber, dieses hohen Alters und seiner sehr kleinen Statur ungeachtet, noch ein rüstiger Mann, und — ohne sich gleichwohl öffentlich von der katholischen Kirche zu trennen — der damals, unter dem Schutze der nachmaligen Königin von Navarra, in Frankreich sehr überhand nehmenden Partei der Reformatoren nicht wenig förderlich. Im Jahre 1523. vermehrte er die großen Klagen, welche die Sorbonne bereits über ihn zu führen hatte, durch eine Französische Uebersetzung

der vier Evangelisten, die von den Laien begierigst aufgenommen und häufig gedruckt wurde. Nun wüthete nicht nur der große Klopffechter Natalis Beda oder Bedda, ein Picarder und ein Doktor der Sorbonne, der sich oft dem König Franz I. selbst furchtbar machte, in Zentner schweren Streitschriften wider ihn: sondern die hochgedachte Fakultät selbst schritt endlich zu seiner öffentlichen Degradazion (denn le Fevre hatte die Ehre ein Doktor der Sorbonne zu seyn) und da, auf derselben Anstiften, auch das Parlament seinen Arm gegen den guten alten Mann erhob, möcht' es ihm übel ergangen seyn, wenn König Franz nicht selbst (aus der Gefangenschaft, worin ihn Karl V. damals hielt) an das Parlament geschrieben, und diese Sache seinem eigenen Erkenntniß vorbehalten hätte. Bei alledem war für einen Mann von beinahe 90 Jahren, der sein Leben noch liebte und (wie Erasmus) nicht nach der Märtyrer-Krone strebte, das rathsamste, sich zurückzuziehen, und die gute Sache von jüngern und muthigern Kämpfern ausfechten zu lassen. Dieß war es auch, was le Fevre that. Er verließ Paris, zog nach Meaux zu dem gelehrten Bischof Wilhelm Brissonet, der die Reformazion eine Zeitlang sehr begünstigte; da ihn die Franziskaner auch von da vertrieben, nach Blois, und zuletzt nach Guyenne, wo er zu Nerac, unter dem unmittelbaren Schutze der Königin Margaretha, seiner großen Gönnerin,

und im vertrauten Umgang mit den frommen und gelehrten Männern von der Hugonottischen Partei, welche diese Fürstin um sich hatte, den Rest seines Lebens in Frieden zubrachte, und im Jahre 1537 beinahe hundert Jahre alt beschloß, nachdem er in einem mündlichen Testamente seinen Freund Gerard Rossel zum Erben seiner Bücher, und die Armen zu Erben aller seiner übrigen Verlassenschaft eingesetzt hatte.

2.

Johann Fihard. *)

(geb. 1511. gest. 1581.)

1776.

Unter den vortrefflichen Männern von allen Klassen, welche die Reichsstadt Frankfurt seit mehrern Jahrhunderten hervorgebracht, ist dieser Rechtsgelehrte einer der hervorstechendsten. Er war ein Schüler des damaligen großen Rechtsgelehrten, Ulrich Zasius, der in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die Zierde der hohen Schule zu Freyburg war,

*) Schon Jördens — Lexikon I. 543. — hat gewarnt, diesen Frankfurter Rechtsgelehrten nicht mit dem gleichnamigen und gleichzeitigen satyrischen Dichter, dem Rechtsgelehrten aus Straßburg (geb. 1550) zu verwechseln, wie geschehen ist von Dav. Clement in der Bibl. cur. Bodin. IV. 404., von Küttner in den Charakteren Deutscher Dichter und Prosaisten, und von Leon. Meister in der Charakteristik Deutscher Dichter.

und (wie Fihard von ihm zu rühmen pflegte) noch als ein 70jähriger Greis so viel Feuer des Geistes und Lebhaftigkeit im Vortrag besaß, daß kein anderer seines Ordens in Deutschland und Italien ihm hierin den Vorzug streitig machen konnte. Fihard, der in der Schule zu Frankfurt einen guten Grund in den gelehrten Sprachen und filologischen Kenntnissen gelegt hatte, erwarb sich zu Freyburg die vorzügliche Liebe und Fürsorge des alten Zasius, und machte sich derselben so gut zu Nutz, daß, nachdem er etliche Jahre dem Kanonischen und Römischen bürgerlichen Recht (auf welche in jenen Zeiten die Rechtsgelehrtheit sich einschränkte) unter einem so geübten Anführer mit großem Fleiß obgelegen, er nebst seinem Mitschüler, Johann Sichard von Bischoffsheim (in der Folge ebenfalls einem der verdienstvollen Männer seiner Zeit), im Jahr 1531 als ein Jüngling von 19 Jahren den Doktorhut aus desselben Hand zu empfangen würdig war, und durch seine Geschicklichkeit und Wohlredenheit schon in solcher Jugend aller Augen auf sich zog. Er übte sich hierauf eine Zeitlang in der Praxis an dem damals zu Speyer befindlichen höchsten Reichsgerichte; besuchte sodann die berühmtesten Rechtsschulen in Italien, besonders die zu Padua und Bologna, welche damals vorzüglich blühten; erweiterte daselbst seine Kenntnisse in allen Theilen der Gelehrsamkeit, und kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück, welche nicht

säumte sich die Geschicklichkeit eines so vorzüglichen Mitbürgers zuzueignen, indem sie ihm die Würde eines Stadtschreibers und Syndikus im Jahr 1537 anvertraute. Er verwaltete dieses in Reichsstädten so wichtige Amt 44 Jahr mit größtem Ruhm; machte sich während dieser Zeit unvergeßliche Verdienste um seine Vaterstadt, durch die Geschicklichkeit, Klugheit und Thätigkeit, womit er, in den damals so außerordentlich verwickelten, Gefahr- und arbeitsvollen Zeitläuften, die wichtigsten Geschäfte (besonders auch die durch die Reformazion veranlaßten neuen Einrichtungen) zu Stande bringen half, und starb endlich mit dem Nachruhm, eine Zierde seiner Stadt und einer der ersten Männer seines Jahrhunderts in seinem Fache gewesen zu seyn, im Jahr 1581 im 70sten Jahre seines Alters. Unter seinen vielen juristischen Schriften wird sein Tractatus Cautelarum vorzüglich geschätzt. Er schrieb auch eine Biografie der neuern Rechtsgelehrten von Irnerius an bis zu seinem Lehrer Zasius, und andere zur Rechtsgeschichte gehörige Werke. Zu bemerken ist's, daß er auch seine Stärke in der Griechischen Sprache durch Lateinische Uebersetzung einiger Schriften des Galenus zeigte. Denn schon damals, und vorzüglich damals, war das Studium der Griechischen Sprache und Literatur eine wesentliche Erforderniß, um den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und selbst unter den großen Geschäfts-Männern

des 16ten Jahrhunderts wird man wenige nennen können, die der Sprache Homers und Platons unkundig gewesen wären. Ich hätte sehr gewünscht, etwas umständlicheres und spezielleres von dem Leben und Charakter eines solchen Mannes sagen zu können; muß es aber aus Mangel der Materialien hiezu (womit ich von Frankfurt aus vielleicht hätte versehen werden können) bei dieser kurzen Nachricht bewenden lassen. Die Bildnisse, die man zu Frankfurt a. M. noch von ihm hat, zeigen ihn als einen Mann von hellem Sinn, unbefangnem Verstand, großer Festigkeit, Feinheit, Mäßigung und Bonhommie, wiewohl bei vielem Feuer; und ich bemerke daran vorzüglich eine Art von scharfem, sicherm und feinem Blick, der die großen Rechtsgelehrten ganz eigen charakterisirt.

3.

Fracastor.

1777.

Hieronymus Fracastor, ein edler Veroneser (geboren im J. 1483 gestorben auf seinem Landgut, unweit Padua im J. 1553), ist unter den Aerzten, die zugleich Dichter waren, von Seiten des poetischen Talents unstreitig der erste — und der einzige; der ihm diesen Lorbeer vielleicht streitig machen könnte, würde schwerlich günstig von der Beurtheilungskraft desjenigen denken, der die Alpen über die Siphylis setzen wollte. Fracastor widmete sich den beiden Künsten, die ehmals unter Apollo's Schutz standen, aus Neigung. Er war ein Mann von kontemplativer Gemüthsart, ohne Ehrgeiz, ohne Projekte, mit wenigem vergnügt; ein Feind des Geräusches und der Zerstreuungen der großen Welt, aber ein muntrer angenehmer Gesellschafter im vertraulichen Zirkel seiner Freunde. Da er die Unabhängigkeit liebte, für keine Familie zu sorgen hatte, und sein Erbgut für die Mäßigkeit seiner Bedürfnisse und Wünsche hin-

reichend fand, so übte er die Arzneykunst unentgeltlich aus, um dieß edle Vergnügen Gutes zu thun so rein als möglich genießen zu können. Aber während der Kirchenversammlung zu Trident, wo er sich (nach Sleidans Bericht) als bestellter Arzt der heiligen Väter aufhielt, empfing er aus der päpstlichen Kammer einen monatlichen Gehalt von 60 Goldgülden. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Erforschung der Beschaffenheit und Heilungsart der verzweifelten, wenigstens den meisten Aerzten seiner Zeit unheilbaren Krankheiten, der ansteckenden Fieber und des Neapolitanischen Uebels, welches im 16ten Jahrhundert so grausame Verwüstungen besonders im südlichen und westlichen Europa anrichtete, und so bösartig war, daß es sich, wie die Kinderpocken, sogar durch die bloße Ausdünstung einer damit angesteckten Person, Berührung ihrer Kleider u. dergl. mittheilte. Sein aus langwierigem Studium und großer Erfahrenheit entstandnes Werk über die ansteckenden Krankheiten und ihre Heilart und die Erfindung des unter dem Namen Electuarium Diescordii bekannten Arzneymittels haben ihm eine Stelle unter den Aerzten, die zur Vervollkommnung der wichtigsten aller Künste beigetragen — so wie sein berühmtes Gedicht, Siphylis oder Poema de Morbo Gallico Libri III., den ersten Platz unter den neuern Lateinischen Dichtern erworben. So urtheilen wenigstens die größten

Kenner, ein Vossius, ein Rapin, ein Gravina, und andre davon, und selbst Julius Cäsar Scaliger *) kann sich nicht entbrechen es ein göttliches Gedicht zu nennen. Mein Gefühl wenigstens stimmt völlig mit dem Urtheil des Gravina **) überein, der es Virgils vollkommenstem Werke, den Georgicis, an die Seite setzt; und mit Rapin, der es in seinen Reflex. sur la Poetique allen andern Gedichten der neuern Lateinischen Dichter Italiens vorzieht. Ich begreife nicht, in welcher Laune der Verf. der Nouvell. de la Republ. des Lettres gewesen seyn mag, als er meinte: man hätte Mühe, dem Fracastor zu verzeihen, daß er über eine so garstige Krankheit, und die er bloß als Arzt hätte traktiren sollen, ein so schönes Gedicht gemacht habe. ***) Ich sehe nichts was da zu verzeihen seyn soll, wenn man bedenkt: daß dieß Süjet damals für ganz Europa, und besonders für Italien unendlich wichtig war — daß der Dichter selbst solches mit desto größerer Wärme bearbeitete, da er in weiser und glücklicher Heilungsart dieser Krankheit vielleicht der Erste seiner Zeit war, und den Beinamen des

---

*) Poetica (VI. p. 754.)

**) Della ragione poetica c. 36.

***) Mois de Fevrier 1687.

Glücklichen deßwegen erhalten hatte — und überdem nichts schwereres war, als ein so ekelhaftes und grauenhaftes Süjet mit so viel poetischem Talent, Geschmack und Delikatesse, wie er gethan hat, zu behandeln, und es dadurch zu einer Quelle der feinsten Ergötzung des Geistes zu machen; daß eben diese Schwierigkeit und die Neuheit der Materie, die eine solche Menge noch unberührter Gedanken, Bilder und Schilderungen darbot, einen besondern Reiz für ein wahres Dichter-Genie haben mußte; — und endlich, daß es wahres Verdienst um die Menschheit war, in einer Zeit, wo die Erhaltung unzähliger Familien und ganzer Nazionen bei diesem verhaßten und scheußlichen Gegenstande interessirt war, die nöthigsten und gemeinnützlichsten Kenntnisse über denselben durch die darüber ausgegossene Grazien der Poesie und unter einem so angenehmen Vehiculum einer desto größern Anzahl von Personen beizubringen. Auch gereicht es gewiß dem Fracastor zum höchsten Lobe, daß er dieses mit den schlüpfrigsten Gegenständen so nahe verwandte Süjet mit einer so jungfräulichen Sittsamkeit zu behandeln gewußt, daß die keuscheste der Musen es der Diana selbst mitten im Chor ihrer Jungfrauen hätte vorlesen dürfen.

Uebrigens verdient noch als ein sonderbarer Zufall in Fracastors Leben bemerkt zu werden, daß seine Mutter, da sie ihn als ein noch kleines Kind auf den

Armen trug, vom Blitz getroffen und auf der Stelle getödtet worden, ohne daß er selbst den mindesten Schaden dabei genommen; ein Fall, der gewiß unter die seltensten gehört, und vielleicht ohne Beispiel ist. *)

*) Der Herausgeber kennt jedoch aus eigner Erfahrung ein ähnliches Beispiel, wo der Blitz eine säugende Mutter tödtete, das herabgefallene Kind aber leben blieb.

G.

1.

Galiani.

1800.

Schon vor vielen Jahren pries ich die Dialogues sur le commerce des blés im Danischmend (Kap. 15.) gelegentlich als eines der lehrreichsten und zugleich witzigsten und interessantesten Bücher unsers ganzen Jahrhunderts an. Ich hätte mit Beistimmung aller, die in Sachen dieser Art eine Stimme haben, sagen können: sie verdienten sowohl wegen des Inhalts als der Form eine der ehrenvollsten Stellen unter den klassischen Werken, welche, als solche, Allen Nazionen und Zeiten angehören. Der Verfasser (bekanntermaßen einer der hellsten Köpfe und der geistvollsten Schriftsteller, deren Italien sich zu rühmen hat) weiß, aus Gelegenheit des Hauptumstandes dieser Gespräche, die

wichtigsten Probleme der Staats- und Regierungskunst, von deren Auflösung die Entscheidung desselben abhängt, auf eine so feine Art herbeizuführen, den ernsthaftesten und verwickeltesten Untersuchungen durch die Leichtigkeit der Behandlung und die Anmuth der Einkleidung das Trockne und Langweilige, ohne Abbruch der Gründlichkeit, so geschickt zu benehmen, kurz, einen Stoff, der zu einer Konversazion mit solchen Personen, wie hier redend eingeführt werden, wenig geeigenschaftet scheint, so viel Neues, Anmuthiges und Unterhaltendes zu geben, daß der Leser sich immer angezogen und festgehalten fühlt, und indem er bloß zum Vergnügen zu lesen fortfährt, sich am Ende unvermerkt weiser und über eine Menge Dinge von der größten Wichtigkeit, worüber er vorher im Dunkeln tappte, gründlich aufgeklärt und unterrichtet findet. Aber auch ohne den Werth der abgehandelten Sachen in Anschlag zu bringen, und in bloßer Rücksicht auf die Komposizion dieser Gespräche, zähle ich sie unter die vorzüglichsten Meisterstücke und Muster der (noch viel zu wenig unter uns gekannten) Kunst des Dialogs, und weiß ihnen (wenigstens unter den Neuern) außer den Moralists des Grafen von Shaftesbury kein anderes Werk des Genies an die Seite zu setzen.

Von dem als Filosofen, Staatsmann, Alterthumsforscher und Humanisten rühmlich bekannten Abbé Ferdinand Galiani (geb. zu Chieti in Abruzzo 1728. und gest. d. 30. Okt. 1787. zu Neapel) gab Diodoti eine Lebensbeschreibung heraus (Vita dell' Abbate Ferdinando Galiani, Napoli 1788), und Wieland ließ aus derselben durch Jagemann einen Auszug verfertigen, der in dem August- und Septemberstück des Deutschen Merkurs vom Jahre 1789 enthalten ist. Von S. 266. an findet man die Geschichte jener eben so interessanten als merkwürdigen Dialogen, über die auch Voltaire in Entzücken gerieth. Dans ce livre, il me semble, schreibt er an Diderot, que Platon et Molière se soient reunis pour composer cet ouvrage. — — On n'a jamais raisonné ni mieux, ni plus plaisamment. Diese Dialogen erschienen zuerst London 1770, und Diderot besorgte die Herausgabe.

2.

Angelinus Gazey.

(Auszüge aus dessen geistlichen Rekreazionen.)

1777.

Der Jesuit Angelin Gazey (oder Gazée), ein Niederländer aus der Grafschaft Artois, lebte zwischen den Jahren 1568. und 1630., in welchen letztern er als Präfekt der Klassen im ehemaligen Jesuiter-Kollegium zu Lüttich verstarb. Er hatte zwei Brüder, von denen der eine ein Benediktiner und der andere ein Franziskaner war. Alle drei haben sich unter den Religiosen ihres Ordens und ihrer Zeit hervorgethan; der Benediktiner als ein Mystiker, der Franziskaner als ein berühmter Prediger, der Jesuit als Lateinischer Dichter und geistlicher Spaßmacher. In dieser letzten Qualität schrieb er das Buch, von dessen Schnurren jetzt die Rede seyn soll. Es war im vorigen Jahrhundert, und ist in manchen Gegenden vielleicht noch jetzt, das allgemeine Lesebuch zur Gemüthsbelustigung in den Niederländischen, Deutschen und

Französischen Klöstern; und wenn derjenige, der seinen Nebenmenschen, besonders solchen, die wenig Freude in der Welt haben, ein unschuldiges Vergnügen verschafft, als ihr wahrer Wohlthäter anzusehen ist, so ist gewiß das Verdienst des ehrlichen Pater Angelin nicht verächtlich.

Die wenigsten von meinen Lesern gehören zwar in die Rubrik, für die er eigentlich geschrieben hat: aber ich bin gewiß, daß auch Weltleute, wiewohl es ihnen an anderer Kurzweil nicht fehlt, mir's Dank wissen werden, daß ich ihnen die lieblichsten Blümchen aus diesem Buch (das ohne Zweifel den Meisten von ihnen unbekannt war, zu genießen gebe. Ich kenn' es zwar selbst nur aus der Französischen Uebersetzung, die zum Titel hat: Les pieuses Recreations du Père Angelin Gazée, de la Compagnie de Jesus: Oeuvre remplie de saintes joyeusetés et divertissements pour les ames devotes, mis en François par le Sieur Remy, à Rouen 1647. Es ist aber auch daran zu meinem Vorhaben genug. Diese heiligen Joyeusetés, womit der gute Mann in beneidenswürdiger Einfalt des Herzens, die andächtigen Seelen seiner Zeit belustigte, bestehen in einem halbhundert Erzählungen, (die, wiewohl meistens aus Quellen geschöpft, welche bei den R. K. Ordensleuten in Ansehen stehen) ich will nicht sagen so viel als Kindermährchen, aber doch, wie man sehen wird, gewiß so kurzweilig sind, und zum Theil noch kurz=

weiliger als irgend ein Conte in den hundert Contes der Königin von Navarra. Was sie vor vielen komischen Erzählungen voraus haben, ist, daß sie sehr unschuldig, und, was sie mit allen andern gemein haben, daß sie sehr erbaulich sind, in so fern sich die Leser in der Verfassung befinden, die der gutherzige Dichter voraussetzt. Ist dieß nicht, so kann P. Angelin und sein Buch nichts dafür, und es geht ihm dann bloß wie allen andern rekreirenden Schriftstellern in der Welt. Die Helden seiner Erzählungen sind berühmte Heilige, oder wenigstens fromme Mönche, und der Teufel macht die lustige Person. Man weiß, daß dieser böse Feind, der uns andern Weltkindern so gefährlich ist, über Personen, zumal von religiösem Stande, die zu einem gewissen Grade der Heiligkeit gekommen sind, so wenig Gewalt hat, daß er vielmehr ihr Sclave wird, mit dem sie anfangen können was sie wollen. Zur Bestätigung dieser Wahrheit erzählt P. Angelin folgende Historie:

Ein unbesonnener junger Teufel vermaß sich (wie die Jugend übermüthig ist) mit einem alten wohlerfahrnen und weltklugen Teufel, um hundert Prügel zu wetten, daß er dem heil. Dominikus einen Streich spielen wolle. Als die Wette angenommen war, schlich sich unser Naseweis in Gestalt eines Affen bei dem Heiligen ein, und bemühte sich, ihn durch tausend

närrische Posituren und Gaukeleien in seiner Beschäftigung zu zerstreuen. Der heil. Dominikus schrieb immer fort, und sagte kein Wort. Der kleine Teufel erschöpft alle mögliche Grimassen und Affenstreiche; doch alles umsonst. Endlich wird er ungeduldig, vergißt allen Respekt, der ihn vorher noch einigermaßen zurückgehalten hatte, und springt auf den Tisch. Der heilige Vater wirft einen furchtbaren Blick auf ihn ... „Da steh', spricht er, und halt' mir diese Kerze!" Der arme Teufel steht ganz verblüfft da, hat das Herz nicht, sich zu rühren, und unterwirft sich demüthiglich dem Amt eines Kerzenstocks. Es verdrießt ihn gräulich, daß er sich so in seiner eignen Schlinge gefangen haben soll; er seufzt in sich hinein, schneidet ein Fratzenmaul, beißt sich in die Zunge; inzwischen brennt die Kerze herab, und es ist nur noch ein klein Stümpfchen übrig. „Hola ho! Herr Teufel (ruft P. Angelin), die Finger in Acht genommen!" — Der Teufel will die Kerze ausblasen, aber sie erlöscht nicht; das Feuer packt an und hat ihm bereits die Klauen weggebrannt: er heult abscheulich, ruft die ganze Hölle um Hülfe, aber alles vergebens. Der heil. Vater hält die höllischen Mächte in Respekt, und der junge Teufel ist dahin gebracht, daß er um Gnade bitten muß. Endlich (da der Heilige vermuthlich des Gestanks genug hatte) wird ihm erlaubt sich zu entfernen; er flieht, kommt mit verbrannten Pfoten in

die Hölle zurück, und kriegt noch die verwetteten hundert Prügel oben drein; zur Warnung für ihn und alle jungen Gelbschnäbel seinesgleichen, sich nicht an den Gewaltigen, die über die Geister Macht haben, reiben zu wollen!

Hier ist eine andere Historie, an der sich die Damen spiegeln mögen. Der Pfarrer in einer Kirche zu Mainz hielt an einem Sonntage das Hochamt vor seinen Pfarrgenossen. Indem tritt mit großem Geräusch eine sehr prächtig geputzte Dame in die Kirche, und stört alle Anwesenden in ihrer Andacht; der eine bewundert ihren Kopfputz, ein anderer den reichen Stoff ihres Kleides, und alle zusammen finden nichts prächtigeres als den langen Schweif, den sie hinter sich her schleppt. Der Seelenhirt erseufzt über den Leichtsinn seiner Heerde, faßt aber sogleich den Entschluß, sie durch ein auffallendes Beispiel zu ihrer Schuldigkeit zurückzubringen. Er verrichtet ein kurzes Gebet. Alsdann sieht man unter dem Rock der Dame eine unendliche Menge von Mäusen, Ratten und kleinen Teufeln hervorwimmeln, die, wie die jungen Katzen auf dem Schweif herumgaukeln, sich überpurzeln, am Kleid hinaufkriechen, bis auf die Spitze ihres Federbusches (es war damals just, wie jetzt, die Mode hohe Federbüsche zu tragen) emporgestiegen, und da wie auf einem Schauplatz tausend possierliche Affenstreiche machen. Die Dame

erschrickt, wie man leicht denken kann, schüttelt ihre Robe und ihren Kopf — schreit wie eine Besessene; alles umsonst! die kleinen Teufelchen glitschen auf ihrer Robe, auf ihren Federbüschen auf und ab wie die Holländer auf dem Eise — sagt P. Angelin, der (wie man sieht) wenigstens so lebhaft erzählt, als Mr. Galland in der Tausend und Einen Nacht. Endlich erhebt der Pfarrer seine Stimme! Lieben Brüder, spricht er, ihr seht, wie unser Herre Gott die greuliche Sünde der Hoffarth straft; nun sollt ihr auch die Kraft des Weihwassers sehen. Mit diesen Worten besprengt er die Robe und den Kopfputz der Dame reichlich mit seinem Weihwedel, und siehe! der höllische Bienenschwarm verschwindet Augenblicks, jedoch mit Zurücklassung des gewöhnlichen Wohlgeruchs. Die Dame bekannte ihre Sünden, versprach ihr Leben zu bessern, und beschnitt ihre Robe und ihr Kopfzeug so knapp, daß der Teufel beiden nichts mehr anhaben konnte.

Lieber Gott (ruft hier P. Angelin seufzend aus), wenn ein bloßer Schweif so viel Teufel faßte, wie viel müssen ihrer nicht in den Gehirnkasten solcher Weibsbilder stecken, die keinen andern Gott haben als ihre Hoffarth! Die armen Unglücklichen! Sie tragen so viel Schlangen auf ihrem Kopf als falsche Haare, ihre Augbraunen sind, statt der fabelhaften Liebesgötter leichtfertiger Poeten, mit lauter jungen

Teufeln besetzt, und die geschwätzigen Geister aller Papageien von Peru und Mexiko schwärmen auf ihrer Zunge! Wie würden die Mannsleute stutzen, wenn der liebe Gott zuließe, daß sie alle diese Abscheulichkeit sehen könnten! Wie schnell würden sich ihre vermeinten Venussen und Grazien in Medusen und Furien verwandeln! Indessen bitte ich zu Gott (setzt der gute Mann hinzu) daß es nie geschehen möge! — und dieß ist in der That weislich und wohlmeinend von ihm gebetet!

Noch ein hübsches Exempelchen von der entsetzlichen Kraft der Exkommunikation. Die Abtei zu Korvey hatte vor Zeiten (ob noch jetzt, weiß ich nicht) die Gewohnheit, zum Andenken ihres Namens (Corbeia, oder Corbia) einige Raben zu unterhalten. Einer von diesen Vögeln, sagt P. Angelin, that sich vor seinen Brüdern durch seine böse Gemüthsart und Neigung zum Stehlen hervor. Er pickte die hochwürdigen Herren in die Waden, biß die Klosterkatzen in die Schwänze, stahl seinen Kammeraden ihr Mittagsessen, und machte daß sie wider Willen mit fasten mußten, wenn die Mönche Fasten hatten; sein größtes Vergnügen aber war, den Pfauen, wenn sie ein Rad schlugen, ihre schimmernden Federn aus dem Schweif zu rupfen. Nun geschah es eines Tages, da des Herrn Abts Hochfürstl. Gnaden ins Refektorium kamen, und, nach Gewohnheit, beim Händewaschen,

ihren Ring vom Finger zogen, daß dieser Rabe den Ring unvermerkt wegschnappte und mit ihm davon flog. Der Abt will seinen Ring wieder anstecken und findet ihn nicht; er fragt die Mönche, niemand will wissen wo er hingekommen! Endlich ergreift ihn ein heiliger Eifer, und er schleudert den furchtbaren Blitz der Exkommunikazion über den unbekannten Thäter. Bald darauf wird der Rabe traurig, verliert alle seine Laune, seufzt und klagt ohne Unterlaß, wird mager und zehrt zusehens ab; die Federn fallen ihm von jedem Lüftchen aus, er schleppt seine Flügel, sein ganzer Leib vertrocknet, kurz er befindet sich in einem Zustande, daß man ihn nicht ohne Mitleiden ansehen kann. Das ganze Kloster wird begierig die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu erforschen: man sucht in seinem Neste, ob etwan etwas giftiges da zu finden seyn möchte, und findet den Ring darin, den der Abt verloren und schon lange wieder vergessen hatte. Man kann sich das heilige Erstaunen der Ehrw. Herren leichter einbilden, als ich es dem P. Angelin nacherzählen konnte. Nun war die Ursache klar, warum der arme Rabe in solchen Verfall gerathen war.

An diesen drey Stücken mags genug seyn. Nichts ist drolliger dabey, als das wunderbare Gemisch von Devozion und Spaßhaftigkeit, womit der Mann das alles erzählt, und wie ihm sogar kein Argwohn noch

Zweifel an der Wahrheit seiner Geschichtlein zu zu Sinne steigt. „Die Hugenotten, sagt er, werden freylich darüber lachen, und spotten, und sagen, es seyen Altweiber-Mährlein: aber laß sie lachen! Die Ketzerey wird vergehen, und Wahrheit wird ihr zu Trotz Wahrheit bleiben ewiglich."

Was übrigens für das Glück der Menschen besser sey: die Zeiten wo P. Angelin sein Mährchen erzählte und Glauben fand, und seine Leser, zwar ein wenig auf Unkosten ihrer Vernunft, aber ohne allen Nachtheil an ihrem Herzen und ihrem Glauben, belustigte — oder eine Zeit, wo wir alle, Katholiken und Hugenotten, mit dem einfältigen Glauben unsrer Alten auch die selige Einfalt ihrer Sitten verloren, und uns alle die Gefühle (auf Einbildungen und Vorurtheile gestützt oder nicht) wegräsonirt haben, die in tausend Fällen dieses Erdenlebens des Menschen Labsal, Trost und letzte Zuflucht sind: ist eine Frage, die — für mich schon lange keine Frage mehr ist. Mag doch der Stab, woran das wankende Kind sich zu halten glaubt, ein Strohhalm seyn: immer besser für ein Kind, an einem Strohhalm zu gehen, als ohne ihn alle Augenblicke auf die Nase zu fallen. *)

---

*) Wird der Strohhalm aber das Kind halten? Und wenn er nicht hält, kann der Glaube

an den — Strohhalm halten? Es scheint also, daß man die Sache doch anders angreifen, und statt des Strohhalms einen festen Stab geben müsse. Und fehlt's denn etwa an diesem? Ich begreife nicht, wie Wieland hier auf diese Strohhalmstheorie gekommen ist, wenn ihn nicht unvermerkt der Pater Angelinus angesteckt hat.

3.

D. Johann Geiler von Kaisersberg.

(D. Heinrich Pantaleons Deutsch. Nation=Heldenbuch II. 578.)

Johannes Geiler ist in dem Elsaß zu Keysersperg 1) (im Jahr 1445) erboren und erzogen. Er hatte sich aber aus Liebe der guten künsten zu mancherley Hohen schulen gethan und fürnehmlich zu Freyburg in dem Breyßgauw eine große Erfarnuß in der Philosophey und freyen künsten erlanget. Als er daselben Magister promovieret, kam er im 1472. jar. ghen Basel, und ward durch sein Fleyß und Ernst unter die Professores angenommen. An diesen

1) Dieß ist irrig. Er wurde zu Schafhausen geboren. In seinem dritten Jahr verlor er seinen Vater, und da nahm ihn sein Großvater zu sich nach Kaysersberg und sorgte für seine Erziehung. Weil er nun diesen Ort als sein wahres Vaterland ansah, so bekam er nach damaliger Gewohnheit den Zunamen davon, und wurde Geiler von Kaysersberg oder auch Johannes Kaysersberger genannt. W.

stath hielt er sich dermassen, daß er im 1474. jar Decanus Artium erwehlet ward. Nach diesem begab er sich fleyssig auff die Heilige Geschrifft, und erlanget dermassen hohen Verstand, daß er Doctor Theologiä worden. Weil er sich aber ab Johannes Gersonis (so umb das Costenzer Concilium gelebet) Verstand und gute Bücher sehr verwundert, zog er in Frankreich, und besamblet diese mit großen Kosten und Arbeit alle zusammen. Diese brachte er in Teutschland, theilet sie in drey große Bücher, und ließ sie truck ausghen. Wie nun dieses Keysersperger Lehr und Frommkeit allenthalben außkommen, ward er zu Straßburg für ein Prediger angenommen. 2) Daselben hab er mit grossem Lob und Wolredenheit die Laster bescholten, auch die Menschen zu wahrer Frommkeit und Tugenden ermanet. Under

2) Er war vorher ein Jahr lang Prediger zu Freyburg, und wurde von da nach Würzburg mit einem Gehalt von 200 Dukaten berufen, das in jener Zeit eine ziemliche Summe war, und den großen Ruf beweist, worin Geiler schon damals gestanden. Unterwegs aber ließ er sich von Peter Schott, einem gelehrten Rathsherrn von Straßburg, überreden, das Amt eines Predigers im Dom zu Straßburg anzunehmen, welches er ihm durch seinen Einfluß verschaffen wollte. Denn die Mönche in Deutschland hatten sich in diesen Zeiten größtentheils durch ihre Unwissenheit und schlechten Sitten so verächtlich gemacht, daß man sich allenthalben um gelehrte

andern hat er mancherley Aberglauben, so in der Kirchen veraltet, ernstlich gestraffet, der München Spitzfindigkeit verworfen, und die Heilige Geschrifft vor andern wieder auf die Cantzel gebracht, sprechende: es müße das fundement unsers Glaubens auß der Bibel und nicht auß andern Büchern genommen werden. Er war fürnemlich der München Feind, 3)

---

und fromme Weltgeistliche umsah, um sie, an jener statt, zu ordentlichen Predigern zu bestellen. W.

3) In seinen Predigten kommen hievon häufige Proben vor. Nur eine einzige zum Beyspiel. Cave ne facias Monachum tibi familiarem, alias utique patieris damnum in fructu castitatis conjugalis. Illi porcelli Antonii non exeunt, quin de fructu auferant aliquid. *) Sermones D. Io. Geileri Argent. 1515. p. 83. Diese freymüthige

*) Es war in jener Zeit nichts ungewöhnliches, deutsch gehaltene Predigten lateinisch herauszugeben. Die hier angeführte lateinische Stelle steht deutsch in dem: Buch de Arbore Humana. Von dem menschlichen Baum, geprediget von dem hochgelehrten Doctor Johannes Kaisersberg; darin geschicklich und in Gottes Lob zu lernen ist des Holzmeiers, des Tods, frölich zu warten. Einem jeden Menschen nützlich und gut. Straßb. 1521. Die

von welchen er auch sehr gehasset worden. Dieser Johannes hat frey heitter herauß gesagt: es seye die Religion verderbt, und werde einer von Gott bald erweckt werden, welcher diese erneuwern solle: 4) er begeret auch von Herzen diesen Tag zu erhalten (erleben). Er war umb das 1496. jar in grossen Ansehen. 5)

Art, die Laster und Mißbräuche seiner Zeit unter allen Ständen, ohne Ansehn der Person, zu strafen, herrscht in allen seinen Schriften, und machte ihm freylich viel Feinde, die aber bey den Händeln, so sie ihm erweckten, wie natürlich, immer mehr verloren als gewannen. W.

obige Stelle lautet hier so: „Hüt dich vor den München; mache dir keinen heimlich; geselle dich zu keinem; du wirst sonst Bresten (Mängel) haben an der Frucht der Keuschheit deiner Frau. Diese Dengerferlin (Ferkel) gehn nicht aus den Häusern, sie tragen etwas von der Frucht hinweg.“ Er warnt zugleich vor den Beguinen, „die sich rühmen der Siechen zu warten,“ denn „sie vollbrächten viel Ehebruchs, wenn die Frau „im Hause krank sey.“

4) Geiler brauchte darum nicht mehr Profet zu seyn als ein anderer. Denn welcher nur weltkluge Mann sah dieß damals nicht vorher? W.

5) Es ist schon bemerkt worden (s. Seb. Brand), daß er vom Kaiser Maximilian I. sehr

geschätzt, geliebt, auch öfters in wichtigen Dingen an sein Hoflager berufen und zu Rath gezogen worden. Von dem hohen Ansehen, worin er überhaupt gestanden, zeugt der Herausgeber seiner vorangeführten Postille, da er sagt: er hätte mit so allgemeiner Bewunderung geprediget, daß seine Lehren von männiglich wie Orakelsprüche aufgenommen worden (ut illius dogmatis, tanquam oraculo, cuncti acquiescerent.) Unter seinen gedruckten Schriften ist eine Deutsche Postille, die als eine der besten Deutschen Sprachquellen anzusehen ist, und mehr benutzt zu werden verdiente. *) In seinem Bildniß ist die Thorheitstrafende Miene mit vieler Gutherzigkeit gemildert. Güte und Neigung zum Wohlthun waren Hauptzüge seines Lebens. Er wendete den größten Theil seines Einkommens auf edle Gastfreyheit und alle Arten von christlichen Liebeswerken. Seine Bibliothek war eine der zahlreichsten und erlesensten, die irgend ein Privatmann seiner Zeit aufweisen konnte. Er starb im J. 1510., nachdem er die Straßburger 33 Jahre lang durch

*) Das neue Scherz-Oberlinsche Glossarium hat die meisten Deutschen Schriften Geilers benutzt. Man sehe auch J. J. Oberlin de J. Geileri scriptis germanicis. Argent. 1786. Ueber seine sämmtlichen Schriften, mit Angabe des Inhalts und schätzbaren Literar- und Kunst-Notizen, giebt ein Supplement zu dem gegenwärtigen Aufsatz in dem Deutschen Merkur vom Jahre 1783. Nov. u. Decemb. genaue Nachrichten.

seinen Unterricht, und noch mehr durch sein Leben, erbauet hatte. *) W.

*) In dem eben genannten Supplement heißt es: Geiler war langer hagerer Statur; von Miene ernstlich, doch wohlwollend; ein abgesagter Feind alles Müßiggangs; daher bis zum Eigensinn ordentlich in Eintheilung seiner Zeit. Er schlief nur wenig, lebte überhaupt mäßig, beobachtete streng seine Fasten, trank aber doch gern einen guten Wein, wie sichs immer verstehen sollte, und die Biografen anzumerken wohl überhoben seyn könnten. — Treffend charakterisirt ihn die Grabschrift von Seb. Brand, welche dem Geilerschen Werke: die Emeis (Ameise) Straßb. 1517. angehängt ist.

Den alles Strasburg weint billig
Johannes Geiler lobesrich
Den Doktor Kaisersberg genannt
Um den trauert warlich Doktor Brand,
Daß er gestorben ist in Zeit,
Hier unter diesem Stuhle (Kanzel) leit,
Den er ob dreißig Jahre hat
Regiret wohl in Predigers Statt.
Er war ein Zier der Geistlichkeit
Ein Spiegel aller Mildigkeit,
Ein Liebhaber Friedens und Tugend
Ein Unterweiser Alters und Jugend,
Ein Pflanzer der Gerechtigkeit
Ein besondrer Feind der Boßheit.

Laster und böser Werk Ausreuter
Der Sünden Strafer und Bedeuter,
Ein Trost und Zuflucht aller Armer,
Ein milder Vater und Erbarmer,
Sanft in Zugang, freundlich und gütig
Still, aufrecht, tapfer und demüthig.
Nicht ein Ausnehmer der Personen,
Sein Lehr und Straf thät niemand schonen;
Sondern mit gleicher Wag und Maßen
Acht er den Kleinen und den Großen,
Hat mit Pfründen sich nicht beladen,
Noch die gehofft zur Seelen Schaden,
Sondern hat sich vergnügen lahn
Mit dem Amt, das er hat gethan.
Reichthum und Ehr und große Pracht
Hat er durch Willen Gotts veracht.
Die Pfründen-Pfennig-Prediger
Hat er gestraft durch seine Lehr.
Standhaft und steif ist er geseyn
In Worten und in Werken fein.
Nie hat er sich bewegen lahn,
Als das Rohr von dem Wind ist gewandt,
Was er mit Worten hat gelehrt
Hat er mit Werken auch bewährt,
Hat gute Werk vorhin gethan,
Damit gelehrt, ihm nachzugahn.
Zeitige Freud und üppig Ehr
Der Welt hat er geflohen sehr,

Gelesen stets die heilige Schrift
Und was der Seelen Heil antrifft.
Darum hat er durch viel der Tugend
Durch gute That von seiner Jugend
Verdient ohn Zweifel solchen Lohn,
Der ewiglich nicht wird zergohn.

Schon früher (s. Seb. Brand) hat Wieland bemerkt, daß ein Deutscher Hume Geilers Schriften auch benutzen könne als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden, Putz u. s. w. aus den Zeiten Maximilians I. Wieland hat zu diesem Behuf folgende Stellen aus dem Weltspiegel oder Narrenschiff ausgezogen.

S. 13. Die dritte Schell (der Seltsam Narren) ist das Haar zieren, geel, (gelb), krauslicht und lang machen, auch frembdes Haar der Abgestorbenen unter ihres vermischen, und dasselbe zum Schauspiegel aufmutzen. Es ziehen die Weiber jetzund daher wie die Mannen, und henken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit aufgesetzten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen. — — Die Weiber ziehen in ihren Schleyern daher, und haben sie aufgespriezt neben mit zwey Ecken oder Spitzen, gleich einem Ochsenkopf mit den Hörnern.

In der Folge rückt er ihnen auch die Mode, ihre Haare gelb zu färben und geele Schleyer zu tragen, vor. „Es ist ein gemein Sprüchwort, daß man über frisch Fleisch kein geelen Pfeffer macht, sondern über das schmeckend und stinkend; also ist es auch mit alten runzlichten Weibern, die da geele Schleyer tragen, die sehen aus als ein geräucht Stück Fleisch aus einer geelen Brüen."

Von den damahligen Kleider-Moden sagt er: „es darf einer nicht weit ziehen, fremde Kleider zu beschauen, er kann in jeder geringen Stadt allerley Nationen Kleidungen finden; als da seyn Ungarische, Böhmische, Sächsische, Fränkische, Italienische, Französische, Holländische."

Auch ereifert er sich über eine Art Kocherspergischen Mäntelin und Wappenröcklein der Frauen, die so kurz wären, daß sie nicht allein den Hintern nicht gedecken, sondern viel minder den Nabel."

Daß das sogenannte Walzen auch damals schon üblich und nüchternen Leuten anstößig gewesen, läßt sich aus folgender Stelle in der dritten Schellen der Tanznarren Kap. LXI. schließen: „Auch findt man etlich, die haben dessen ein Rhuin und Hoffart, wenn sie die Jungfrauwen oder Weiber hoch in die Höhe können schwenken (schwingen), und haben es bisweilen die Jungfrauwen (so anders solche Jungfrauwen zu nennen seyn) fast gern, und

ist inen mit Lieb gelebt, wenn man sie also schwenket, daß man ich weiß nicht wo hin siehet."

In einem Aufsatz im Deutschen Merkur vom Jahr 1783 Januar: Beytrag zur Geschichte der Kartenspiele, wird Geiler von Kaisersberg als Gewährsmann angeführt, daß das Karniffelspiel noch über die Zeiten der Reformazion hinausgehe. Die sehr interessante Stelle über Karten- und Karniffelspiel findet sich in den Predigten von dem menschlichen Baum, in der Donnerstags nach Judica 1496. gehaltenen Predigt.

In dem angeführten Supplement ist aus: Frag und Antwort der zehen Gebote, wie man sie halten soll, sind sonderlich erklärt mit nützlicher Unterrichtung, was Todsünd sey oder nicht, und wie man beten soll in aller Nutzbarkeit Straßb. 1528., (ein Werk, das aus zwey Lateinischen Schriften Geilers entstanden ist) folgende zur Geschichte des Spiels gehörige Stelle ausgehoben: „Zu den Dieben gehören die, die da Spielgut behalten, oder Gewinnes willen spielen; so man aber durch Kurzweil und zu rechter Zeit und um kleine Dinge spielt, das sey nicht Todsünd von ihm selber; was man aber gewinne, das solle man dann wieder geben, dem man

es abgenommen hat; — doch was man mit Schachzabel gewinne, ohne Falsch, das möge man behalten, wenn da ist mehr Kunst als Glücke."

Als literarische Merkwürdigkeit verdient wohl noch Bemerkung, daß sich bey Geilers Werken die ersten Privilegien gegen den Nachdruck finden. Auf dem Titel des Buchs vom menschlichen Baum heißt es: Mit Kaiserlicher Majestät Privilegien, daß bey Pön, laut des Originals, in vier Jahren niemand nach soll drucken. Auf der Rückseite des Titelblatts der Sermones etc. heißt es: Maximiliano Caesare semper augusto auctore Jacobus Oesler J. U. D. per imperium romanum artis impressoriae censor et superattendens generalis praesentibus edicit et cavet etc. Datum ad 14. Kal. Febr. a. c. 1514.

4.

Anne Mallet de Graville.

Mit dieser Schriftstellerin aus Franz des Ersten Zeiten hat uns Herr Marq. de Paulmy zuerst bekannt gemacht. Sie war eine Tochter von Louis de Graville, Admiral von Frankreich unter den Königen Ludwig XI., Carl VIII. und Ludwig XII. Sie widmete sich der guten Königin Claudia, Gemalin Franz I. (deren Andenken sich durch eine Art von Pflaume, die nach ihrem Namen Reine Claude genannt wurde, bey der Nachwelt erhalten hat) und vermälte sich erst nach dem Tode derselben, im Jahr 1526., mit Peter von Balzac, Herrn von Entragues. Die Gedichte dieser Dame sind nie gedruckt worden: aber der Herr v. P. besitzt eine Handschrift davon, auf Pergament geschrieben und mit zwölf schönen Mignaturgemälden geziert, welche drey Gedichte enthält. Das beträchtlichste davon ist der Roman von Palämon und Arcita, eine Heldengeschichte, deren wahrer Urheber der berühmte

Boccaccio ist. Sie macht den Haupt-Fonds seiner Theseida aus, und kam auch dem Englischen Dichter Chaucer so interessant vor, daß er sie unter dem Namen The Knights Tale zum ersten seiner Canterbury-Mährchen machte. Die Bibliotheque des Romans hat von diesem Gedichte des Boccaz einen Auszug gegeben im 2ten Stück des Julius 1779. Die Verfasser, denen weder die Arbeit des Fräuleins von Graville, noch die des Chaucer über dieses Sujet bekannt gewesen zu seyn scheint, glauben, Boccaz habe dasselbe aus seinem eignen Gehirn gezogen; aber Boccaz selbst, der dieß am besten wissen mußte, sagt in seinem Brief an Madonna Fiametta, mit welchem er ihr eine Abschrift dieses Gedichts schickt, daß er es aus einem schon sehr alten Manuskript in gemeinem Latein latino volgare, worunter ich das barbarische Mönchslatein der mittlern Zeit verstehe) gezogen habe *) Wahr ist's, Boccaz kann dieß auch nur bloß so vorgegeben haben: aber, er habe nun das Sujet gefunden oder erfunden, so besteht die Erfindung, die das wahre Verdienst eines Dichters ausmacht, nicht darin, daß er sein Sujet erdichtet habe:

*) Derjenige, von dem ich alle diese Notizen habe, ist Tyrwhitt, in einer Note zu seiner schönen Ausgabe der Canterbury Tales in 5 Oktavbänden, London 1775. S. Tom. IV. p. 141.

sondern in der lebendigen Darstellung desselben, und in der Art wie er's durch die ganze Behandlung zu seinem Eigenthum macht.

Was das Gedicht des Fräuleins von Graville betrifft, so glauben wir, nach dem kleinen Auszug des Herrn v. P. zu urtheilen, daß man es, ohne Uebertreibung, dem besten, was die damalige Zeit in dieser Art aufzuweisen hat, an die Seite setzen könne; wie die Liebhaber aus folgender Beschreibung der Gärten des Theseus und der Amazone Emilia, welche die Heldin des Stücks ist, selbst erkennen mögen.

Au mois d'Avril, qui est telle saison
Qu'il fait facheux se tenir en maison,
Emilia, la gentille pucelle,
Sa cotte prit pardessous son aisselle,
Deliberant d' aller au plus matin
Cueillir la rose au milieu du jardin
Ou n'y avoit que par sa chambre issue.
L' herbe y etoit espaissement tissue
Et maint oeillet, romarin, balme, rose,
L' une florie et l'autre demi-close.
Au beau milieu etoit une fontaine
De grand faveur et de gout douce et saine
Dont les ruisseaux faisoient maints gentils tours
Par ce jardin, ou ils prenoient leurs cours
Petite arene y sembloit murmurer

Pour embellir et le lieu decorer.
Chênes, sapins, lauriers à grands feuillages
Pour le soleil y faisoient doux ombrage;
Majs pour cela ne laissoient d'y venir
Dix mille fleurs dont n'ai le souvenir.
Bref, qui pourroit en si beau lieu estre,
Mieux l'aimeroit que Paradis terrestre.
Emilia, nuds pieds, échevelée,
De sa chambrette en ce lieu devaleé,
Sortant du lit, laissant son oreiller
Digne de faire un Amant travailler,
Fort jeune d'age, en bonpoint, et polie,
Jamais ne fut pucelle si jolie:
Visage gay, riant, et de grand chiere
Pour mettre don de mercy à l'enchere;
La jambe belle, et tettin decouvert,
Se vint asseoir dedans un préau vert.
Là se peigna et mira à son aise, etc.

Man sieht wohl, daß die gute Dame ihre Malerkunst weder dem Homer noch dem Virgil abgelernt hat: aber man sieht doch auch was in ihrer Imaginazion war, was sie machen wollte, und wie viel von allem dem, was in ihrer Malerey zu viel und zu wenig ist, theils auf Rechnung einer noch sehr rohen Sprache kömmt, theils in dem nicht aufzuhören wissen liegt, welches allen denen eigen ist, die Talent für

eine Kunst haben, worin sie noch nicht vollendet sind. Denn der Geschmack und das Non plus ultra des Schönen, welches (wie Sterne so richtig sagt, und nie genug wiederholt werden kann) immer von poco più und poco meno abhängt, ist auch immer das letzte, was ein Meister nach langen Vorübungen erreicht; und es bleibt allezeit ein Antheil von sehr Wenigen: indem die Vorgänger sich demselben nur näherten, und die Nachfolger sich sogleich wieder davon entfernen — eine Wahrheit, wozu die Literatur und Kunstgeschichte aller Zeiten, und die Erfahrung unsrer eignen Belege genug geben könnte.

5.

Griechen.

Auch die Griechen hatten ihre Teniers und Ostaden.

1777.

Dieß wird vielleicht manchem wie eine Lästerung klingen. Denn es ist, seit Winkelmann den Ton bey uns angab, soviel von dem schönen Ideal der Griechischen Kunst, und von dem großen Gesetz der Schönheit, welches sie in allen ihren Werken aufs heiligste beobachtet haben sollen, gesprochen und geschrieben worden: daß Viele daher einen allzu eingeschränkten Begriff von dem Umfang der Malerey bei den Griechen fassen, und sich nicht vorstellen, daß schwerlich aus irgend einer neuern Mahlerschule, seit den Zeiten des Cimabue und van Eyk, ein Meister von einigem Ruf hervorgegangen, der unter den Griechen nicht seines

gleichen gehabt hätte. Gleichwohl ist dieß so gewiß, daß sie, wie gesagt, sogar ihren Ostade hatten.

Dieser Griechische Ostade, oder Teniers, oder Brower (denn wem von diesen er am ähnlichsten gewesen, läßt sich eben so genau nicht bestimmen), lebte — man weiß nicht eigentlich wann, *) und Plinius ist, so viel ich weiß, der einzige Autor, der seiner erwähnt. Er spricht von ihm mit eben der Wärme und aus eben dem Ton, wie ein neuerer Kunstliebhaber, der, unbestochen von einem besondern Lieblingsgeschmacke, Genie und Kunst allenthalben und in allen Arten von Auswirkungen zu schätzen weiß. „Pyreikus, sagt er, schadete sich vielleicht durch die Wahl seines Faches; aber in der Kunst hatte er wenige über sich. Er malte niedrige Gegenstände, in diesen aber erwarb er sich den größten Ruhm. Er malte Barbierstuben, Schusterwerkstätte, Küchenstücke, und dergleichen, und bekam daher den Beynahmen ῥυπαρογραφος" — ein Wort, das ich nicht Deutsch zu machen weiß, es müßte denn durch Lumpereyen-Ma-

*) Daß er ziemlich lange nach dem Apelles gelebt habe, läßt sich aus dem Plinius schließen. W. Heyne will ihn in die Zeit Alexanders und des Apelles setzen. Artium inter Graecos tempora p. 365.

ler seyn. *) Mr. de la Nauze (in seinen Memoires de la manière dont Pline a traité de la Peinture) übersetzt es noch weniger glücklich durch Peintre de vilenies. Vermuthlich brachten ihm seine Feinde und Neider unter seinen Kunstverwandten diesen verächtlichen Namen auf, der sich so übel zu dem hohen Werthe schickt, den das Publikum auf seine Arbeiten legte. Diese waren consummatae voluptatis, sagt Plinius: ein Ausdruck, der die äußerste Schönheit des Pinsels und Vollkommenheit der Ausführung anzudeuten scheint, die zu allen Zeiten das gewesen sind, was den Liebhabern am meisten Vergnügen gemacht hat. Daher, setzt er hinzu, wurden seine Stücke auch theurer bezahlt als die größten Werke vieler anderer.

Der vorerwähnte La Nauze — weil es ihm unbegreiflich vorkam, daß Plinius der einzige seyn sollte, der dieses Pyreikus gedacht hätte, und daß er hingegen in einem Werke, worin er die ganze Geschichte der Kunst umfaßt, des Malers Pauson, dessen doch Aristofanes, Aristoteles, Plutarch, Luzian **) und Aelian als eines bekannten

---

*) Lessing übersetzt zu stark durch Kothmaler. Man sehe was Riemer darüber sagt unter Ῥωπογραφος.

**) Dieser muß abgerechnet werden: denn das Encomium Demosthenis, worin das nämliche Hi-

Meisters erwähnen, gar keine Meldung hätte thun sollen — glaubt und behauptet ganz positiv, Pyreikus habe seine Existenz vel quasi bloß der Unachtsamkeit der Kopisten zu danken, und Plinius habe alles, was vorhin angeführt worden, von diesem Pauson gesagt und sagen wollen. Es ist nicht wohl möglich, eine solche Sache anders, als durch Vermuthungen auszufechten. Des Herrn de la Nauze Gründe sind nichts mehr als Vermuthungen. Die meinigen, warum ich ihm nicht beypflichten kann, sind auch nichts mehr. Welche von beyden mehr wiegen, mögen diejenigen Leser, die an dergleichen literarischen Erörterungen einiges Vergnügen finden, entscheiden. Ich entsage zum voraus aller weitern Appellazion.

Der Französische Akademikus bemerkt, daß nicht alle Handschriften des Plinianischen Werkes Pyreikus, sondern einige Pracius, andre Preicus lesen. Gut! Wie aber aus Pauson — Pracius, Preicus oder Pyreicus werden könne, gesetzt auch der Kopist schriebe halb im Schlafe, begreif' ich nicht; und noch weniger, wie es zugehen sollte, daß nicht ein einziger Kodex Pauson hätte. Dieß ist eins.

störchen von diesem Pauson erzählt wird, das man auch im Aelian findet, ist wohl eben so wenig von Luzian, als das elende Ding, Amores genannt, wiewohl die Abschreiber beides an seine Werke angeschmiert haben. W.

Sodann dünkt mich, was der göttliche Aristoteles (auf den Herr L. N. sich hauptsächlich stützt) von Pauson sagt, stimme weit weniger zu dem, was Plinius von seinem Pyreikus sagt, als Herr L. N. vermeint. Aristoteles, da er im zweiten Absatz seines Traktats von der poetischen Kunst zeigt, daß nur drey Arten von Nachahmung der Menschen und ihrer Sitten möglich seyen, nämlich: sie entweder besser vorzustellen als sie sind, oder schlechter als sie sind, oder gerade so wie sie sind — setzt Erläuterungsweise hinzu: so hätten z. B. unter den Malern Polygnotus die Menschen vollkommner, Pauson schlechter, und Dionysius wie sie sind geschildert — oder nach unsrer heutigen Art zu reden, Polygnotus habe sie idealisirt, Pauson Karikaturen gemacht, und Dionysius sich an die gemeine Natur gehalten, und sie getreulich kopiert wie er sie vor sich gesehen. Daß ich den Sinn des Aristoteles recht gefaßt und daß unter dem χειρους nichts anders als Karikaturen zu verstehen seyen, beweist nicht nur der ganze Zusammenhang des Textes, sondern auch die Stelle aus den Politicis des Filosofen, welche Herr L. N. ebenfalls anführt, ohne zu merken, wie viel sie wider ihn beweist. Aristoteles filosofiert nämlich im 5ten Kapitel des 8ten Buchs seines Werks von der Politik, über den Einfluß der schönen Künste, besonders der Musik, auf die Erziehung der Jugend.

Da erwähnt er nun im Vorbeygehen der Malerey sehr kaltsinnig, als einer Kunst, die mit Nachahmung und Darstellung der Sitten sehr wenig zu thun habe, und solche durch ihre Figuren und Farben nur auf eine sehr unvollkommene Art bewerkstelligen könne: und setzt dann hinzu: „insofern aber gleichwohl auch im Anschauen dieser Dinge ein Unterschied ist, so ziemt sich, daß man jungen Leuten nicht die Stücke des Pauson, sondern die Werke des Polygnotus, oder irgend eines andern moralischen Malers, wenn es noch welche giebt, anzusehen gebe“ — Mit allem Respekt sey es gesagt, den ein Homuncio diesem größten Denker, der vielleicht je gelebt hat, schuldig ist! — aber wahrlich kein Schulmeister und Pedant, vom Baltischen Meer bis zu den Säulen des Herkules, könnte mit höher aufgezogenen Augenbraunen und weniger Gefühl der Kunst von der Malerey gesprochen haben. Doch davon ist hier die Rede nicht. Genug, die Stelle beweist, was ich damit beweisen will: daß der Pauson des Aristoteles und der Pyreikus des Plinius zwei ganz verschiedene Menschen sind. Plinius sagt nicht ein Wort, woraus man nur argwöhnen könnte, daß Pyreikus ein Karikaturmaler gewesen. Er malte Barbierstuben, Schusterwerkstätte, Küchenstücke, d. i. gemeine, niedrige Natur, aber doch Natur; Natur, wie man sie alle Tage sehen kann, und die jeder

junge Mensch, vom Prinzen bis zum Bauerjungen, eben so gut sehen darf als der weiseste Graubart. Kurz der Pyreikus, von dem Plinius spricht, gehörte in die Aristotelische dritte Klasse, welche die Menschen abbildet wie sie sind. Pauson hingegen machte Profession davon, sie schlechter darzustellen, und darum nennt ihn Aristoteles, nach seinen scharf abgezogenen Begriffen, unmoralisch, und glaubt, daß das Anschauen seiner Karikaturen einem jungen Menschen falsche und verächtliche Begriffe von der Natur geben und seinen moralischen Sinn beschädigen könnte. Ja eben daraus, weil Aristoteles der Jugend das Anschauen seiner Gemälde so scharf untersagt, läßt sich mit gutem Fug muthmaßen, daß auch die Sújets, wenigstens von vielen seiner Karikaturen, anstößig und unsittlich gewesen; da hingegen nichts in der Welt unschuldiger seyn kann als die Tonstrinae und Aselli und Obsonia des Plinianischen Pyreikus. Mich dünkt, dieß allein wäre schon genug, die Meinung des Herrn L. N. in den Grund zu bohren. Aber ich habe noch eine Vermuthung, die von seiner Art zu malen hergenommen ist, und der meinigen ein neues nicht geringes Gewicht giebt. Plinius spricht von den Werken des Pyreikus als von Meisterstücken der Kunst, die durch die Feinheit des Pinsels und das Vollendete der Ausführung die Augen entzückten; kurz er spricht davon, wie einer von

den besten Werken eines Gerard Dow sprechen könnte. Dieß konnte wohl schwerlich der Fall von Pausons Karikaturen seyn, der ein Zeitgenoß des Polygnotus war, und also noch vor der 90sten Olympiade blühte; zu einer Zeit, wo die Malerei bekanntermaßen noch weit von dem Grade der Verfeinerung und Vollkommenheit in Absicht des Kolorits, der Mitteltinten, des Helldunkeln u. s. w. entfernt war, dem sie sich bald hernach, von Zeuxis und Parrhasius an bis zum Apelles, mit schnellen Schritten näherte. Also auch von dieser Seite betrachtet kann Pyreikus und Pauson nicht der nämliche Mann seyn. Wie kömmt es denn aber, daß Plinius kein Wort von Pauson, und außer ihm sonst niemand ein Wort von Pyreikus spricht? Beinahe möchte ich, um so kurz als möglich aus der Sache zu kommen, gestehen, daß ich überfragt sey. — Aber vielleicht läßt sich doch noch etwas antworten, das besser ist als gar nichts. Es ist eine bloße Hypothese, die aber das Faktum so ziemlich zu erklären scheint. Ich nehme an, Pauson sey nichts weniger als ein sehr vorzüglicher Maler gewesen; er habe im Anfange seinen Succeß mehr der Neuheit und Bizarrerie seiner Stücke, dem rohen schlechten Geschmacke des großen Haufens, und dem Umstande, daß auch mittelmäßige Gemälde, zumal kleine Stücke wie die seinigen gewesen zu seyn scheinen, noch etwas seltenes waren, zu danken gehabt: so wie aber die Kunst

gestiegen, sey Pausons Name und der Werth seiner Karikaturen gefallen; bis sie, wie es allen mittelmäßigen Werken zu ergehen pflegt, sich zuletzt aus lauter Unwerth rar gemacht, so daß zu Plinius Zeit entweder gar nicht mehr die Rede davon gewesen, oder dieser große Litterator, in welchem der Liebhaber und Kenner auf eine so seltne Art vereinigt war, so wenig Geschmack daran gefunden, daß ihm über der großen Menge von schätzbaren Meistern und Werken, wovon er zu reden hatte, der Sinn gar nicht an diesen Pauson gekommen.

Meine Vermuthung, daß er höchstens nur ein sehr mittelmäßiger Künstler gewesen, wird durch das wenige, was Aristofanes, Aelian, Suidas, von ihm sagen, mehr bestätigt als geschwächt. Aristofanes erwähnt seiner nur, um sich über seine Bettelhaftigkeit lustig zu machen, denn er war so arm, sagt Suidas, daß man Sprüchwortsweise zu sagen pflegte; er ist ärmer als der Maler Pauson. Für sich allein bewiese dieser Umstand nichts gegen seine Geschicklichkeit; denn war Correggio nicht auch arm? Aber wenigstens beweist es, daß seine Arbeiten schon damals wenig geschätzt wurden. Das G.schichtchen, das Plutarch, Aelian (Var. Hist. 14, 15) und der Verfasser des Encomium Demosthenis von ihm erzählen, (und das ist alles, was sie von ihm sagen) gereicht ihm noch weniger zur Ehre; denn es zeigt ihn zu gleicher Zeit

als einen schlechten Künstler, und als einen mauvais Plaisant — was ein guter Kopf nie gewesen ist. Jemand verlangte von ihm, er sollte ihm ein Pferd malen, das sich im Staube wälzte; Pauson malte einen Gaul im vollen Sprung und viel Staub um ihn her. Der Liebhaber, der das Stück bestellt hatte, beschwerte sich, daß es nicht das wäre, was er verlangt hätte und wollt' es nicht bezahlen. Narr, sagte Pauson, kehr das Gemälde um, so hast du ein Pferd das sich im Staube wälzt. — Ist sich nun noch darüber zu verwundern, daß Plinius einen Künstler von solcher Stärke vergessen konnte?

Aber wenn ein Pyreikus existirt hat, und ein so beliebter Maler gewesen ist, wie Plinius sagt: wie ist's möglich, daß außer ihm nicht Einer von so vielen Griechischen und Römischen Schriftstellern dessen Erwähnung thut? — Dieß ist freylich nicht so leicht zu sagen. Wiewohl — was ist in dieser Art unmöglich? Pyreikus ist nicht der einzige, den wir ohne Plinius nicht kennen würden. Gesetzt aber, er wäre es, ist sich am Ende so sehr darüber zu verwundern? Die meisten alten Schriftsteller erwähnen der Maler und der Malerei nur zufälligerweise oder reden, wie z. B. Properz Eleg. l. 3. El. 7.) und Quintilian, (Inst. Or. 12. 10.) nur von denen von der ersten Größe. Pyreikus war aus einer Zeit, wo die Zeuxis und Timanthes und Proto-

genes und Apelles schon die höchsten Preise gewonnen hatten. Er malte nur kleine Stücke, die sich in den Kabinetten der Reichen verloren. Wie leicht geschah es da, daß er den meisten Gelehrten von Profession, deren Schriften und Kompilazionen auf uns gekommen sind, unbekannt seyn konnte? Immer ist das, was Plinius von ihm sagt, hinreichend, ihm unter den vorzüglichsten alten Künstlern seinen Rang zu erhalten. Pauson hingegen möchte eben sowohl ganz ungenannt geblieben seyn, da die Aristofanes, Plutarch, Aelian u. s. w. nichts rühmlichers von ihm zu sagen hatten als was wir gesehen haben.

Die Alten hatten auch ihre Watteaus — wenigstens scheinen mir Kalades und Antiphilus und Ludius in diese Klasse zu gehören. Die beiden ersten malten comicas tabellas, Stücke mit komischen Personen, oder (wie Graf Caylus meint) kleine Vorstellungen des Inhalts der neuen Stücke, die gespielt werden sollten, und ein paar Tage vorher, um das Publikum herbeizulocken, ausgestellt wurden, wie in Italien noch gebräuchlich seyn soll. Der Charakter des Antiphilus war Leichtigkeit, sagt Quintilian, der ihn unter den berühmtesten Malern, nach der Epoche des Apelles nennt; und Plinius zählt ihn zu denen, die ihren Ruhm der Schönheit ihres Pinsels und der Lebhaftigkeit ihres Kolorits zu danken hatten. Er war

auch der Erfinder einer Art von Grotesken; denn er malte einen gewissen Gryllus in einer solchen Maske und Stellung, daß er (wie sein Name lautete) eine Grille vorzustellen schien. Dieser Einfall fand, wie man denken kann, bald Nachahmer, und man nannte diese Art von Grotesken Grillen (γρυλλοι). Ludius, ein Maler aus Aetolien, zu Augusts Zeiten, war der erste der den Einfall hatte, die Wände in Zimmern mit Landschaften und Vorstellungen ländlicher Geschäfte und Belustigungen aus der wirklichen Natur zu bemalen. Diese Art von Tapezerey fand so viel Beifall, daß sie bald zur allgemeinen Mode wurde. Es ging den Alten hierin wie es uns Neuern auch gegangen. Man kriegte der idealischen, mythologischen und heroischen Stücke so genug, daß man sich endlich von Herzen nach solchen sehnte, wo man die Natur wiederfand, wie man sie immer gesehen hatte, oder wenigstens etwas, das ihr ähnlich genug war, um von Leuten, die sie doch nur von Hörensagen kannten, für Natur genommen zu werden.

Die schönen Künste haben bey allen Völkern einerlei Gang gehabt. *) Zuerst kam eine Reihe von großen Meistern, die die Schöpfer ihrer Kunst

---

*) Man vergleiche Göthe in Winkelmann und sein Jahrhundert S. 412. fgg. und in den Propyläen Einleitung S. XXI.

wurden, und wovon der erste, wiewohl er das Schwerste gethan hatte, natürlicherweise vergessen wurde, oder sich wenigstens nur in einer nominalen Hochachtung erhielt, weil er von seinen immer steigenden Nachfolgern ausgelöscht wurde. Durch diese lernte das Publikum die Kunst kennen, und nahm also, der Natur der Sache gemäß, Gesetze von ihnen an, anstatt ihnen Gesetze geben zu wollen. Aber so wie die Kunst einmal in einer gewissen allgemeinen Achtung stund, die Zahl der Liebhaber (oder kaufmännisch zu reden) die Nachfrage sich vermehrte, und es endlich Mode-Ton und Decenz wurde, eine Galerie, oder doch ein Kabinet zu haben, oder wenigstens sein Haus, seine Villa, mit Gemälden zu meubliren: so wurde unvermerkt das Publikum Meister über die Kunst. Die Künstler wurden nun als Leute angesehen, die man dafür bezahlte, daß sie unsern Leidenschaften dienten; sie mußten sich dem Eigensinn und den Launen der Großen und Reichen, dem Unbestand des unwesentlichen Dinges, was die Weltleute Geschmack nennen, und der Eitelkeit der Eitelkeiten — etwas aufweisen zu können, das sonst niemand hat, oder das wir wenigstens zuerst haben — allem dem mußten sie sich unterwerfen, oder sich gefallen lassen zu hungern. Anfangs gewann die Kunst dadurch; der Wetteifer so vieler Nebenbuhler entwickelte alle Talente, machte, daß die Natur von allen Seiten studirt, alle Kräfte der Kunst

geprüft und angestrengt, alle ihre Theile zur Vollkommenheit gebracht wurden: aber endlich mußte sie doch unter der Menge Konkurrenten, und noch mehr unter den Bestrebungen, immer etwas Neues für den ekeln Geschmack abgestumpfter Liebhaber hervorzubringen, erliegen. Sie sank vom Idealischen und Großen zur gemeinen Natur, von dieser endlich zur Karikatur herab. Sie versuchte wohl von Zeit zu Zeit sich wieder zu erheben: aber der Sinn für das Wahre, Edle und Große war verloren, man verwechselte das Schöne mit dem Schimmernden, das Große mit dem Ungeheuren, das Sinnreiche mit dem Grotesken. Die Kunst fiel so lange, bis sie nicht mehr tiefer fallen konnte, bis sie bloßes Handwerk wurde, und mit den zerstörten Werken der alten großen Meister sogar ihr Nahme und Andenken für ganze Jahrhunderte unterging.

Es scheint, daß Wieland bei diesem Aufsatz auch das vor Augen hatte, was Lessing über Pauson und Pyreikus in seinem Laokoon gesagt hat S. 23 — 26. Man vergleiche hiermit die Anmerkung Fea's zu Winkelmann (Neueste Ausg. Bd. 5. S. 520. Anm. 786.), worin manches nach Lessing und Wieland zu berichtigen ist. Da man in dem Angeführten alle nöthigen Nachweisungen findet, so

beschränkt sich der Herausgeber bloß auf eine Bemerkung über das, was Wieland hier und in einem früheren Aufsatz über Aristoteles geäußert hat.

Daß die angeführte Stelle mancherlei Schwierigkeiten habe, ersieht man schon aus dem, was Schneider in der Ausgabe der Politik darüber angeführt hat (Bd. 2. S. 459.); *) um jedoch den eigentlichen Sinn des Aristoteles nicht zu verfehlen, hätte schon das, was Victorius in seinem Kommentar darüber gesagt hat, dienen können, wenn gleich die ganze Wichtigkeit dieser Stelle nicht hervorgehoben ist. Aristoteles spricht von der Wirkung der Musik auf die Gemüthsstimmung, und man sieht, daß er bei seiner Untersuchung echt anthropologisch verfahren ist. Er führt jede Kunst auf den Sinn zurück, für welchen sie darstellt, auf welchen und durch welchen sie wirkt. Wie angelegentlich diese Untersuchung ihn beschäftigt haben müsse, ersieht man aus zwei andern Stellen, welche nothwendig mit der gegenwärtigen verglichen werden müssen, nämlich in den Problemen 19, 27. und 29. In diesen Stellen liegt Burke's Theorie wie in ihrem Keime eingeschlossen. Seine Bemerkungen über die Sinnes-

*) In wie weit Schlosser oder Garve diese Schwierigkeiten gehoben haben, kann der Herausgeber nicht sagen, da er deren Uebersetzungen nicht erhalten konnte.

empfindungen, über die Mittel, dieselben zu erregen und die daraus entspringenden Wirkungen, bringen den Aristoteles beiläufig auf die Frage über die eigenthümlichen Wirkungen der Musik und der Malerei auf das menschliche Gemüth, worin er der Musik den Vorzug einräumt. In Ansehung der Musik giebt er seine Gründe ausführlich, in Ansehung der Malerei nur sehr kurz an, und zu dieser ersten Ursache, warum man ihn hier nicht verstand, kam die zweite, daß er sich eines Ausdrucks dabei bedient, den man meist in einem andern als dem Aristoteles gewöhnlichen Sinne nahm. Dieß ist der Ausdruck Ethisch, den auch Wieland moralisch im Sinne der Neuern für gleichbedeutend nahm, und deßhalb den wahren Sinn verfehlte. Diese Unrichtigkeit hat schon Böttiger angemerkt (Archäol. d. Malerei I. 266, fg.); um sie aber ganz einzusehen, muß man noch bemerken, wie Aristoteles bestimmt Tugenden des Verstandes und ethische Tugenden unterscheidet (Ethica 1, 13. u. 2, 1. man vergl. Rhetor. 2, 12.), und daß er unter den letzteren durchaus nur solche Beschaffenheiten versteht, die aus dem Begehrungsvermögen, wie es durch die Empfindungsweise bedingt ist, entspringen. An Moralität in unserm Sinne ist gar nicht zu denken, selbst nicht in der Poetik Kap. 2., (der wahren Parallelstelle zu der gegenwärtigen) wo es noch am meisten so scheinen könnte, wo aber Buhle den Sinn verfehlt,

und nur Hermann ihn getroffen hat. Es ist also nicht von moralischer Malerei die Rede, und Polygnotus wird nicht ein moralischer Maler genannt, sondern ein ethischer, etwa in dem Sinne, wie Theofrast ethische Charaktere schrieb, unter denen nicht ein einziger tugendhafter ist. Der Grund demnach, warum Aristoteles der Musik vor der Malerei hinsichtlich auf deren Wirkungen auf das Gemüth den Vorzug giebt, ist der, weil die Musik die Empfindungen selbst darstellt (μιμηματα ἠθων), die Malerei aber nur ein Abbild ὁμοιωμα των ἠθων), ja nur ein Zeichen σημεια μαλλον) derselben, Gestalt und Farbe nämlich als körperlicher Ausdruck der Empfindungen, des Gemüthszustandes. Der Eindruck davon ist daher so tief nicht auf das Gemüth. Da die Malerei aber doch einen, wenn gleich nicht so tiefen, Eindruck mache; so erklärt es Aristoteles für nicht gleichgültig, ob ein Jüngling die Gemälde Pausons oder des Polygnotus betrachte, oder überhaupt solcher Maler und Bildner, die wahrhaft ethisch sind. Nach den angegebenen Erklärungen kann dieß in diesem Zusammenhange nichts anders heißen als: es ist besser echt charakteristische Bildnerei zu betrachten, als solche, die dieß nicht ist. Gewiß würde man aus dieser Stelle auch nicht mehr gefolgert haben, wenn nicht die Parallelstelle in der Poetik wäre. Unglücklicher Weise unterliegt aber

auch diese Stelle Schwierigkeiten, die noch nicht einmal aufgedeckt sind: so viel geht indeß doch daraus hervor, daß Polygnot und Pauson als Ideal- und Karikatur-Maler sich entgegengesetzt werden. Jener wird dem Homer und der Tragödie, dieser dem Hegemon, dem ersten Parodiendichter, und der Komödie (die damals Karikatur und Groteske war) gleich gestellt. Geht nun aber diese Gleichstellung auf das Moralische oder auf das Aesthetische? Zuverläßig nur auf das Letzte.

Schon aus diesem Wenigen, was hier angeführt werden konnte, ergiebt sich, daß Wielands Tadel des Aristoteles so wenig begründet ist, als mancher andre. Aristoteles spricht zwar kalt von der Malerei, wie es solcher Untersuchung ziemt, aber nicht als ein Unkundiger; vielmehr hat er hier das Resultat einer tiefen Forschung niedergelegt.

Ob er etwa den Polygnotus eben so, wie man von Neueren in Ansehung eines Cimabue, Giotto u. A. sagt, überschätzt habe (s. Aristoteles), weiß ich nicht, wohl aber, daß seine Urtheile über denselben ihn als Kunstkenner nicht verdächtig machen können. Aber auch hierüber ist noch manches auszumachen. In der Poetik Kap. 6. erklärt er, viele Dichter verhielten sich zu einander wie Zeuxis und Polygnotos; dieser war ein guter Etograph (Gemüthsmaler), die Gemälde des Zeuxis aber haben kein Ethos (charakteristischen Ausdruck der

Gemüthszustände). Daß er dem Zeuxis hiermit nicht zu nahe treten wollte, ergiebt sich aus dem, was er K. 25. (b. Hermann 26, 28.) von ihm rühmt, wobei es scheinen könnte, er rühme dasselbe von ihm, was er Kap. 2. von Polygnotos gerühmt hatte, was jedoch der Fall nicht ist. Der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß zu diesem Urtheil über Zeuxis Luzian in seinem Aufsatz über ihn den vollkommensten Kommentar geliefert hat. Dann rühmt ihn Aristoteles wegen der Vollkommenheit seiner Formen, und man sieht, wie genau er es mit seinem Urtheil nahm. Der angegebene Gegensatz zwischen beiden Künstlern kann nun dienen, bei Aristoteles manches bisher immer noch Dunkle mehr zu erhellen.

6.

Pernette du Guillet,

genannt La Cousine.

Diese Lyonerin des 16ten Jahrhunderts that sich, wie ihre Zeitgenossin der Loyse Labé (s. diese), durch ihre Geschicklichkeit in den Musenkünsten hervor. Wenn sie vielleicht, als Dichterin, der Loyse Labé den Vorzug lassen mußte, so wich ihr diese hingegen im Talent für die Musik; denn Pernette sang ungemein schön, und spielte die Laute und andre damals übliche Instrumente, womit man den Gesang zu begleiten pflegte, in großer Vollkommenheit. Auch war sie darin glücklicher als Loyse, daß sie ihren guten Namen unbefleckt erhielt. Sie liebte nur einmal, und vermälte sich mit ihrem Liebhaber, *) (den sie als einen Filosofen und Vertrauten der Musen beschrieb) eh die Verläumdung Zeit gewann ihnen etwas anzuhaben. Sie verstand, sagt

*) Er hieß vermuthlich Cousin, und daher erhielt sie, nach damaliger Sitte, den Beinamen die Cousine.

man, Latein, Italienisch und Spanisch, und fing eben an, sich auch aufs Griechische zu legen, als sie in der Blüthe ihres Lebens starb. Ihr Mann, dem alles, was ihm von ihr übrig geblieben, kostbar war, sammelte ihre Gedichte nach ihrem Tode, und du Moulin druckte sie zu Lyon im Jahr 1545. unter dem Titel Rimes de gentille et vertueuse Dame, Pernette de Guillet. In der Folge wurden noch zwei Ausgaben davon gemacht, welches wenigstens beweist, daß sie damals mit Beifall gelesen wurden. Der Parnasse des Dames liefert ein paar Stücke von ihr, *) wovon das zweite, Fantaisie à l' occasion de son Amant, qui peu après devint son Mari, eine Tändelei ist, der um sehr artig zu seyn, nur die feinere Wendung, die elegantere Dikzion und die schönere Versifikazion, d. i. nur das fehlt, was in unsrer Zeit auch der mittelmäßigste Französische Versemacher hat, und was in der ihrigen den Besten mehr oder weniger mangelte. Die Naivetät, womit Pernette in diesem Gedichte den Einfällen einer von der ersten Liebe ins Spiel gesetzten Fantasie, Formen und Worte leiht, beweiset zugleich ihre Unschuld, und wie sehr es Zeit war, daß der Gott der Ehen sich in die Sachen

*) In den Annales poetiques stehen noch zwei andre ihrer Stücke, le Triomphe des Muses sur l' Amour und les Obseques de l' Amour.

mischte. „Wie oft (sagt sie) hab' ich mir ganz heimlich gewünscht, mich an einem schönen Sommertag ganz nahe bei einer klaren Quelle zu finden, wo mein Verlangen mit Jemand lustwandelt, der seiner schönen Seele, die mir so viel Vertrauen einflößt, die Filosofie zur Führerin gegeben hat. Auch allein würde ich nichts in seiner Gesellschaft fürchten, denn auch allein wär' ich in der Gesellschaft und im Schutz seiner Ehrbarkeit und Tugend.“ Wenn sie nun (fährt sie fort) recht lange mit ihm dem Lauf des kleinen Baches zugesehen hätte, so würde sie ihren Freund seinen filosofischen Betrachtungen überlassen, sich unvermerkt von ihm hinwegschleichen, und sich ganz nackend ins Wasser werfen; aber doch möchte sie dann auch ihre kleine Laute, scharf gestimmt, bei sich haben, und wenn sie erst ein wenig präludirt und sich der Reinheit ihres Tons versichert hätte, auf einmal einen Gesang anstimmen, um zu sehen wie er sich dazu geberden würde. „Wenn er dann gerade auf mich zu käme, so wollt' ich ihn ganz getrost herankommen lassen; aber wenn er mich nur mit einem Finger anrühren wollte, flugs würd' ich ihn, aufs wenigste, eine ganze Hand voll Wasser aus der klaren Quelle gerade ins Gesicht und in die Augen spritzen; und dann wollt' ich daß dieß Wasser die Kraft hätte ihn in einen Aktäon zu verwandeln — aber nicht um ihn als Hirsch von seinen Hunden zerreißen und fressen zu lassen, sondern nur daß er mir,

wie ein Leibeigner, überall nachfolgen und dienen müßte, so lange bis Diana neidisch über mich würde, daß ich ihr ihre Macht geraubt hätte. Wie glücklich und groß würd' ich mich dann schätzen! Gewiß ich würde eine Göttin zu seyn glauben! Aber (unterbricht sie sich selbst plötzlich) wär' ich dann auch wohl fähig, um meine kleine Eitelkeit zu befriedigen, ihm ein so großes Leid anzuthun?"

Laissons l' aller les neuf Muses servir,
Sans le vouloir dessous moy asservir,
Sous moy, qui suis sans grace et sans merite.
Laissons l' aller, qu' Apollon je n' irrite;
C' est lui, qui seul par ses ecrits s' attend
Faire bientôt dire la Renommée,
Entre les bras de sa très-bien aimée,
Combien il est amoureux et content.

Aber gerade das, was wir an den Produkten der schönen Geister unter Franz dem Ersten vermissen, vermißte damals Niemand; und also gefielen sie ihren Zeitgenossen, so wie, um eben diese Zeit, die Poeterei unsers Hans Sachsen und andrer Meistersänger unsern Vorfahren gefiel; ja, wie noch erst vor vierzig Jahren sogar die platten Reimereien eines Neukirch und Stoppe in Deutschland von Gelehrten und Ungelehrten mit fast allgemeinem Beifall belohnt wurden. Denn auch das

Schlechte gefällt so lange, bis unter einer jüngern Generazion was bessers erscheint; und selbst nachdem der Geschmack eines Volkes durch Werke, die bei der Nachwelt das goldne Alter seiner Sprache und Literatur bezeichnen, geläutert und fixirt scheinen sollte: macht der Unbestand, der dem Menschen noch natürlicher ist als die Liebe zur Vollkommenheit, endlich gleichgültig gegen das Schöne, dem der Reitz der Neuheit fehlt. Unvermerkt stimmt sich der Geschmack bei Vielen, ja zuletzt bei den Meisten, wieder zu dem was über oder unter der feinen Linie ist, in welcher das wahre Schöne fließt,

quamque ultrà citraque nequit consistere rectum,

und eine Menge Werke gefallen gerade um deßwillen, weßwegen man sie zehn Jahre vorher mit Ekel weggeworfen hätte. So ist nun einmal das Geschlecht des Prometheus gemacht, und wahrlich, eher wird der so lange gesuchte Stein der Weisen gefunden werden, als das Geheimniß, den Geschmack eines Volkes in irgend einem Fache auf das wahre Schöne und Gute zu fixiren.

H.

I.

Haller.

1778.

Albrecht Haller wurde den 16ten Oktober 1708. in Bern geboren. Seine Mutter war eine geborne Engel. Sein Vater Emanuel Haller war zuerst Advokat, und erhielt nachher die Stelle eines Kanzlers der Landvogtey Baden.

Sobald H. lesen und schreiben konnte, waren diese Hülfsmittel des Unterrichts sein liebster Zeitvertreib. Er durchlas alle Bücher, die er aufbringen konnte, selbst einen Bayle und Moreri, zu einer Zeit, da sich die Jugend nur mit Mährchen nährte. Schon damals versuchte er jedes Muster nachzuahmen, und sammelte mit größtem Fleiße alles, was in die Gelehrten-Geschichte einschlagen konnte. Diese seine so früh angefangene Sammlung zur Gelehrten-

Geschichte hat er bis an seine akademischen Reisen fortgesetzt, und auf einige tausend Artikel von Gelehrten gebracht; nachher aber als eine unvollkommene Arbeit unterdrückt. Er genoß des Hausunterrichts eines gewissen Abraham Baillodz, der wegen seiner sonderbaren Meinungen als Pfarrer abgesetzt worden war. Dieser Mann hatte ihn so strenge behandelt, daß er einem Freunde eingestand: er habe, lange Jahre, nachdem er diesem Pädagogen entzogen worden, bei gelegentlichem Anblick desselben, jedesmal eine Erinnerung der ehmaligen Furcht wieder empfunden. Die trockne Lehrart dieses Mannes diente indeß den Fleiß des jungen Haller zu verdoppeln. Er zeichnete für sich Wörter, Erklärungen, Thatsachen auf, beschäftigte sich mit den Regeln der Sprachfügung und Rechenkunst ohne Anleitung. Im neunten Jahr übersetzte er aus dem Griechischen und hatte den Anfang mit dem Hebräischen gemacht. Im 13ten Jahre brachte ihn der Tod seines Vaters wieder nach Bern zurück, und hier zeichnete er sich vor andern in den öffentlichen Schulen aus. Er legte seine klassischen Proben unter dem bestimmten Alter ab, und lieferte in Griechischer Sprache das Thema, das man in lateinischer von ihm gefordert hatte. Achtzehn Monate brachte er hier im öffentlichen Unterrichte zu, und begleitete nachher einen seiner jungen Freunde nach Biel, wo er von dem Vater des-

selben, einem gelehrten Arzte, in der Filosofie angeführt werden sollte.

Der Vormund und seine Verwandten hatten ihn zum Predigtamt bestimmt; der Aufenthalt in diesem Hause aber entschied seine Wahl für die Arzneiwissenschaft. Mit Antritt des 16ten Jahres ging er nach Tübingen und studirte unter Camerarius und Duvernoy. Er legte bald öffentliche Proben seines Fleißes ab, und disputirte über eine vorgebliche Entdeckung eines Speichelganges von Coschwizen; dessen irrige Vermuthung Duvernoy durch anatomische Untersuchungen an Thieren, und Haller durch Zergliederung an menschlichen Leichnamen wiederlegten.

Den ganzen Tag und oft einen Theil der Nacht wendete er auf seine Studien, ohne sich durch jugendliche Ergötzungen zerstreuen zu lassen.

Boerhavens Ruhm führte ihn nach Leyden, wo er im Jahr 1725. eintraf. Hier fand er, neben dem mündlichen Unterrichte dieses großen Mannes, einen wohlunterhaltnen botanischen Garten, ein ordentlich bedientes anatomisches Theater, reiche Sammlungen von Naturalien, den vollständigsten Büchervorrath. Der junge Albinus zeigte schon außerordentliche Kenntnisse in der Anatomie; und in Amsterdam lebte noch der berühmte Ruysch, der Erfinder der Injekzion, und arbeitete noch in dem 90sten Jahre seines Alters.

Einige Schwächung seiner Gesundheit machte Hallern eine Reise zur Erholung nöthig, die er mit zwei Freunden aus Bern durch die Provinzen von Nieder-Deutschland unternahm. Hier machte er viele nützliche Bemerkungen, und besuchte einige Höfe, mit denen er nachher in Verbindung kam. Nach seiner Rückkunft in Leyden erhielt er die Doktorwürde in seinem 18ten Jahre. Hierauf trat er seine Reise an, und machte mit England den Anfang. In London trat er in eine genaue Verbindung mit dem Ritter Hans Sloane, dessen Naturalien-Sammlung schon damals eine der ersten in Europa war, mit Plumtree und Cheselden, Direktoren des großen Thomas-Spitals, und mit Douglas, der mit so vielem Ruhm anatomische Vorlesungen hielt. Nach einem kurzen Besuch zu Oxford ging er nach Frankreich über, und ward ein fleißiger Zuhörer Winslows zu Paris. Hier besuchte er auch oft den berühmten Wundarzt le Dran in dem Spital der Charité. Im Febr. 1728. ging er nach Basel, unter Joh. Bernoulli die höhere Mathesis zu studiren, und es finden sich unter seinen Papieren noch die Proben des glücklichsten Fleißes in dieser Wissenschaft. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Herrn Stähelin, nachmaligen Professors zu Basel, und des Professors und Chorherrn Geßners zu Zürich. In der Gesellschaft des letztern unternahm er die erste Reise nach den Alpen, und legte

also den ersten Grund zu seinem großen botanischen Werke. Im 21sten Jahre kam er als Mann und Gelehrter in seine Vaterstadt zurück. Er widmete sich Anfangs der ausübenden Arzneywissenschaft, und ward bald gleich den ältern Aerzten zur Besorgung des Krankenspitals gezogen. Er erhielt obrigkeitliche Unterstützung, öffentliche Zergliederungen anzustellen. Man übergab ihm auch die Besorgung der Bibliothek, wobei er Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse von Büchern, Alterthümern und Münzen an den Tag zu legen.

Ungeachtet seines kurzen Gesichts war die Botanik immer seine liebste Ergötzung. In den Sommermonaten von 1730-1736. that er wiederholte botanische Reisen auf den Jura und die Alpen, bis an die Eisberge; und fand im Bezirke seines Vaterlandes die ausgedehnteste Sammlung von Pflanzen, von den Norwegischen bis an die äußersten Gegenden Italiens. Durch seine Gedichte, wo sich der filosofische Geist überall in das herrlichste poetische Gewand kleidet, erwarb er sich einen frühen Ruhm; so wie seine botanischen und anatomischen Schriften ihn der gelehrten Welt als ein selten Fänomen ankündigten. Die Kön. Schwedische Akademie zu Upsala nahm ihn frühzeitig zu ihrem Mitgliede auf.

Im Jahr 1736. erhielt er bei Stiftung der Universität Göttingen den Ruf als Professor der Medizin,

Anatomie und Botanik. Er unternahm die Reise mit 3 jungen Kindern, und hatte das Unglück, einen Monat nach seiner Ankunft seine geliebte Mariane zu verlieren, die von den Folgen eines gleich bei der Einfahrt in Göttingen geschehenen Falles starb. Siebzehn Jahre, als den Zeitlauf seines thätigsten Lebens, brachte er hier zu. Viele bei der Universität noch mangelnde Anstalten beförderte er. Unter seiner Aufsicht ward ein anatomisches Theater errichtet, der medizinische Garten angelegt, und zur Bequemlichkeit der fernern Aufsicht zunächst an demselben eine eigene Wohnung für ihn angebaut. Junge Maler wurden von ihm zu anatomischen und botanischen Zeichnungen angeführt, eine Sammlung von Präparaten angeschafft, die Einrichtung einer Gesellschaft von Wundärzten, und eine Schule für Hebammen besorgt. Auch ward ihm die Ausführung der Anstalten für die Reformirte Kirche zu Göttingen aufgetragen: und er hatte den vornehmsten Antheil an der ersten Einrichtung der dortigen Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Sein erstes Werk, das seinen Ruhm in ganz Europa entschieden hat, sind die Auslegungen über die akademischen Vorlesungen Boerhav's. Diese Arbeit zog ihm einen heftigen Streit mit Hamberger in Jena zu. Dieser war der alten Theorie des Galenus zugethan, nach welcher das Athemholen einer zwischen dem Brustfell

und der Lunge befindlichen, und durch das wechselweise Anziehen der unter den Rippen liegenden Muskeln gepreßten oder freigelassenen, Luft zugeschrieben wird. Auch die Konsultazionen Boerhav's und seine Anleitung zu den Studien eines Arztes sind durch Hallers Bemerkungen brauchbar gemacht worden.

Indessen gab er seine Schweizerischen Pflanzen heraus, die ein Auszug aus 20 Folianten gesammelter Kräuter und botanischer Beschreibungen waren. Auf diese folgten seine anatomischen Tabellen, in denen besonders die Lage und Verbindung der Schlagadern beleuchtet wird. Nachher gab er den Umriß seiner Fysiologie heraus.

Der berühmte Minister von Münchhausen that, aus Liebe zu den Wissenschaften, und aus Achtung für Hallers Verdienste, alles was er konnte, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Er bekam bald den Charackter als Leibarzt und Königl. Hofrath; 1749 beschenkte ihn der König mit einem vom Kais. Hofe ausgewirkten Adelsbrief; und nachher ward er zum beständigen Präsidenten der Königl. Akademie der Wissenschaften ernannt.

Nach dem Wunsche, den der berühmte Dillenius auf seinem Sterbebette geäußert hatte, ward er an desselben Stelle nach Oxford berufen. Eine ähnliche Einladung hatte er nach Utrecht erhalten, nachdem der jüngere Albinus zu der Versammlung der Staaten befördert worden. Von Seiten des

Königs von Preußen erging ein gleicher Antrag an ihn, mit der Anerbietung sich seine Bedingungen selbst zu setzen wie's ihm beliebte. *)

Im Jahr 1745. ward er zu einem Mitgliede des großen Raths in Bern ernannt. Diese Beförderung, und das Verlangen, einen freien Gebrauch seiner Zeit zu gewinnen, erweckte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterland. Die feuchte Luft in Göttingen ward ihm von Tag zu Tag beschwerlicher. Die gespannten Nerven wurden immer empfindlicher; eine Lähmung der Hand machte das Schreiben beschwerlicher; er besorgte die Verminderung des Muths zur Arbeit, die für einen geschäftigen Geist den angenehmsten Genuß des Lebens ausmacht.

Im März 1753. trat er mit Einwilligung der Hannöverschen Regierung diejenige Reise nach der Schweiz an, die sein Schicksal für die übrige Zeit seines Lebens entschieden hat. Er erhielt durch das

---

*) Der König fand sie jedoch zu hoch, und die Unterhandlung zerschlug sich. „Die Konditionen, schrieb Sulzer an Bodmer im Nov. 1755, auf welche Haller nach Halle kommen wollte (Engagement auf zehn Jahre, dreitausend Thaler Besoldung, die Würde des Kanzlers, die Curatel der Universität, Freiheit alle Jahre zu reisen u. s. f.), sind dem König zu groß vorgekommen; also wird nichts aus der Sache." Briefe der Schweizer herausg. v. Körte S. 256.

Loos das Amt eines Amtmanns, eine Vorbedienung, mit welcher besondere Vortheile für seine Kinder verbunden waren; nämlich das Vorrecht, bei sich ereignender Ergänzung des großen Raths ein Subjekt zu empfehlen. Nachher hat er das Amt eines Oberdirektors der Salzwerke zu Roche und beinahe zwei Jahre lang zugleich die Statthalterschaft in der Landvogtey Aehlen bekleidet. Außerdem hat er dem Staat bei außerordentlichen Aufträgen, und durch seinen Rath als Beisitzer besondrer Dikasterien, die wichtigsten Dienste geleistet, und zwar zuerst bei dem höchsten Ehegericht und nachher bei dem Oberappellazionsgericht der Deutschen Lande. Das Waisenhaus zu Bern hat ihm seine erste Einrichtung zu danken.

Die Schriften der Göttingischen Akademie der Wissenschaften bereicherte er durch seine Aufsätze. Die Göttingischen Anzeigen haben unzählige Auszüge merkwürdiger Schriften mit der zuverläßigsten Berichtigung von ihm erhalten. Bei seinem ungemein ausgedehnten Briefwechsel war er jederzeit genau und fleißig in jedem Geschäfte.

Seine erste Muße in der Vaterstadt wandte er dazu an, Beobachtungen über die Entwicklung des thierischen Keims in den Eyern anzustellen. Er hatte schon ehedem, bei Erklärung der Boerhavischen Lehre, von einigen sehr genauen Beobachtungen über die dunkle Theorie der Erzeugung Gebrauch gemacht. Einige Jahre nachher widerlegte er mit vieler Beschei-

denheit die Meinung des Herrn von Büffon von den innern Formen und den organischen Körperchen. Er zergliederte selbst viele Weibchen vierfüßiger Thiere kurze Zeit nach der Schwängerung, und überzeugte sich, daß der Embryo ursprünglich der Mutter eigen sey. Bei den Eiern fand er, daß das Gelbe oder der Dotter den wesentlichen Urstoff des künftigen Vogels ausmache.

So stellte er auch Bemerkungen über den Wachsthum der Gebeine und ihrer Wiederherstellung nach zufälligem Bruch, über die innere Gestalt des Gehirns und der Augen bei Vögeln und Fischen, auch über die Augen einiger vierfüßigen Thiere an.

Die beträchtlichste seiner gelehrten Arbeiten ist indessen die ausführliche Behandlung der Fysiologie. Er war Willens sie noch psychologisch zu behandeln, wenn er länger gelebt hätte; nämlich die Bildung des Leibes als eines Werkzeugs der Wirksamkeit der Seele zu betrachten, und den Einfluß des Willens und der Leidenschaften auf einzelne Theile des menschlichen Körpers zu erklären.

Die Botanik und Anatomie hat ihm unzählige neue Beobachtungen und Aussichten zu danken.

In der Organisazion des menschlichen und thierischen Körpers vermuthete er eine eigene Kraft, von welcher alle Triebe des Lebens abhangen, und die von der elastischen Eigenschaft fester Körper verschieden seyn muß. Dieses Vermögen, das in der Reiz-

barkeit des Herzens, der Muskeln, der Eingeweide und verschiedner kleinerer Theile besteht, und mit der Empfindsamkeit der Nerven nichts gemein hat, stellte Haller unter unzähligen anatomischen Versuchen immer deutlicher und überzeugender dar. Die Wirkungen desselben zeigen sich in Oscillazionen des ersten sichtbaren Punktes in dem Keime eines durch die Bebrütung erwärmten Eyes; und es muß für den Ursprung des ersten Triebes zum Wachsthum und Leben erkannt werden.

Wenn man ihn auch nicht für den Erfinder der Irritabilität der Fibern erkennen wollte; so gehört ihm doch der Ruhm, dieses Vermögen in seiner ganzen Ausdehnung an den Tag gelegt, und dadurch das Geheimniß der Natur in unserm körperlichen Leben aufgedeckt zu haben. So wie die Fibern, hat auch das Geblüt eine besondre Kraft zu reizen von dem Schöpfer erhalten. Diese gegenseitige Wirkung erklärt auf die einfachste Weise die fortgesetzte Bewegung des Herzens und den Umlauf des Geblüts durch alle Adern. Nimmt man ferner an, daß die Fibern der Muskeln oder andrer Theile des Körpers so bestimmt sind, daß ihre Reizbarkeit durch eigne Flüssigkeiten erweckt wird: wie in den Muskeln durch den Nervensaft, in den Eingeweiden durch den Chylus oder die Dauungssäfte, in den Drüsen durch die Feuchtigkeiten, die sich in denselben sammeln und vervollkommnen: so können wir uns von dem ganzen

animalischen Triebwerk einen Begriff machen. Mit eben so vieler Gründlichkeit hat Haller das Leibnitzische System von dem Ursprung des gegenwärtigen Zustandes unsrer Erde, und die hierüber vom Herrn del Moro, einem gelehrten Italiäner, vorgebrachten Gründe widerlegt.

Wer kennt nicht seine in der Manier Fenelons geschriebene Romane, die in alle Sprachen übersetzt sind, seinen Usong, Alfred, Fabius und Cato? Auch seine Bemühungen, die Wahrheit der christlichen Religion gegen den Deismus zu vertheidigen, verdienen allen Dank.

Ich schweige bloß deßwegen hier von seinen Gedichten, weil ihr Werth vom Vaterlande längst anerkannt und durch so viele Uebersetzungen bei den Außländern bestätigt ist. Tiefer Sinn, starker blühender Ausdruck, sind ihr Charakter, der sich unter allen fremden Verkleidungen beständig erhalten hat.

Im Umgange war Haller, unter Leuten die an Wissenschaft und Unterricht einen Gefallen hatten, mehrentheils gefällig und aufgeweckt. Er besaß eine gründliche Kenntniß aller Theile der Naturlehre, der neuern und ältern Geschichte, auch einzelner Staaten, besonders was ihre Kultur und Produkte anbelangt. Alle Entdeckungen in allen Welttheilen waren ihm aus Reisebeschreibungen bekannt. Er hatte sogar

eine grosse Belesenheit in Romanen und Schauspielen.

Er war von langer ansehnlicher Gestalt; seine Fysionomie war, theils wegen des kurzen Gesichts, theils wegen der angewöhnten Spannung der Muskeln, gemeiniglich ernsthaft, voll Ausdrucks, und je nach der lebhaften Abwechslung der Gedanken verschieden. Die zunehmende Stärke des Leibes, die schon bemerkte Schwachheit des Gesichts, die Gewohnheit einer kleinen fast unleserlichen Handschrift, mußten ihm die Arbeit erschweren. Er konnte sich nicht enthalten, des Tages gleich nach den Mahlzeiten, und noch bei später Nacht, zu lesen und zu schreiben. Bei dem allen gelangte er an die siebenzig Jahre. Er starb den 12ten December 1777.

Seine erste Gemalin war Mariane, die älteste Tochter von Samuel Weiß, Herrn zu Mathod und La Mothe; von dieser Ehe leben noch ein Sohn und eine Tochter. Die zweite war Elisabeth, eine Tochter des Hrn. Buchers, Mitglieds des engern Raths und Venners der Republik. Die dritte war eine Tochter des berühmten Teichmeier zu Jena. Aus dieser Ehe hinterließ er drei Söhne und drei Töchter.

Er war Erbherr zu Goumorns Le Jux und Eclaguens, Mitglied des grossen Raths der Stadt und

Republik Bern, ehedem Obersalzdirektor zu Roche, und Landvogt zu Aehlen, Präsident der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und der ökonomischen Gesellschaft zu Bern; der Kön. Akademie der Wissenschaften zu Paris, auch vieler andern berühmten Akademien und gelehrten Gesellschaften Mitglied; Königl. Großbritt. Leibarzt, Ritter des Königl. Schwedischen Ordens des Polarsterns, und Kurhannöverscher Hofrath.

Wenn jemals ein Gelehrter in dem Falle war, daß die simpelste Erzählung dessen, was er gethan, die beste Lobrede ist, die man ihm halten kann: so war es der große Mann, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind. Sie sind ein Auszug aus der Gedächtnißrede, die ihm von Herrn Bernhard Tscharner gehalten worden. Das Bild, das uns darin von dem außerordentlichen Manne gemacht wird, ist freilich nur ein Schattenriß eine Plutarchische Biografie, mit allen den kleinen individuellen Zügen und Geschichtchen von seinem moralischen, bürgerlichen, häuslichen und literarischen Leben würde etwas mehr seyn; würde sich dagegen ungefähr wie ein von Hans Holbein gemaltes Bildniß zu einem Schattenriß verhalten. Aber auch eine Plutarchische Lebensbeschreibung, was wäre sie gegen

eine von dem großen Manne selbst, mit der Offenherzigkeit des alten Lucils:

> ut omnis
> votiva pateat veluti descripta tabella
> vita Senis —

ohne Rücksicht auf die Welt bloß sich selbst erzählte fysiologisch-psychologische Geschichte seines Geistes und innern Lebens — wenn wir den Mystikern dieses Wort abborgen dürfen. Welch ein kostbares Vermächtniß könnte ein solcher Mann der Nachwelt hinterlassen! Und wenn er den Muth gehabt hätte, so tief in sich selbst hinein zu schauen, als der Blick des Bewußtseyns eindringt, und die Aufrichtigkeit, sich so zu zeichnen, wie er sich selbst kannte: welch ein lehrendes Beispiel wäre eine Beschreibung dieser Art! Doch vielleicht, sagt Herder, wär' es nicht einmal gut und nützlich, das tiefste Heiligthum in uns, das nur Gott und wir kennen sollen, jedem Thoren zu verrathen. Ich setze hinzu: Auch die gebrechliche Seite eines vortrefflichen Menschen, die Flecken, die sein Glanz bedeckte, die geheimen Narben seiner Seele, die Grenzen seiner Tugenden, u. s. w. jedem Thoren zu verrathen, möchte nicht nützlich seyn. Und am Ende, wo ist der Sterbliche, dem es zukommt, in

demjenigen, was wir an Menschen Verdienst und Tugend nennen, das Echte und Reine genau von dem zu scheiden, was in dem allbewährenden Feuer einst verzehrt, oder als Schaum ausgeworfen und als Schlacken zu Boden gestürzt werden wird?

2.

Heloise.

1781.

Wenn man auch diejenigen zu den Autoren zählen darf, die es bloß zufälligerweise, und gleichsam ohne Vorsatz und Absicht, geworden sind; die ohne einige Rücksicht auf die Welt, und ohne sich was davon träumen zu lassen, daß sie nach vielen Jahrhunderten noch gelesen, kommentirt, übersetzt und nachgeahmt werden könnten, blos aus Drang ihres Herzens, für sich selbst und für einen Einzigen, der ihnen alles war, geschrieben haben: so verdient wohl die durch ihr Liebesbündniß mit dem Weltbekannten Abälard und durch ihre Briefe an ihn so berühmt gewordene Heloise, um so mehr den ersten Platz unter denselben, als diese Briefe, die einzigen in ihrer Art, etwas sind, was durch keine Macht der Imaginazion hätte erfunden werden können. Briefe von einer Nonne an einen

Mönch — aber, Himmel! von welch einer Nonne! und an welch einen Mönch! Nie hat wohl die Welt ein Paar Liebende gesehen wie dieses. Nie hat, seit der unglücklichen Dichterin Sappho — die durch ein Dutzend Verse berühmter geworden ist, als manche Poeten durch eben so viele Tausende — ein Weib gelebt, daß vom Dämon der Liebe so ganz überwältigt und besessen, alle Widersprüche dieser wundervollen Leidenschaft in ihrem Herzen so vereinigt — alles was sie Schönes und Erhabenes, alles was sie Zügelloses und Unsinniges hat, in so hohem Grade erfahren — den ganzen Himmel ihrer Freuden, die ganze Hölle ihrer Qualen, mit ihren Gefühlen so erschöpft — kurz so viel für Liebe gethan, so viel durch Liebe gelitten, so ganz für Liebe gelebt — und, bloß indem sie dem Strom ihres Herzens und dem lodernden Feuer ihrer Fantasie den Lauf ließ, die Liebe so vollkommen geschildert hätte, wie Heloise.

Ihre Briefe sind kein Roman — aber für den Dichter, der die Leidenschaften in der unverfälschten Natur studiert — für den Filosofen, der in den Tiefen des menschlichen Herzens nach Wahrheit forschen will, sind sie kostbare Urkunden aus dem Archive der Menschheit. Auch von Seiten des Geschmacks und des Talents zu schreiben, gebührt diesen Briefen (mit gehöriger Nachsicht gegen das

Jahrhundert, *) worin sie lebte) eine der ersten Stellen unter allem was jemals aus der Feder eines Weibes gekommen ist. Ihr Latein ist freilich nicht das vom Jahrhundert Augusts; **) aber indem sich alles Feuer ihrer Seele darin ergossen hat, ist es zu einem geschmeidigen, bildsamen, alle Formen ihres Gefühls und ihrer Gedanken annehmenden Stoff geworden, und Quintilian selbst hätte ihre Briefe mit Vergnügen lesen müssen. Wenigstens ist gewiß, daß Abälard, der für den scharfsinnigsten Kopf und für einen der beredtesten Männer seiner Zeit galt, in der Schönheit und Stärke des Ausdrucks eben so weit als in der Inbrunst der Liebe hinter ihr zurück bleibt.

Die Französische Sprache war zu Filipps I. Zeiten noch zu wenig kultivirt, ***) als daß sie

---

*) Die Zeiten Philipps I., Ludwigs VI. und VII. Heloise starb als erste Aebtissin zu Paraklet im Jahre 1163.

**) Der durch seine Briefe, Memoiren und Histoire amoureuse des Gaules bekannte Graf von Bussy-Rabutin mußte sein Schul-Latein ziemlich vergessen haben, da er in einem seiner Briefe sagte, er habe nie schöner Latein gesehen als Heloisens. W.

***) L'espece de Jargon mêlé du Celte, du Tudesque et du Latin (d. i. was man damals Langue Ro-

das Organ solcher Seelen wie Heloisens und Abälards hätte abgeben können. Die Lateinische scheint damals noch die Lieblingssprache der Leute von Erziehung gewesen zu seyn; wenigstens diejenige, in welcher geschrieben wurde, und so schrieb auch Heloise in der Lateinischen, in welcher sie, wie der Augenschein zeigt, eine große Fertigkeit hatte. Erst unter der Regierung Filipps des Schönen unterwand sich Jean de Meun, genannt Clopinel, ihre Briefe in die vulgare Französische Sprache zu übersetzen, die sich durch Rusticien von Puise, den ersten Kompilator der Romanen von König Artus und der Tafelrunde, und durch Wilhelm von Loris, den ersten Erfinder und Verfasser des berühmten Roman de la Rose, unter den vorgehenden Regierungen schon ziemlich gebildet hatte. Es ist eben dieser Clopinel, der sich ungefähr 40 Jahre später einfallen ließ, dieses von dem sinn=

mane oder Romance nannte, und was die Matrix der heutigen Französischen Sprache ist) commencoit vers la fin du XI siècle à se polir et à s' enrichir; mais les Auteurs n' osoient encore s' en servir dans les ouvrages d' eloquence ni dans ceux d' agrement, — sagt der Graf von Tressan in seinem Aufsatz über den Zustand der Französischen Literatur im 12ten und 13ten Jahrhundert. Vornehmlich war das Lateinische in diesen Zeiten die Sprache der Klerisey; und Heloise und Abälard gehörten, als sie einander ihre Briefe schrieben, beide zu diesem Stande. W.

reichen Loris unvollendet hinterlassene romantische Gedicht zu vollenden, und darin ungefähr eben so reusirte, als wenn ein Griechischer Ostade die Venus des Apelles hätte vollenden wollen. Gleichwohl nahm man's damals nicht so genau, und Clopinel wurde von Ludwig dem Schönen für die 18580 geschmacklosen Verse, worin er die halb entfaltete keusche Rose seines Vorgängers deflorirte, zum Vater der Französischen Literatur erklärt. Was aus Heloisens Briefen unter den groben und schmutzigen Fäusten dieses eben so geschmacklosen als fruchtbaren Versemachers geworden seyn mag, kann man errathen, wenn man ihn aus seiner Entwickelung des Romans von der Rose kennen gelernt hat. Unter den neuern Französischen Uebersetzungen hat diejenige den meisten Beifall erhalten, welche der Graf von Bussy-Rabutin im J. 1687 bekannt machte. Malherbe führt sie in einer Französischen Grammatik, die er damals herausgab, als ein Muster der schönsten Sprache und der geschmackvollsten Art zu übersetzen an. Heutiges Tages würde von diesem Lobe ziemlich viel abgehen. Denn welcher noch so kleine Französische Bel-Esprit würde sichs nicht zur Schande rechnen, nicht besser zu schreiben, wie Bussy-Rabutin geschrieben hat? Ein gewisser Dubois, ein Autor, der eben so gut gar keinen Namen hätte (vielleicht einer von den Reformirten, die, nach Aufhebung des Edikts von Nantes, in

in Holland Zuflucht suchten), kam, vermuthlich aus Finanzabsichten, auf den Einfall, die Liebesgeschichte Abälards und Heloisens zu einem kleinen historischen Roman umzuschaffen. *) Diese Art von Nouvellen waren damals sehr in der Mode, und der Roman dieses Dubois, so platt er ist, hat, Dank sey den Namen Abälard und Heloise! nicht weniger als acht Ausgaben erlebt; vermuthlich um der Briefe dieser Liebenden willen, welche Dubois seiner Nouvelle beifügte. Die beste prosaische Uebersetzung ist diejenige, welche Dom Gervaise (ehemaliger, in der Folge ausgetretener Abt von la Trappe) seiner, von der Sorbonne verdammten, Lebensbeschreibung Abälards beigefügt hat.

Im Jahr 1714 publizierte Godard von Beauchamps (ein ziemlich mittelmäßiger Autor in Prosa und Versen, der das Publikum mit verschiedenen Stücken fürs Theâtre Italien, mit Récherches sur le Theâtre de France und mit einigen Romanen beschenkt hat, und 1761 gestorben ist) eine versifizirte Uebersetzung der Briefe Heloisens und Abälards, welche mehrmal wieder aufgelegt wurde, wiewohl es ihr an Feuer und Kraft — d. i. gerade am wesentlichsten, fehlt. Popens Heloise an Abälard, ist

*) Histoire des Amours d' Abeillard et d' Heloise. Haag 1695.

weniger eine freie Uebersetzung als ein Original, wodurch der Dichter sich durch Lesung der Briefe Heloisens begeistert hat; natürlicher Weise hat er von den interessantesten Stellen dieser Briefe Gebrauch gemacht. Nichts übertrifft die Wärme und den Schimmer seines Colorits, und die Schönheit seiner Sprache und Versifikazion. Der Beifall, den diese Komposizion, überall wo man Englisch lesen kann, erhielt, weckte eine Menge Beaux-Esprits sich zu Popes Nebenbuhlern um Heloise aufzuwerfen. Cailleau, Feutry, Mercier, Dorat, Saurin und Colardeau liefen alle in dieser Bahn; und Colardeau, dem vielleicht nur der Chevalier von Parey den Vorzug in der Erotischen Dichtart streitig machen kann, erhielt den Preis.

Mir ist keine Deutsche Uebersetzung der Briefe Heloisens bekannt, die neben dem Original, oder neben Popens oder Colardeau's Kopien stehen könnte. Ich weiß nicht ob man eine wünschen soll; aber ein Meisterwerk, in welcher Art es sey, ist immer willkommen, wenn es einmal da ist.

Bekanntlich hat in der Uebersetzung der Popeschen Heroide Bürger allen Mitbewerbern den Preis abgewonnen. Man vergleiche aber das Urtheil, welches Herder über Heloise und dieses Popesche

Gedicht gefällt hat. Sämmtliche Werke zur schönen Literatur und Kunst Bd. 12. S. 107. fgg. Noch erinnere ich mich eines andern Aufsatzes von Herder hierüber in einem bei Vieweg erschienenen Taschenbuche, den ich jedoch in den sämmtlichen Schriften jetzt nicht auffinden konnte.

3.

Hermes. *)

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.

1776.

Man würde diesem Roman (wenn es ja Roman heißen soll) Unrecht thun, wenn man ihn nach der poetischen Komposizion beurtheilen wollte. Er ist so wenig ein Werk des Dichter-Genius, als ein treuer Abriß der Menschheit, wie sie vor den Augen eines unbefangenen Beobachters da steht, der die Moral im Menschen, und nicht den Menschen in der Moral studirt. Es ist ein Buch, worin ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten, mit dem besten Willen für das Wohl seiner Nebenmenschen, alle seine Welt- und Menschenkenntniß, alles was er in seinem Kopf und Herzen für mittheilenswürdig hielt, und haupt-

*) Joh. Timotheus Hermes, Propst und Konsistorialrath in Breslau, geb. 1738., gest. 1821.

sächlich sein System über Religion und Moral, unter der angenehmen Einkleidung einer Geschichte, in einer steten Abwechslung von Erzählung, Gesprächen und Monologen vorträgt; weil er nun einmal ein Buch, und ein gemeinnützliches Buch schreiben wollte, und diese Art der Einkleidung für die gefälligste und interessanteste hielt. Aus diesem Gesichtspunkte, glaube ich, muß es angesehen werden, und dann würde es nicht schicklicher seyn, wenn man es mit Clarissa oder Tom Jones, als wenn man es mit der Ilias vergleichen wollte. Es ist und bleibt ein Buch für sich, einzig in seiner Art; und wer es ja nach der Schärfe beurtheilen wollte, müßte es nicht mit andern ähnlichen Werken, sondern mit der menschlichen Natur vergleichen; — eine Arbeit, die so viel wäre als ein neues Buch von eben so vielen Bänden zu schreiben. Ich läugne hiermit nicht, daß der Verfasser Fähigkeiten genug gehabt hätte, ein Rival der Richardson, Fielding, Marivaux oder Smollet zu werden; aber gewiß er wollte nicht, und durfte auch nicht; und, wenn man ihn über diesen Punkt sein ganzes Recht anthun will, so muß auch sein Stand und seine Lage mit in Anschlag gebracht werden. Denn könnte nicht eben so leicht ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als daß das große Gemälde menschlicher Natur und Wesens, menschlicher Gefühle, Meinungen, Leidenschaften und Sitten, nach allen

ihren unendlich feinen und verwickelten Verhältnissen und Verschiedenheiten mit Wahrheit gezeichnet, zusammengesetzt, gehalten, beleuchtet und ausgemalt, von einem Manne aufgestellt würde, der keinen freien Zug führen kann, ohne sich den Sofistereien und Mißdeutung des Vorurtheils, der auflaurenden Mißgunst, und der Dummheit, die in Mantel und Kragen am übelthätigsten ist, auszusetzen? *)

*) Wie sehr anders dieß nur zwanzig Jahre später war, beweisen Lafontaine, Haken u. A.

4.

Homer.

Ob er ein Bastard gewesen?

Gegen Pope.

1781.

Homers Eltern waren den Alten eben so unbekannt als seine Vaterstadt. Um die Ehre, daß er in ihren Mauern geboren worden, stritten sich verschiedene Länder und Städte; und, wofern nicht alle mit gleichem Rechte, so bleibt wenigstens die Sache zwischen Smyrna und Chios unentschieden. Auf gleiche Weise werden ihm so viele Väter und Mütter gegeben, daß das einzige, was sich Gewisses davon sagen läßt, die Ungewißheit ist, worin wir uns bis auf den heutigen Tag über seinen Stammbaum befinden. Wir wissen so viel als gar nichts von seinen Lebensumständen; aber wir haben das, wodurch sein Leben allen folgenden Zeiten ehrwürdig und wohlthätig worden ist, das wodurch er war was er war,

das worin sein Genius, sein Herz, seine die ganze Menschheit, ja (so weit es in seiner Zeit möglich war) die ganze Natur umfassende Individualität ewig fortlebt, wir haben seine Werke — und in seinen Werken ihn selbst: was kümmert uns alles übrige? Die umständlichste Geschichte würde uns nicht mehr von seinem Geist und Herzen sehen lassen, als wir in seinen Gedichten sehen, wenn wir Augen dazu haben.

Bekanntermaßen war es eine alte und ziemlich allgemeine Gewohnheit bei den Griechen, berühmten Personen, deren Herkunft man nicht eigentlich wußte, Götter zu Vätern zu geben. Es ist also leicht zu erachten, daß man bei einem Manne wie Homer — bei einem Dichter, dessen Werke die Nachwelt für Eingebung der Musen hielt, und dem zu Smyrna und Chios, als einem unter die Götter aufgenommenen Genius, eigene Tempel geweiht waren — von jener Gewohnheit keine Ausnahme gemacht haben werde. Aber aus dem Umstande, daß ihm bald Merkur zum Vater, bald — vermittelst einer langen Genealogie von Göttern, Nymfen und Götterkindern — eine Enkelin von Apollo zur Mutter und der Fluß Meles zum Vater gegeben wird, ist nichts gegen die Echtheit seiner Geburt zu schließen. Alles was daraus folgt, ist, daß seine Eltern unbekannt waren.

Auch die Lebensbeschreibungen Homers, die unter Herodots und Plutarchs Namen gehen — und beide

darin übereinstimmen, daß er ein Jungferkind, die Frucht eines strafbaren Umganges eines gewissen Mäons mit seiner Nichte Krytheis, gewesen, und weil seine Mutter am Ufer des Flusses Meles von ihm entbunden worden, den Namen Melesigenes erhalten habe — verdienen in allen Betrachtungen um so weniger Glauben, da beider Stücke Unechtheit von den Gelehrten längst anerkannt ist, und das erste (nach Pope's Ausdruck) mehr dem Leben eines Schulmeisters als eines Homers ähnlich sieht, und würdiger ist von einem Schulmeister als von dem Homer, der Geschichtschreiber, geschrieben zu seyn. Im andern beruft sich der Verfasser zwar auf das Zeugniß des Ephorus — eines Geschichtschreibers, welchem Polybius und Strabon das Lob beilegen, daß er viel Genauigkeit in seine Untersuchungen des Alterthums gebracht habe! allein, da die Werke dieses Ephorus, aus welchen wir uns der Beschaffenheit seines Zeugnisses vergewissern könnten, nicht mehr vorhanden sind: was könnte uns bewegen, auf seinen bloßen Namen hin, eine Erzählung anzunehmen, welche die Eltern des ehrwürdigsten unter den Dichtern mit Schande brandmalt; zumal da andere, eben so glaubwürdige Geschichtschreiber, in einem so wesentlichen Punkt als der Name der Mutter ist, widersprechen, und aus allen diesen Widersprüchen weiter nichts erhellet, als daß sie an die Namen Polykaste, Klymene, Themisto, Eumetis und

Krytheis gleichviel Recht habe, oder – daß wir – nachdem wir alle Zeugen abgehört haben, ungefähr eben so viel von der Sache wissen als vorher.

Bei allem dem scheint doch die Wirklichkeit einer Tradizion, die auf Homers Geburt einen Schatten wirft, nicht geläugnet werden zu können. Aber könnte diese Tradizion nicht aus der bloßen Ungewißheit seiner Herkunft und selbst aus dem Streit so vieler Städte und Familien um die Ehre, ihn, es koste was es wolle, zu den ihrigen zu zählen, entstanden seyn? Hätten die Mäoniden zu Kyme (oder Kuma) *) ein anständigeres Mittel, den Homer in ihren Stammbaum einzupfropfen, als den verbotnen Liebeshandel zwischen Mäon und seiner Nichte, finden können, so ist es sehr vermuthlich, daß sie solchen vorgezogen hätten.

So wenig zureichenden Grund indessen die Tradizion von Homers unehlicher Geburt in historischen Zeugnissen hat; so glaubt doch Pope in gewissen Stellen der Ilias selbst einen desto stärkern Grund zu finden, die Anzahl der berühmten und verdienstvollen Bastarde mit dem ersten der Dichter zu vermehren. Er glaubt eine gewisse Vorneigung zu dieser von den bürgerlichen Gesetzen wenig begünstigten Klasse

---

*) Nicht Cumä, wie Pope schreibt. Denn Cumä lag in Campanien, und das Kyme oder Kuma, wovon hier die Rede ist, war eine kleine Stadt in Aeolis.

von Erdensöhnen an ihm zu bemerken; und findet sich daher (wie er in der Anmerkung zum 93sten Vers des 5ten Buchs seiner Iliade sagt) nicht ungeneigt zu glauben, Homer möchte wohl selbst einer aus ihrem Mittel, und also in dem Falle des Shakespearischen Thersites gewesen seyn, der zum Bastard des Königs Priamus sagt: Ich bin auch ein Bastard, ich bin allen Bastarden gut. (Troilus und Crossida, 5. Akt.)

Die Gelegenheit, bei welcher Pope diese Anmerkung macht, ist die Stelle, wo Homer von der schönen Theano, Antenors Gemalin, sagt, daß sie den Pedäus, wiewohl er ein unehlicher Sohn von ihrem Manne gewesen, mit eben so viel Sorgfalt im Hause erzogen habe als ihre eignen leiblichen Kinder. Aber unglücklicherweise ist in dieser ganzen Stelle kein Wort, das Popens Anmerkung begünstigte. Im Gegentheil, da er es der schönen Theano zu einem besondern Verdienst anzurechnen scheint, daß sie so viel an ihres Mannes Sohne gethan, wiewohl er ein Bastard war: so giebt er deutlich genug zu erkennen, daß sie mehr gethan, als man von ihr hätte fordern können. Auch sagt er nicht, daß sie es aus besonderer Achtung oder Neigung gegen die Bastardise, sondern ihrem Manne zu Ehren oder aus Liebe und Gefälligkeit gegen ihren Mann gethan. Ich sehe nicht, was in diesem allen Parteyisches für die Bastarde seyn sollte. Und gesetzt auch, Homer hätte durch die Erwähnung dieses schönen Zugs von

Theano's Charakter (es sey nun, daß er solchen selbst erdichtet, oder in den Nachrichten, die ihm ohne allen Zweifel den historischen Stoff zu seinem Gedichte gegeben haben, begründet gefunden) etwas dazu beitragen wollen, andere tugendhafte Hausfrauen in ähnlichen Fällen zu einem ähnlichen Betragen aufzumuntern, und dadurch das Schicksal der armen Unglücklichen, die ohne ihre Schuld unter der nothwendigen Strenge der bürgerlichen Gesetze leiden, zu erleichtern: folgte denn daraus gleich, daß er wohl selbst einer von ihrem Orden gewesen seyn müße? Müßte denn derjenige, der die Christen zu einem menschlichen billigen und anständigen Betragen gegen die Juden ermahnte, darum nothwendig, oder nur vermuthlich, selbst ein Hebräer seyn?

Aber Pope führt zu Unterstützung seiner Vermuthung noch eine Stelle aus dem achten Buch der Ilias an, wo, seinem Vorgeben nach, Agamemnon, da er dem jungen Teuker, wegen der Proben von Tapferkeit, die er vor den Augen des Oberfeldherrn abgelegt, mit vieler Wärme seinen Beifall giebt, der unehlichen Geburt dieses braven Jünglings as a kind of Panegyrik upon him, erwähnen soll. Dieser Panegyrik findet sich freilich in Pope's Uebersetzung, aber wahrlich nicht im Original. Man vergleiche beide. So spricht Pope's Agamemnon:

Oh youth for ever dear — the Monarch cry'd!
Thus always thus, thy early Worth be try'd!

Thy brave example shall retrieve our host,
Thy country's saviour and thy fathers boast!
Sprung from an alien's bed thy Sire to grace,
The vig'rous offspring of a stoln' embrace,
Proud of his boy, he own'd the generous flame
And the brave son repays his cares with fame.

Sollte man nicht, wenn man diese glühende Stelle liest, und mit dem Original, wo beinahe kein Wort von dem allen zu sehen ist, vergleicht, auf den Argwohn gerathen müssen, Pope sey, in Absicht auf den vorgeblichen fysischen Vorzug der unehlichen Kinder vor den ehlichen, mit der Ketzerey des berüchtigten Julius Cäsar Vanini angesteckt gewesen, über dessen bekannten Wunsch der gelehrte Warburton *) in einer Note zu des Bastard Edmunds

*) O! utinam extra legitimum et connubialem thorum essem procreatus! cf. Vanini de admirandis naturae Reginae Deaeque Mortalium arcanis, Dialogi. Dial. XLVIII. p. 320-22. Uebrigens muß man die ganze Stelle im Zusammenhange selbst lesen, um zu sehen, daß Warburtons Eifer hier etwas unzeitig, und daß mehr Laune als Freigeisterey in diesem Wunsche oder Traume (wie er ihn nennt) des armen Vanini ist. Im Grunde sagt er in dieser ganzen Stelle nichts mehr, als was das erste Kapitel im

Rede in der 2ten Scene des 1sten Akts vom König Lear in einen so heftigen Eifer ausbricht? Oder wollte Pope vielleicht dem berühmten Duc of Barwyk, einen natürlichen Sohn König Jakobs II., mit diesem, zwar nicht in Homers, aber ganz in Vanini's Geiste geschriebenen, Lobe der Bastarderey ein Kompliment machen? Wenigstens ist der alte Dichter ganz unschuldig daran: denn der läßt seinen Agamemnon nicht mehr als dieß sagen:

Teuker, so würdigst du dich des Telamonischen Namens!
Triff so ferner, du Lieber, und streb' ein Licht den Achäern
Und dem Vater zu werden, der dich von der Wiegen an aufzog,
Und, ungeachtet dich ihm nur eine Sklavin geboren,
Sorgsam, in seinen Palast, als seinen Sohn dich ernährte,
Eifre nun auch, in der Ferne dafür ihm Ehre zu machen!

Tristram Shandy, nur mit einer andern Wendung auch sagt — und was, gewissermaßen, wahr und res facti ist; wiewohl weder die Natur noch die eheliche Verbindung noch Vanini Schuld hat, wenn nicht alle ex legitimo et connubiali thoro geborene auch wirklich con amore gezeugt werden. Conferatur, si placet, das dritte Kapitel der Geschichte des Filosofen Danischmende.

Wo ist hier nun der Schatten eines Gedankens von dem kraftvollen Sprößling einer verstohlnen Umarmung, und von allen den schönen Tautologien, womit der neuere Dichter nicht genug auszusprechen vermag, wie stolz der alte Telamon auf die Heldenthat ist, einen so feinen Jungen aufgestellt zu haben? Wie ungleich ist das alles der keuschen Einfalt und jungfräulichen Bescheidenheit der Homerischen Muse! Weit entfernt, dem Teukros seine Unehlichkeit noch gar zu einem Vorzug anzurechnen, giebt ihm Agamemnon deutlich das Gegentheil zu verstehen: indem er ihm als etwas, wofür er seinem Vater ganz besonders verbunden sey, anrechnet, daß er ihn, ungeachtet er nur der Sohn einer Sklavin oder eines Kebsweibs sey, (νοθον περ εοντα) in seinem Königlichen Palast auferzogen; und es also um so mehr Pflicht für ihn sey, sich des Namens eines Telamoniden würdig und seinem abwesenden Vater Ehre zu machen.

Mit der Anmerkung, welche Pope aus dem Kommentar des Eustathius anführt, hat es zwar in so weit seine Richtigkeit, daß nichts gewöhnlichers in den heroischen Zeiten war, als daß die Griechischen Fürsten die im Kriege erbeuteten und ihnen zu ihrem Antheil zugefallenen Sklavinnen (welche nicht selten selbst Königstöchter waren) zu der sehr zweideutigen Ehre ihres Bettes erhoben. So war z. B. Teukers Mutter, wiewohl sie damals eine Sklavin Telamons

war, nichts geringers als eine geborene Königin, *) nämlich Hesione, die Tochter des Königs Laomedon und Schwester des Priamus. Aber wenn Eustathius daraus folgern will, daß die bürgerlichen Rechte der ehlichen und unehlichen Kinder vollkommen gleich gewesen, und jene vor diesen keine Vorzüge gehabt hätten; so geht er zu weit. Denn die unehlichen waren, ordentlicher Weise, nicht Successionsfähig, sondern wurden mit einem kleinen Erbtheil abgefunden. — Doch scheint Schaufelberger in seiner Clavis Homerica p. 179. noch mehr auf der andern Seite zu weit zu gehen, wenn er (wie man wenigstens aus seinen Ausdrücken schließen muß) behauptet: daß die unehliche Geburt in den heroischen Zeiten mit einer Art von Vermailigung und Unehre verbunden gewesen sey. Die Vorwürfe, die Agamemnon dem Teuker wegen seiner Geburt beim Sofokles macht, und auf welche sich S. zu Unterstützung seiner Meinung beruft, beweisen um so weniger, weil sie von einem Feinde, und in der höchsten Heftigkeit des Affekts, ausgestoßen werden; auch beantwortet sie Teuker in einem so hohen Ton, daß es lächerlich gewesen seyn würde, wofern die unechte Geburt

---

*) So nennt sich Teuker selbst beim Sofokles (im Ajax V. 1324.), da er sich gegen die verächtlichen Vorwürfe, die ihm Agamemnon wegen seiner Geburt macht, vertheidigt.

damals wirklich einem Fürstensohn schimpflicher gewesen wäre, als sie es noch heutiges Tages unter den gesitteteſten Nazionen Europens ist. Ja Agamemnons Vorwürfe selbst gehen nicht so wohl auf Teukers Unechtheit, als darauf, daß er der Sohn einer Sklavin, und, was in den Augen der stolzen Griechen noch verächtlicher war, einer Ausländerin gewesen. So wenig also dieser Beweis beweiset, so sehr scheint hingegen aus der ganzen Geschichte der heroischen Zeit das Gegentheil dessen, was man damit beweisen wollte, in die Augen zu fallen. Diese Zeiten wimmeln von Bastarden der Götter und der Heroen, und man sieht sie überall mit den echten Söhnen, die Succession allein (und auch diese nicht immer) ausgenommen, auf gleichem Fuß. Homer selbst nennt den Teuker *κοιρανον λαων*, ein Titel, der ihn mit allen übrigen Befehlshabern unter dem Griechischen Heere in einerley Klasse stellt; und nichts kann begründeter seyn, als die Anmerkung des Eustathius: daß er, in eben dem Augenblick, da er Teukern rühmen und aufmuntern wollte, und (ich setze hinzu) da er solcher Männer, wie Teuker, so höchst bedürftig war, ihm gewiß seine unechte Geburt nicht vorgerückt haben würde, wenn der Name Bastard, nach den damaligen Begriffen und Sitten, schimpflich gewesen wäre. Allem Ansehen nach war es in der heroischen Zeit der Griechen damit, wie es ein paar Jahrtausende später in den neuern

ritterlichen Zeiten war. Die alten Ritterbücher kopiren in diesen, wie in vielen andern Stücken, getreulich die Sitten der Zeit, worin die Verfasser lebten. König Arthur und Amadis selbst sind nicht echter geboren, als Teuker; und beinahe die ganze zahlreiche Descendenz des Amadis de Gaule bis ins fünfte und sechste Glied kommt eher in die Welt als ihre Eltern kopulirt sind. Nicht nur damals trug Wilhelm der Eroberer kein Bedenken; einen förmlichen öffentlichen Brief mit den Worten anzufangen: Ich Wilhelm, genannt der Bastard, König von England, u. s. w. — sondern noch im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert wimmelt's in den Französischen, Englischen, Spanischen u. a. Geschichten noch beinahe so sehr von berühmten Bastarden, die sich dieses Namens ganz und gar nicht schämten, als in der Heldengeschichte der Griechen. Der berühmte Graf von Dunois ist unter diesem Namen nicht bekannter, als unter der Benennung des Bastards von Orleans. Und wem ist nicht der Bastard von Navarra, oder der Bastard von Savoyen, in den Memoiren der Zeiten Franz I. in Frankreich, unter dieser Qualifikazion öfter als unter ihren eigentlichen Ehrennamen vorgekommen?

Mit allem diesem also glaube ich hinlänglich dargethan zu haben, daß aus den Stellen, welche Pope aus Homers Werken zum Behuf der gemeinen Tradizion von seiner vorgeblichen unechten Geburt anführt,

mit nichten die mindeste Vorliebe oder sympathetische Zuneigung dieses Vaters der Dichtkunst für die Bastarde herzuleiten sey; und daß die Gründe, womit man ihm eine vorgebliche Begünstigung dieser, nach Vanini's Meinung, ohnehin schon allzusehr begünstigten Kinder der Natur auflasten wollen, weiter nichts erweisen: als, daß er, auch in diesem Punkte, die Vorstellungsart und das Kostüm der Menschen und Zeiten, die er geschildert, getreulich dargestellt habe.

5.

Horaz.

Wielands Beitrag zur Schilderung desselben, findet man in seiner Uebersetzung von Horazens Briefen Bd. 2. S. 153. fgg.

6.

Ulrich von Hutten.

1776.

Vor allem laßt uns erst hören, was uns der ehrliche D. Heinrich Pantaleon, in seinem Teutscher Nation Heldenbuche von unserm Hutten zu sagen hat!

„Huldrich ist aus der Edlen von Hutten geschlecht in Frankenland den 2ten tag Aprellen *) im 1488. jar erboren: dieses ist ein guter und alter adel: dann ich finden, daß Erentreich von Hutten mit Conradt dem Herzogen zu Franken zu Keysers Heinrichs Zeiten, da man zahlt 935 jar, wider die Hunnen und ungläubigen zu Feld gezogen, unnd sich gar wohl gehalten: es seind auch etliche aus inen härnach zu Bischöflicher würde; unnd Fürstlicher Hochheit gefürderet. Als nun Huldrich auch von diesem Geschlecht härkommen, und mit einem guten kopff begabet, ist er durch seiner elteren rath dem studiren fleißig obge-

*) Nach andern am 20sten oder 21sten April.

legen, und in allen freienkünsten und guten Sprachen sehr gut zugenommen. Wie er auch ein hohen verstand hätt, so war er in Waffen sehr wohl geübet, unnd hätt großen lust frembde nationen zu besichtigen. Deßhelben er auch Keyser Maximilian in Venedischen kriegen beystand gethan, unnd sich dermassen gehalten, daß er von im zu Ritter geschlagen unnd sehr geliebet worden. Als aber hernach D. Luthers lehr durch seine Predig unnd Bücher außkommen, hat Huldrich sie auch angenommen, unnd wieder alle Wiedersecher nach seinem vermögen beschürmet: er hat auch viel ding mit freyer Zungen wieder den Bapst, auch etliche Fürsten unnd ständt geschrieben unnd geredt, Darumm er auch aus seinem Vatterland weychen müssen. Nach diesem hatt er mancherley Vers geschrieben, welche man hernach zusammen gelesen, und lassen in truck kommen: denn er war ein guter Poet: also hat er auch etliche Orationes wieder Huldrich den Fürsten zu Wittenberg gestellet, unnd in etlicher Thaten halb gestraffet: auff solliches hat er auch mit Erasmo etliche Gespen bekommen, unnd ist durch seine vielfaltigen bücher bey den Teutschen in grosser authoritet gewesen. Wie er dergestalt fürgefaren, ist er mit den bösen blatteren beflecket, unnd in Züricher landschaft krank gelegen, da er auch zu end Augusti des 1523. jar gestorben, und ehrlich begraben worden. Es haben in auch etliche mit sonderbarem Epitaphiis unnd grabschrifften bezieret.“

So weit Pantaleon. Folget nun unser Kommentarius über diesen Text, wozu uns Melchior Adami in seinen Vitis German. JCtorum et Politicorum hauptsächlich mit Materialien versehen hat.

Ulrich von Hutten wurde zu Stackelberg, unweit Fulda, einem seiner Familie zugehörigen Schlosse geboren; und machte seine ersten Studien zu Fuld, Kölln und Frankfurt an der Oder, wo der Kurfürst Johann Cicero von Brandenburg vor kurzem (im J. 1495.) eine hohe Schule gestiftet hatte. Sein ganzes Leben durch verband er die Liebe der Musen mit der Leidenschaft zu ritterlichen Thaten, und mit der Neigung zum vagabunden Leben, oder zum ewigen Ausziehen auf Abenteuer, die in Maximilians I. Zeiten dem Adel in ganz Europa noch mächtig im Leibe saß. Sein erster Austritt war in seinem zwanzigsten Jahr (1508.) nach Italien in den berühmten Venezianischen Krieg, wo der unternehmende Geist, die immer argwöhnische Eifersucht und die schwindlichte Politik der Fürsten, die damals das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein so seltsames Schauspiel gaben. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während diese Händel dauerten, (von 1508—1517) in Italien zu, wo er sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine literarischen Talente eben so sehr, als durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat.

Hier war es, wo er einstmal auf einer Fahrt von Rom nach Viterbo in den Fall kam, sich ganz allein (denn seine Gefährten waren davon gelaufen) mit fünf Franzosen, mit denen er zufälliger Weise Händel bekommen hatte, herumzuschlagen. Ungeachtet er nun sehr klein von Person war, und fünf gegen einen eine ziemlich ungleiche Partie ist, wehrte er sich doch so verzweifelt, daß die Franzosen ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Mit etwas mehr Glück, und vermuthlich auch mit etwas mehr Klugheit, (einer Tugend, wodurch immer zehn Schurken gegen Einen braven Kerl ihr Glück zu machen pflegen, weil es gemeiniglich die einzige ist, die der Schurke hat, und die einzige, die dem braven Manne fehlt) würde er vielleicht in diesem Kriege Gelegenheit gefunden haben, sich mehr zu seinem Vortheil hervorzuthun. Aber das Schicksal scheint ihm nicht so gewogen gewesen zu seyn, wie die Natur; und sein Aufenthalt in Italien (wo er, unter andern Fatalitäten, lange Zeit an einem bösen Fuß zu Padua krank und elend liegen mußte) gab ihm weniger Anlaß seinen Heldenmuth in Kriegsthaten als eine Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweisen, denen nach der damaligen Weise Krieg zu führen, und zu leben überhaupt, ein Rittersmann, der nichts als seinen Namen und Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages preis gegeben war. Damals, da er zu Padua lag, kam es so weit mit ihm, daß er

sich provisionaliter seine Grabschrift machte, worin folgende Stelle zugleich ein Denkmahl seiner Leiden und des immer unbefangenen und unbezwinglichsten Muthes ist, womit er sie ertrug.

Vixi equidem Musis, animum coluique per artes
Sed reor irato me studuisse Deo.
Mens erat arma sequi et Venetum sub Caesare bellum,
Verum alio bello concidi et hoste alio.
Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
Vita omni et quae sunt asperiora tuli.
Recte autem, cecidi juvenis miser et miser exul,
Ne majora feram, ne videarque meis.

Aus Mangel genauerer Nachrichten können wir von seinen Schicksalen während seiner zehenjährigen fahrenden Ritterschaft von seinem zwanzigsten bis dreyßigsten Jahre nichts weiter sagen, als daß er während dieser Zeit einen Theil seiner lateinischen Gedichte, und unter andern seinen Vir bonus (der brave Mann) und sein Lobgedicht auf Deutschland und die Deutsche Nazion an Albrechten von Brandenburg, bei Gelegenheit der Erhebung desselben auf den heil. Stuhl zu Maynz, verfertigt hat; ein Gedicht, welches seinem patriotischen Geist und Herzen noch mehr Ehre macht, als

seinen poetischen Gaben und seiner Fertigkeit in der Sprache des alten Laziums.

Nach seiner Zurückkunft in Deutschland (im J. 1517.) fand er eine freundschaftliche Aufnahme in dem gastfreien Hause des berühmten Konrad Peutingers in Augsburg; dieses edelgesinnten Freundes aller Talente und Verdienste, dem (wie bekannt) seine eignen die Würde eines Raths Maximilians I. und die vorzüglichste Gunst und Achtung dieses vortrefflichsten Kaisers erworben hatte; und auf Peutingers Empfehlung erhielt er hier die Ehre, von Kaiser Maximilian zur Belohnung seiner im Venezianischen Kriege bewiesenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt zu werden; zu welchem Ende Peutingers Tochter Konstanzia, das schönste und artigste Mädchen ihrer Zeit in Augsburg, *) den Kranz mit eignen Händen geflochten hatte. – Von dieser Zeit ging ein Bildniß Ulrichs von Hutten, gewaffnet und mit einem Lorbeerzweig um die Scheitel, in Deutschland herum; eine Ehre, worüber er, da sie damals noch ungewöhnlich war, eine gar große Freude gehabt haben soll.

Nach dieser Zeit begab sich Hutten an den Hof Churfürstens Albrechts von Maynz, wo er sich ein

*) S. Huttens Praefatio des Traktats ad Principes Germaniae ut bellum inferant.

paar Jahre aufhielt. Eine Frucht davon ist sein Gespräch de Aula (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienstvollen Arzt aus Leipzig und seinen besondern Freund, der damals bei Churfürst Albrechten in Diensten war. Wie gut oder übel es unserm ritterlichen Dichter hier ergangen, davon mag uns folgende Stelle aus einem seiner Briefe an Peutinger einen kleinen Geschmack geben. „Du fragst mich, wie mir das Hofleben hier bekomme? Nicht zum Besten. Und doch, was sollte einer nicht ertragen können, bei einem so guten Fürsten, wie Erzbischoff Albrecht? der so leutselig, so wohlthätig, so edelmüthig ist! der für die Wissenschaften und für die Gelehrten alle so gut gesinnt ist! Sonsten ekelt mir's von Herzen vor aller der Wirthschaft; der Aufgeblasenheit der Höflinge, den großthuischen Versprechungen, den ellenlangen Komplimenten, den hinterlistigen Reden, kurz vor alle dem Zeug das am Ende weiter nichts als blauer Dunst und Wind ist," u. s. w.

In eben diesem Jahr 1518 begleitete Hutten seinen Herrn, den Erzbischoff Albert, nach Augsburg auf den Reichstag, wo Kaiser Maximilian von Fürsten und Ständen Abschied nahm; und wo auch von Herzog Ulrich von Würtemberg und von D. Martin Luthers Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem sein Schicksal allenthalben Streiche spielte, hatte die ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schicksal

noch Fieber, noch irgend etwas in der Welt konnte über seinen guten Muth Meister werden. In einem solchen launigen Augenblick schickte er ein scherzhaftes Billet in Versen an Anton Fuggern (bei dem damals der Kardinal Kajetan wohnte), worin er ihm sein Fieber zuschickt, weil es bessere Tage und mehr Wartung und Pflege bei Fuggern finden würde, als bei einem so armen Teufel wie er selbst.

Die vorerwähnte Sache des Herzogs Ulrich war ihrem Ursprung nach eine Familien-Sache der Edlen von Hutten gegen diesen jungen ausgelassenen Fürsten, der ums Jahr 1515 seinen Hofmarschall, Johann von Hutten, im Beblinger Walde hatte ermorden lassen. Ulrich von Hutten, der damals noch in Italien war, empfand diese an seinem Vetter verübte Unthat wie er sollte; und, weil er gleich keine andere Rache an Ulrichen von Würtemberg nehmen konnte, spitzte er seine Feder gegen ihn, und schrieb Invektiven, und den Dialog, Phalarismus betitelt, und andre Dinge, alles mit großer Bitterkeit und Freiheit. Wie aber die Sache durch Anstiftung der Huttenschen Familie und andrer Feinde des Herzogs zu einer gemeinen Sache wurde aller der Fürsten, Grafen, Herren und Städte, die sich, durch den berühmten Schwäbischen Bund Herzog Ulrichs Vergewaltigungen und Uebermuth entgegensetzten: so zog unser Hutten nun auch den Degen, den er eben so muthig und fertig zu führen wußte als die

Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie sie denn nicht eher von Herzog Ulrichen abließen, bis sie ihn nackt und bloß von Land und Leuten verjagt hatten. Bei Gelegenheit dieser großen Fehde entstand Huttens Freundschaft mit dem berühmten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager, und dem einzigen vielleicht in ganz Deutschland, der werth war des herrlichen Mannes Bruder zu seyn: wiewohl zu einer Zeit, wo es noch Männer gab, von dem Schlag, wo (nach Shakespears Ausdruck) die Natur aufstehen und sagen möchte: das ist ein Mann! Zwischen Hutten und Sickingen war eine natürliche Verwandtschaft, die durch die Gleichheit ihrer Gesinnungen in bürgerlichen und Religionssachen (denn auch der tapfre Sickingen war einer von Luthers ersten wärmsten Freunden) noch enger und inniger wurde.

Unser Hutten stand an der Spitze dieser guten Leute von brennendem Kopf und Herzen, die, in ewiger Theilnehmung an allem, was sie, weil sie Menschen sind, als sie angehende Dinge betrachten (wenn gleich nicht unmittelbar um eigen Fell gespielt wird) immer bereit und fertig stehen, sich für die gute Sache des ersten besten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kommt, mit der ganzen Welt herumzubalgen. Man kann sich also leicht vorstellen, daß er bei den großen Bewegungen, welche Luthers Lehre im Jahr 1517 verursachte, keinen müßigen Zuschauer

abgegeben haben könne; und schwerlich wird jemand einen Augenblick zweifelhaft seyn, welche Partei ein Mann von Huttens Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. In der That schrieb er gegen Leo X. und seine Courtisanos (wie er sie nannte), und gegen Alle, die sich einer Sache, die (seinem Gefühl nach) gerechte Sache der Menschheit war, entgegensetzten, eine Menge heftiger Broschüren, in Latein und Deutsch, in Prosa und Versen; munterte Luthern in einem Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren; *) gab die Bulle vom Jahr 1520 mit sehr treffenden und beissenden Randglossen heraus; schrieb in Deutscher Sprache eine historische Dedukzion über den steten Ungehorsam der Röm. Päpste gegen den Kaiser, worin er, da endlich auch von den Treulosigkeiten Leo's X. an Kaiser Maximilian die Rede ist, folgendes als die eignen Worte des Kaisers anführt: „Nun ist dieser Babst auch zu einem Böswicht an mir worden: nu mag ich sagen, daß mir kein Bapst so lange ich gelebt je Treu und Glauben gehalten hat; hoffe, ob Gott will, dieser soll der letzte seyn!" — kurz, er trieb's so arg, daß Leo X. endlich dem

*) Zur Probe nur diesen einzigen Zug: Ferunt excommunicatum Te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est! Ich schäme mich fast, daß ich's wage, nach diesem Wort noch etwas von dem Manne zu sagen, der eine Seele hatte, die so fühlte. W.

Churfürsten Albert von Maynz ansann, er sollte ihn an Händen und Füßen gebunden nach Rom schicken. Albert konnte ihm nun keinen Schutz mehr geben, und Hutten mußte sich verbergen und entweichen, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. Anfangs wollte er zu Brabant an Kaiser Karls Hofe Schutz suchen; aber seine Freunde schrieben ihm, er wäre verloren, wenn er's thäte. Hutten, dem es häufig begegnete zur Unzeit brav zu seyn, wollte sich nicht abschrecken lassen, bis ihn endlich einige frisch von Rom angelangte Freunde versicherten, daß der Papst unversöhnlich auf ihn erbittert sey, und verschiedenen Deutschen Fürsten den nämlichen Befehl wider ihn gegeben habe, wie dem Erzbischoff Albert. Ein öffentliches Verbot, Huttens Schriften bei Strafe des Bannes zu lesen und auszubreiten, welches Albert auf Befehl des Römischen Hofes ausgehen ließ, und andre harte Prozeduren ließen ihm nun keinen Zweifel mehr, was er von seinen Feinden zu gewarten habe; zumal da man (wie er in verschiednen seiner Schriften versichert) sich kein Bedenken machte, sogar Gift und Dolch zu gebrauchen, um seiner, auf welche Weise es wäre, los zu werden. Er zog sich also in das Schloß Ebernburg zurück, und schrieb von dort aus Briefe an Kaiser Karl V., an Albert von Maynz, Friedrich den Weisen von Sachsen, und endlich an alle Stände des Reichs, worin er sich über das ihm von dem Römischen Hofe

zugefügte Unrecht beschwert, seine Sache behauptet, und Gerechtigkeit fordert. „Freigeboren bin ich (schreibt er unter andern an Churfürst Friedrichen von Sachsen) und frei werd ich bleiben; denn ich fürchte mich vor dem Tod nicht; und nimmer soll man von Hutten hören, daß er sich von irgend einem ausländischen Fürsten, so übergroßmächtig der auch wäre, befehlen lasse, geschweige von einem — Pontifex," u. s. w.

Von dieser Zeit an überließ sich Hutten gänzlich seiner Leidenschaft gegen alle diejenigen, die er als Feinde der literarischen, bürgerlichen und geistlichen Freiheit, Lanzknechte einer ausländischen gesetz- und vertragwidrigen Tyrannie, gedungene Verfechter der Dummheit und des Aberglaubens, und ewige Gegner der Aufklärung, gesunden Vernunft und richtigen Empfindung ansah. Er verfolgte sie mit den bittersten Stachelschriften, und that ihnen sonderheitlich auch durch Deutsche Lieder, die auf allen Gassen gesungen wurden, großen Abbruch.

Durch alle diese äußerst überspannte Wirksamkeit reizte Hutten nicht nur eine Welt voll Feinde gegen sich, vor deren Macht, Bosheit und Nachstellungen er endlich, da sein Leben in Deutschland nirgends mehr sicher war, in einer kleinen Insel des Zürcher-Sees, Ufnau genannt, sich verbergen mußte; sondern auch sein Körper ging unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen, und der Gewalt

einer so ungestümen Feuerseele von innen, in wenig Jahren zu Trümmern; und setzte dadurch einen Geist in Freiheit, von welchem Adami sehr richtig sagt: daß, wenn äußere Macht, Reichthum und glückliche Umstände seiner innern Kraft entsprochen hätten, er nothwendig die ganze Welt hätte umkehren, und in eine neue Gestalt umschaffen müssen.

Ulrich von Hutten war klein von Person, wiewohl von starkem Bau; abgehärtet zu Ertragung alles Ungemachs; ein Verächter aller Vortheile und Wollüste, die er mit der geringsten Beugung seiner freien Seele, der mindesten Gefälligkeit auf Unkosten seines Charakters hätte erkaufen müssen; von einem unternehmenden kühnen Geist, der allem Widerstand trotzte, und durch nichts zu bändigen war; heftig in Thaten und Worten, unveränderlich standhaft bei der Partey, die er einmal genommen hatte; treu in seinen Verbindungen; aber immer bereit, sich um Wahr und Recht mit dem unentbehrlichsten Freund oder Beschützer abzuwerfen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite, und den unzähligen Feinden, die ihm seine Freiheits- und Wahrheitsliebe auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit und innere Wuth der Seele gesetzt, die zuweilen in Anstöße von Grausamkeit ausbrachen; demungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes; edelmüthig; bieder, offen

und treuherzig; ein tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bei allen diesen Tugenden eines echten irrenden Ritters, einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit; und, zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, denen jeder gewöhnlichere Mensch unterlegen wäre; kurz ein Mann, der es werth ist, daß wir den Ausruf auf ihn anwenden, womit Göthe seinem Götz von Berlichingen parentirt:

„Edler Mann! wehe dem Jahrhundert das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft die dich verkennt!“

Dieser Wielandische Aufsatz veranlaßte einen andern von Herder (sämmtl. Werke zur Philos. u. Gesch. Bd. 13. S. 76., früher in den zerstreuten Blättern), mit welchem Wieland nicht in allen Punkten einstimmte, wovon an einem andern Orte die Rede seyn wird. Die Nachschrift von Herder, S. 100., redet von der Ausgabe der Werke Huttens, welche im J. 1783 Wagenseil projektirt hatte. Von neuem hat sie nun Herr Prof. Münch im J. 1822 übernommen: sollte man, wofern die Leistung

dem Vorsatz entspricht, auch jetzt die Vollendung nicht hoffen können? Ich verweise in Ansehung dieser Werke auf Herders Aufsatz, der einen zweiten, welchen Wieland wollte nachfolgen lassen, unnöthig machte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

C. M. Wielands sämmtliche Werke

Bd.: 47

Leipzig 1826

P.o.germ. 1594 ng-47
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123276-8